

MILTON
UND SEINE ZEIT.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

Professor der Geschichte an der Universität Bern.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

Viertes Buch. Unter der Restauration.



LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT.

1879.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

Viertes Buch.

Unter der Restauration.

1660—1674.



LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT.

1879.

MILTON

UND SEINE ZEIT

VERLAGSBUCHHANDLUNG

Das Recht der Uebersetzung wie alle anderen Rechte vorbehalten von der

Verlagsbuchhandlung.

Viertes Buch.

Unter der Restauration 1660 — 1674.

Inhalts-Verzeichniss.

Erstes Kapitel.

Gefahr und Rettung S. 3 — 24.

Rückkehr der Stuarts 3. Indemnitätsakte 4. Hinrichtungen 5. Schicksal von Lambert und Vane 6. Gefahr Milton's 7, 8. Proklamation gegen ihn und Goodwin. Milton in der Indemnitätsakte übergangen 9. Frage nach seinen Fürsprechern 10. Anekdote seines Scheinbegräbnisses 11. In zeitweiliger Haft des Parlamentes 12. Verschwinden vom öffentlichen Schauplatze 12. Wohnungen, Vermögensverhältnisse, dritte Ehe 13. Wohnung im Artillerie-Weg. Häusliches Leben 14. Die drei Töchter 15, 16. Edward Phillips. Christoph Milton 17. Thomas Ellwood 18, 19. Tod von Lawes und Hartlib 20. Comenius. Durie. Pell 21, 22. Die Royal Society 23. Barrow und Marvell 24.

Zweites Kapitel.

Die Reaktion gegen den Puritanismus S. 25 — 47.

Reaktion gegen den puritanischen Rigorismus 25, 26. Der König und der Hof 27. Ton der höfischen Gesellschaft 28. Reaktion in der Literatur. Butler's Hudibras 29, 30. Rochester 31. Dorset. Sedley 32. Die Bühne. Das Lustspiel 33. Die Tragödie 34. Einfluss Frankreichs 35. Heroische Schauspiele 36. John Dryden 37. Reaktion in der Kirche. Wiederherstellung der bischöflichen Kirche 38 — 40. Verhandlungen mit den Presbyterianern 41, Savoy-Konferenz. Konvokation 42. Korporationsakte. Uniformitätsakte 43. Der Bartholomäustag 1662 44. Indulgenzerklärung des Königs 45. Konventikelakte. Fünfmeilenakte 46. Auswärtige Politik 47.

Drittes Kapitel.

Das verlorene Paradies S. 48 — 103.

Frühe Beschäftigung mit dem Gegenstande 48, 49. Zeit der Abfassung 50. Die Pest 1665. Milton in Chalfont 51. Ellwood liest das Gedicht 52. Brand von London 1666 53. Englisch-niederländischer Krieg 54, 55. Erscheinen des verlorenen Paradieses 56, 57. Quellen: Caedmon. Du-Bartas. Die Fletcher etc. 58, 59. Andreini's Adamo 60. H. Grotius' Adamus exul 60. Vondel's Lucifer 61. Der Gegenstand 62 — 65. Dramatischer Charakter des Gedichtes 66. Inhaltsangabe 66 — 76. Die Charaktere: Satan und die Teufel 76 — 80. Gott, Gottes Sohn und die Engel 81 — 83. Adam und Eva 83 — 87. Das epische Element 88. Kopernikanisches oder ptolemäisches System 89 — 91. Das lyrische Element 92, 93. Puritanische Tendenz 94. Das didaktische Element. Die Weltanschauung des Dichters 95 — 97. — Milton und Bunyan 97, 98. Milton und Klopstock 99, 100. Milton und Dante 101 — 103.

Viertes Kapitel.

Das wiedergewonnene Paradies. Simson der Athlet S. 104 — 128.

Entstehung des wiedergewonnenen Paradieses 104, 105. Verhältnis zum verlorenen Paradiese 106. Inhaltsangabe 107 — 114. Renaissance und Puritanismus 115. Milton's Latinismen 116. Der reimlose Jambus 117, 118. Behandlung dieser Versform 119. — Entstehung des Simson 120, 121. Antike Form des Dramas 122, 123. Inhalt 124 — 126. Kritik 126. Autobiographische Andeutungen 127. Politische Tendenz 128.

Fünftes Kapitel.

Abschluss der gelehrten Arbeiten S. 129 — 165.

Lateinisches Wörterbuch 130. Lateinische Grammatik 131. Geschichte Britanniens 132 — 145. Milton's historische Befähigung 133. Benutzte Quellen 134. Seine Quellenkritik 135. Populärer Charakter seines Werkes 136. Sein historischer Stil 137, 138. Anspielungen auf die Zeitgeschichte 139. Die unterdrückte Stelle bezüglich der Revolution 140 — 145. Lehrbuch der Logik 146. System der Theologie 147. Entstehung und Handschrift des Werkes 147, 148. Allgemeiner Charakter des Werkes 149, 150. Sein Zweck 151. Anlehnung an die Bibel 152. Benutzung früherer Lehrbücher 153. Verbindung von Glaubens- und Sittenlehre 154. Vergleichung mit dem verlorenen Paradiese 155, 156. Milton und der Calvinismus 157, 158. Milton und die Dreieinigkeitslehre 159, 160. Milton und der Pantheismus 161, 162. Ansichten über Taufe und Ehe 163, 164. Schlussbetrachtung 164, 165.

Sechstes Kapitel.

Des Lebens Ende S. 166 — 192.

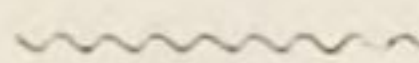
Ereignisse in Staat und Kirche 166 — 168. Test-Akte 169. Milton's Schrift „Von wahrer Religion, Schisma, Toleranz“ 170 — 175. Ueber den Katholicismus 171. Ueber die protestantischen Sekten 172. Grenze der Toleranz gegenüber dem Katholicismus 173, 174. Vertheidigung Milton's durch Marvell gegen Samuel Parker und Genossen 175, 176. Milton's „Beschreibung des russischen Reiches“ 177, 178. Uebersetzung der Deklaration betreffend die Königswahl Sobieski's. Zweite Auflage der Gedichte 179. Die Privatbriefe und College-Reden. Die Staatsbriefe 180. Mitwirkung an E. Phillips' *Theatrum poetarum* 181. Zweite Auflage des verlorenen Paradieses 182. Milton und Dryden 183. Undankbarkeit von Milton's Töchtern 184, 185. Letzte Willenserklärung 186, 187. Zeugenaussagen über das Verhalten der Töchter 188. Schicksale Christoph Milton's und der beiden Phillips 189, 190. Milton's Nachkommenschaft 190, 191. Schluss 191, 192.

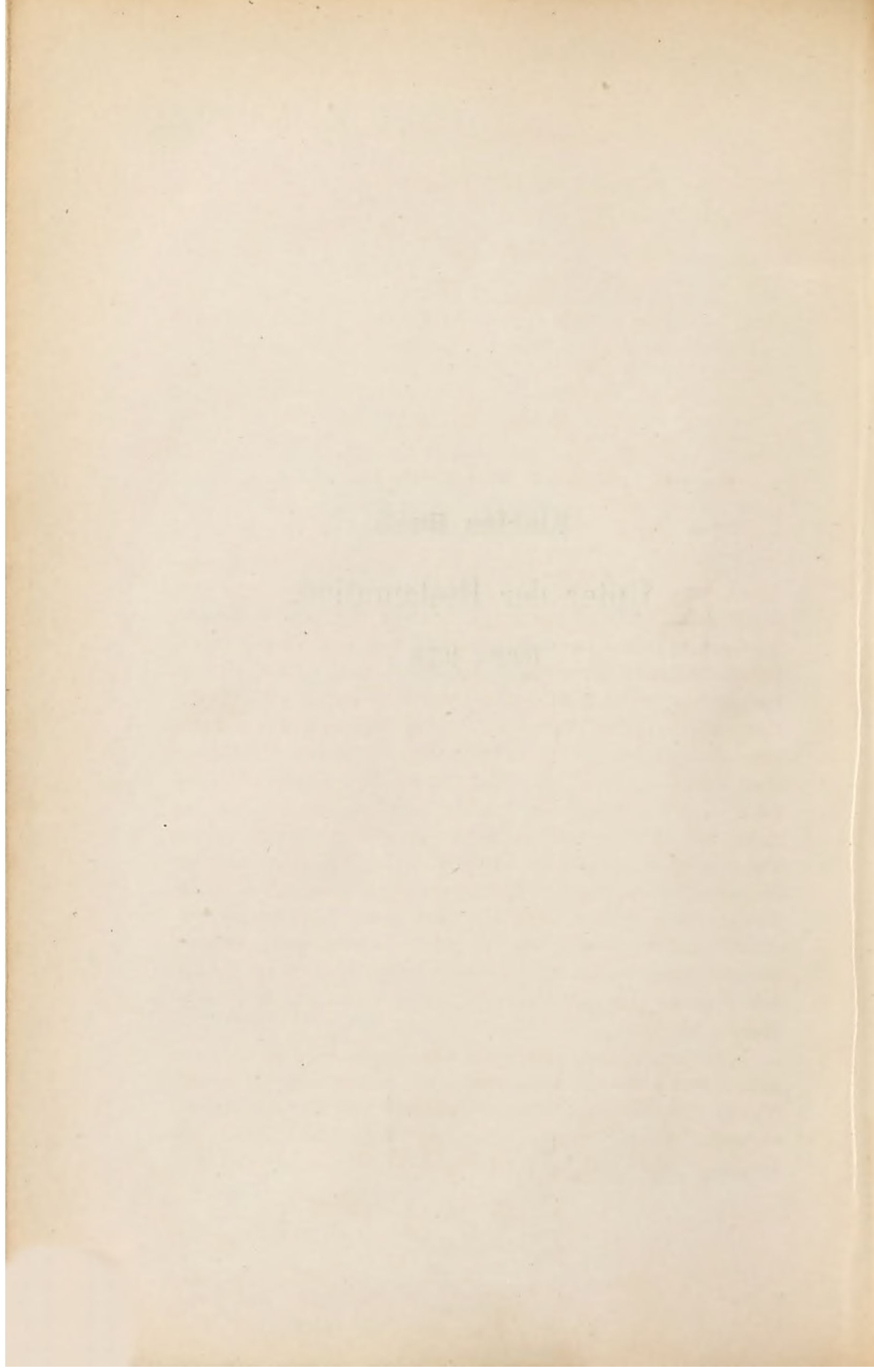
Anmerkungen S. 193 — 210.**Personenregister S. 211 — 217.**

Viertes Buch.

Unter der Restauration.

1660 — 1674.





Erstes Kapitel.

Gefahr und Rettung.

Am 29. Mai 1660 hielt Karl II. unter dem brausenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen seinen Einzug in den väterlichen Palast. Es war ein Tag, von dem eine neue Aera in der Geschichte Englands datirte, und mit dem auch im Leben Milton's ein neuer Abschnitt begann. Was er mit Bangen hatte herannahen sehen, war eingetreten. Seine Rathschläge, seine Warnungen, seine Beschwörungen waren vergeblich gewesen. Ihm blieb nur die späte Erkenntnis Unmögliches erstrebt, und das bittere Bewusstsein die Hoffnungen der Mannesjahre verloren zu haben. Vereinsamt stand er unter einem Geschlecht, dem er sich fremd fühlte, und jeder Tag brachte ihm Kunde davon, wie rasch sich die Restauration befestigte. Es zeigte sich, dass dieses Volk, dem die Republik nur in Form einer drückenden Militärherrschaft erschienen war, die Monarchie als rettende und erlösende Macht begrüßte. Es zeigte sich nicht minder deutlich, dass der Gedanke einer legislativen Union der drei Reiche verfrüht gewesen war.

Der junge Fürst, dem man seine Fehler um seiner Schicksale willen nachsah, bezauberte alle Herzen. Im Staatsrath fanden sich Vertreter aller derjenigen Parteien friedlich zusammen, deren vereinte Kraft die Wiederherstellung des Königthums bewirkt hatte. Im kleineren Kreise des Kabinetts

entfaltete der alsbald zum Grafen von Clarendon erhobene Lordkanzler Edward Hyde mit den engsten Vertrauten eine stetige und eingreifende Thätigkeit. Die tapferen Veteranen, in denen der Engländer die Institution des stehenden Heeres hassen und fürchten gelernt hatte, legten ohne Murren die Waffen nieder und kehrten ohne Zögern zum bürgerlichen Leben zurück. Das Konventionsparlament, von Karl II. als gesetzmässig anerkannt, nahm keinen Anstand das Tonnen- und Pfundgeld auf die Zeit seines Lebens zu bewilligen und dem König ein Jahreseinkommen zu sichern, das zwar für seine Bedürfnisse nicht genügte, aber reicher ausfiel als es jemals vorher der Fall gewesen war. Die Frage der Rückerstattung eingezogener Güter der Krone, der Kirche und von Privaten gieng einer Lösung entgegen, die, wenn sie auch zahlreiche Ansprüche unbefriedigt liess, einen gesicherten Rechtszustand schuf und besser als irgend etwas sonst die Stärke der neuen Regierung bezeugte.

Indessen die wichtigste Angelegenheit war die der Indemnität, des Vergebens und Vergessens, mit Rücksicht auf alle die, welche sich persönlich an der Revolution theiligt hatten. In der Erklärung von Breda vom 14. April 1660 hatte Karl II. eine allgemeine Verzeihung für alle, die binnen vierzig Tagen ihre Loyalität bekunden würden, versprochen, mit alleinigem Ausschluss derjenigen, die das Parlament davon ausnehmen werde. Bald nach seiner Rückkehr hatte er durch eine Proklamation die Richter seines Vaters aufgefordert, sich binnen vierzehn Tagen zu stellen, bei Strafe der Wohlthat der Amnestie verlustig zu gehn. Eine Anzahl hatte sich im Vertrauen auf das königliche Wort ausgeliefert. Einige wurden auf der Flucht ergriffen. Anderen gelang es auf das Festland zu entkommen. Das Unterhaus legte zuerst wenig Neigung an den Tag, die Politik der Rache über einen sehr beschränkten Kreis von Personen hinaus zu erstrecken. Seiner Masse nach aus Männern von presbyterianischen Sympathieen zusammengesetzt, schien es gewillt, einige wenige Opfer von besonders verhasstem Namen auszuwählen und durch ihren Tod die Schuld aller übrigen sühnen zu lassen.

Selbst von den Regiciden hatte es ursprünglich nur sieben von der Zusicherung des Lebens ausgeschlossen zu sehn gewünscht. Allein bald wuchs schon bei den Gemeinen das Register der zum Tode Bestimmten an, und eine zweite Liste umfasste die Namen derjenigen, denen eine geringere Strafe zngedacht war. Das Haus der Lords, das sich seit dem Mai wieder gefüllt hatte, war bei weitem mehr von den Gefühlen des Hasses und der Rache beseelt. Jede Veränderung, die es an der Indemnitätsbill vornahm, war eine Verschärfung. Es forderte den Tod für alle diejenigen, welche das Urtheil über den König gesprochen hatten, und fügte fünf Namen, unter denen die von Vane und Lambert, hinzu.

Das Ergebnis der langen Verhandlungen war ein Kompromiss, bei dessen Herstellung der erste Berather des Monarchen es sich wenig angelegen sein liess, die Ehre des königlichen Wortes zu wahren. Unter den zehn Männern, an welchen das Todesurtheil vollstreckt wurde, war einer der Königsrichter, der sich im Vertrauen auf die Proklamation Karls II. gestellt hatte. Fünf, die wie er den „blutigen Vollzugsbefehl“ vom 29. Januar 1649 unterzeichnet hatten, theilten sein Schicksal. John Cook, der einstige Vertreter der Anklage gegen den „Tyrannen und Feind des Gemeinwesens“, Hacker und Axtell, welche während des Processes und während der Hinrichtung die Wachen kommandirt hatten, Hugh Peters, der leidenschaftliche Prediger, den ein besonderer Hass verfolgte, bestiegen gleichfalls unweit der Richtstätte von Whitehall das Schaffot. Mit Ausnahme des zuletzt Genannten legten sie sämmtlich die grösste Standhaftigkeit und Zuversicht in die Gerechtigkeit ihrer Sache an den Tag. Drei weitere Regiciden wurden einige Zeit nachher von den Niederlanden ausgeliefert und giengen mit dem Gefühl von Märtyrern in den Tod. Die Flüchtlinge, welche unter dem Schutz des Freistaates von Bern an den Ufern des genfer Sees ein Asyl gefunden hatten, sahen sich noch in dieser Entfernung von der Heimat beständig durch meuchlerische Nachstellungen bedroht, und einen von ihnen traf die Kugel des gedungenen Mörders⁽¹⁾. Auch blieben diejenigen Königsrichter, deren

man habhaft geworden war und deren Leben geschont wurde, der Freiheit beraubt. Henry Marten hat zwanzig Jahre geduldet, und erst der Tod hat den Achtundsiebzigjährigen erlöst. —

Lambert und Vane hatten nicht zu den Richtern Karls I. gehört, aber die fanatischen Royalisten setzten es durch, dass auch sie von jeder Amnestie ausgenommen sein sollten. Das Konventions-Parlament zeigte immerhin noch so viel Mässigung darauf zu dringen, dass falls sie des Todes schuldig befunden würden, die Ausführung des Urtheils unterbleiben sollte. Das neue Parlament, welches aus den Wahlen von 1661 hervorgieng, kannte keine Schonung. Lambert wusste durch die demüthige Haltung, die er vor seinen Richtern einnahm, wie durch Anrufung der königlichen Gnade sein Leben zu retten und blieb dreissig Jahre lang ein Gefangener auf der Insel Guernsey. Vane erwartete ein anderes Geschick. Von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt und zuletzt auf Scilly in einsamer Haft gehalten, hatte er weder die Spannkraft noch die Ruhe seines Geistes verloren. In den Todesbetrachtungen, die er niederschrieb, in dem rührenden Briefe, durch den er sein Weib über ihr Schicksal zu trösten suchte, athmet das Gefühl einer allen irdischen Kämpfen entrückten, durch nichts mehr zu erschütternden Seele. Seine Vertheidigung vor dem Tribunal gegen eine Anklage, die tausend andere ebenso gut hätte treffen können wie ihn, kann noch heute als ein Muster muthiger und würdiger Beredtsamkeit gelten. Aber sein Loos war entschieden. Der König selbst, der doppelt und dreifach gebunden war, dem stolzen Republikaner Gnade zu erweisen, so sehr er sich sonst bemühte die Rachegefühle seiner Anhänger zu zügeln, gab ihn auf. „Er ist ein zu gefährlicher Mann, schrieb er dem Lordkanzler, um ihn am Leben zu lassen, wenn wir ihn auf gute Art bei Seite schaffen können“. Indem sich Vane auf den Tod vorbereitete und die Seinigen zu einem letzten Gebete um sich versammelte, sprach er die Ueberzeugung aus, dass die „ruhmreiche Sache“, für die er gelebt, aus seinem Blute wieder emporspriessen werde. Am 14. Juni 1662 endete der Mann, der einst von

Milton mit begeisterten Worten gepriesen worden war, an derselben Stätte, welche die letzten Momente Strafford's gesehen hatte, unter dem Richtschwert⁽¹⁾. Ein Jahr vorher war, um auch in Schottland den Umschwung der Dinge mit Blut zu bezeichnen, das Haupt Argyle's auf dem Schaffot gefallen. Es wurde auf demselben Pfahl aufgesteckt, der den Kopf seines Gegners Montrose getragen hatte. Zwei weitere Opfer, ein Kapitän, der einst zu Cromwell übergegangen war, und ein einflussreiches Mitglied des Klerus folgten ihm nach. —

Man wollte nicht dabei stehn bleiben der Welt das Schauspiel von Hinrichtungen zu geben, auch die Todten sollten von der Rache der Restauration getroffen werden. Die Gebeine von Cromwell's Mutter und Tochter, von Pym und Blake wurden aus der Kapelle Heinrich's VII. und aus der Westminsterabtei entfernt um in den anstossenden Kirchhof versetzt zu werden. Die Leichname Cromwell's, Bradshaw's, Ireton's wurden aus ihren Gräbern gerissen und an dem Galgen von Tyburn aufgehängt. Man schnitt ihnen die Köpfe ab und machte sie zum grässlichen Schmuck derselben Halle von Westminster, in der das Urtheil über Karl I. gefällt worden war.

Die Frage drängt sich auf, welches Schicksal Milton erlitt. Von allen denen, deren Feder der Republik gedient hatte, gab es keinen Berühmteren als ihn. Hatte er keine Gelegenheit gehabt, an der Verurtheilung des Königs Theil zu nehmen, so hatte er sie doch für vollkommen gerechtfertigt erklärt. Er hatte die Zertrümmerung des „königlichen Bildes“ übernommen. Er hatte im Kampfe mit Salmasius und seinen Geistesverwandten die grosse politische Frage vor dem Forum der öffentlichen Meinung Europas behandelt. Ein Jahrzehnt hindurch hatte er einen wichtigen amtlichen Posten bekleidet. Bis zuletzt war seine Stimme gegen die Herstellung der Monarchie laut geworden, und unmittelbar vor der Rückkehr des Königs hatte man seinen Namen wiederholt in den schriftstellerischen Kämpfen des Tages genannt hören können.

Karl II. hätte noch seine besonderen Gründe gehabt, den Mann seine strafende Hand fühlen zu lassen, der im siebenundzwanzigsten Kapitel des Bilderstürmers ein wenig schmeichelhaftes Bild von seiner Person entworfen hatte. Wenn Vane zum Richtplatz geführt werden konnte, so durfte sich sein blinder Gesinnungsgenosse nicht sicher fühlen, und theilnehmende Freunde im Ausland hatten Grund genug sich ängstlich nach seinem Loose zu erkundigen. Auch fehlte es keineswegs an Denunciationen, wie sie in Zeiten eines plötzlichen Umschlags der öffentlichen Angelegenheiten mit widerlicher Geschäftigkeit vorgebracht zu werden pflegen. Möglicher Weise war auch Milton's politischer Phantasieen gedacht worden, wenn schon am 20. April ein anonymes Pamphletist die Frage aufgeworfen hatte, „ob Erhängen oder Ertränken die beste Art sei unsere vormaligen Republikaner in die Gemeinwesen Utopia oder Oceana zu befördern“⁽¹⁾. Roger L'Estrange versäumte nicht in einer neuen Schrift, die von seinem erprobten Royalismus Zeugnis ablegen sollte, darauf hinzuweisen, dass Milton „gegen Dr. Griffith geschrieen“, von ihm selbst aber die gebührende Antwort empfangen habe⁽²⁾. Ein gereimtes Libell nannte unter der Zahl derer, die „im schwarzen Hofe Plutos“ gleichsam die Leibwache des Protektors gebildet hätten, neben den Harrison, Hewson, Cook, Vane u. s. w. ausdrücklich auch Milton⁽³⁾. Die nachgelassene Schrift des Salmasius, die einige Monate nach der Rückkehr des Königs in London herauskam, ein Neudruck des „unzerbrochenen Bildes“ (s. o. III. 48), rief auf's neue die Erinnerung an die überlebende Partei jener denkwürdigen literarischen Kämpfe wach. — Je stärker unmittelbar nach der Restauration diejenige Art historischer Literatur anwuchs, welche die Vergangenheit vom einseitigen Parteistandpunkt aus beurtheilte, je lebhafter die Neigung war, das Andenken des Königs-Märtyrers in glänzenden Farben aufzufrischen, desto häufiger bot sich auch der Anlass dar, den ehemaligen Sekretär der Republik recht eindringlich der Beachtung derer zu empfehlen, gegen die er so empfindliche Streiche geführt hatte.

In der That zeigte sich sehr bald, dass man Milton's

nicht vergessen habe. Am 16. Juni beschloss das Haus der Gemeinen den König zu bitten, zwei Bücher Milton's — man dachte an den Bilderstürmer und die erste Vertheidigung des englischen Volkes — und eine Schrift John Goodwin's (*The obstructors of justice*), in denen der Mord Karls I. gerechtfertigt worden sei, confisciren und verbrennen zu lassen, sowie durch den Attorney-General gegen die Verfasser einzuschreiten. Auch sollte der Sergeant-at-Arms des Hauses beide in Haft nehmen. Am 13. August erschien die gewünschte königliche Proklamation. Sie nannte die Titel der betreffenden Schriften Milton's und Goodwin's, forderte ihre Auslieferung, „auf dass die guten Unterthanen von ihren schlechten und verrätherischen Grundsätzen nicht angesteckt würden“, und ermächtigte die Sheriffs die confiscirten Exemplare durch die Hand des Henkers verbrennen zu lassen. Von den Autoren hiess es, sie seien „entweder geflohen oder hielten sich so verborgen, dass alle Bemühungen ihrer habhaft zu werden, um sie vor Gericht zu stellen und der gerechten Strafe für ihren Verrath und ihre Verbrechen zu überliefern, bisher vergeblich gewesen seien“. Schon hieraus geht hervor, dass das Gerücht falsch war, welches Milton bereits am 15. Juli verhaftet sein liess⁽¹⁾. Am 27. August wurden, wie die Zeitung verkündigte, „verschiedene Exemplare dieser infamen Bücher John Goodwin's und John Milton's, geschrieben zur Rechtfertigung des grässlichen Mordes des verewigten ruhmvollen Herrschers, Königs Karl I., vor dem Gerichtshaus in Old Bailey durch Henkershand verbrannt“⁽²⁾. Zwei Tage später kam die Indemnitäts-Akte heraus. John Goodwin war unter denen aufgeführt, die für unfähig erklärt wurden, ein kirchliches, bürgerliches oder militärisches Amt zu bekleiden. Milton's Name war übergangen⁽³⁾.

Man hat sich Mühe gegeben an's Licht zu bringen, wessen Vermittelung es Milton verdankte, dass er um so viel besser behandelt wurde als Goodwin, während dieser doch zur Zeit des Interregnums eine viel geringere Rolle gespielt hatte. E. Phillips spricht nur von „einigen im Geheimrath und Parlament“ und gedenkt besonders der Bemühungen „Andrew

Marvell's, des Mitgliedes für Hull, der sich Milton's tapfer im Unterhause annahm und eine starke Partei für ihn zusammenbrachte“. Marvell, der schon in dem Parlamente Richard Cromwell's gesessen hatte, war allerdings nicht der Mann, seinen einstigen Kollegen in der Noth zu verlassen, wie er denn noch später muthig eine Lanze für den alten Freund gebrochen hat. Von anderer Seite werden die Namen des Staatssekretärs William Morris und des Sir Thomas Clarges genannt. Beide standen Monk sehr nahe, und nach der Vermuthung einiger wäre Monk selbst für den Dichter eingetreten. Endlich soll ihm ein Genosse seiner Kunst, ohne Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit ihrer politischen Stellung, einen Dienst vergolten haben, den Milton ihm seinerseits früher geleistet habe.

Der Dichter William Davenant war, im Begriff sich nach Virginien zu begeben, im Anfang des Jahres 1650 mit seinem Schiff in die Hände der Republikaner gefallen. Davenant, der ehemals nicht nur mit der Feder sondern auch mit dem Schwerte für die königliche Sache gefochten hatte, war eine zu bekannte Persönlichkeit, als dass man ihm nicht staatsgefährliche Absichten hätte Schuld geben sollen. Er wurde im Schloss von Cowes auf der Insel Wight gefangen gehalten und beförderte von hier aus sein Heldengedicht „Gondibert“, unvollendet wie es war, zum Druck. Vermochten sich selbst Davenant's Gesinnungsgenossen nicht dazu aufzuschwingen, dies Gedicht mit Hobbes der Iliade und Aeneide an die Seite zu stellen, so forderte doch das persönliche Schicksal des Dichters zu ausserordentlicher Theilnahme auf. Man verbrachte ihn nach dem Tower und war im Begriff ihm den Process auf Leben und Tod zu machen, als er sich auf eine nicht hinlänglich aufgeklärte Weise in Freiheit gesetzt und weiteren Verfolgungen entzogen sah. Zwei Aldermen von York, gegen die er sich während des Bürgerkrieges sehr freundlich erwiesen hatte, sollen sich für ihn verwandt haben. Von anderer Seite taucht die Nachricht auf, die Fürbitte Milton's sei ihm gleichzeitig zu gute gekommen. Indessen ist diese Ueberlieferung zu unsicher, als dass man sie ohne

weiteres gelten lassen dürfte. Mit ihr steht und fällt aber die andere, dass Davenant, der die Gunst der herrschenden Kreise in hohem Masse genoss, sich jenes Liebesdienstes erinnert und für Milton verwandt habe⁽¹⁾.

Kaum besser begründet erscheint die Anekdote, die zu berichten weiss, auf welche Weise es gelungen sei, bis zum Erlass der Indemnitätsakte die Wachsamkeit der Späher, welche Milton auflauerten, zu täuschen. Die Freunde des Dichters — so heisst es — feierten, um Zeit zu gewinnen, zum Schein sein Leichenbegängnis, ein Komödiantenstreich, über den der König selbst später herzlich gelacht haben soll⁽²⁾. In jedem Fall kann die Mitwissenschaft Milton's nicht vorausgesetzt werden. Auch sein Neffe giebt keine Andeutung irgend eines Vorganges dieser Art. Er berichtet nur, dass diejenigen, die sich für das Wohl seines Oheims interessirten, ihm gerathen hatten sich eine Zeit lang verborgen zu halten. Ohne Zweifel fiel das noch in die Zeit vor der Rückkehr des Königs. Man kennt eine Urkunde, aus der hervorgeht, dass am 7. Mai 1660 Cyriack Skinner seinem Freunde Milton 400 £. vorstreckte. Offenbar brauchte der Dichter damals rasch eine bedeutende Geldsumme für alle Fälle. Er verliess seine Kinder und hielt sich im Hause eines Freundes in Bartholomew-Close bis zum Erscheinen der Indemnitätsakte versteckt⁽³⁾.

Allein auch danach war die Zeit der Gefahr für ihn noch nicht vorüber. Wir wissen nicht, was ihm die nächsten Monate gebracht haben. Es wird erzählt, er habe in schlaflosen Nächten die Tücke fanatischer Royalisten gefürchtet. Sicher ist, dass ihn das Haus der Gemeinen in den Gewahrsam seines Sergeant-at-Arms abführen liess. Zwar fehlt sein Name in einer am 12. Sept. verlesenen Liste derjenigen, die sich unter Aufsicht dieses Beamten befanden. Aber vom 15. Dec. 1660 datirt die Vollmacht, ihn nach Zahlung der Gebühren zu entlassen. Am siebzehnten wurde berichtet, dass der Sergeant übermässige Gebühren für die Haft Milton's „verlangt“ habe, und der Beschluss gefasst, beide vorzufordern, um das richtige Mass der zu zahlenden Summe festzusetzen. Vermuthlich hatte Milton selbst auf diese Genugthuung zu

dringen den Muth gefunden, nachdem ihm auch die ausdrückliche Verzeihung des Königs zu Theil geworden war⁽¹⁾.

Eine grosse Gefahr war glücklich am Haupte des Dichters vorübergezogen. Sein Leben und seine Freiheit waren gerettet, aber er war ein abgethaner Mann. Nichts kann verkehrter sein als der Erzählung Glauben zu schenken, der König habe ihm, der die Hinrichtung seines Vaters vertheidigt hatte, bald nach seiner Rückkehr wiederum eine Stelle im Staatsdienst, den Posten eines „lateinischen Sekretärs“ angeboten, und Milton habe dem Zureden seines Weibes mit den Worten entgegengetreten müssen: „Du hast ganz Recht, du möchtest wie andere Frauen in deiner eigenen Kutsche fahren, mein Wunsch aber ist als ein ehrlicher Mann zu leben und zu sterben“. Für die herrschenden Kreise war er nicht mehr vorhanden. Nur ein einziges Mal, als Alexander Morus unter dem Zudrang der vornehmen Welt in der Kapelle von St. James als Prediger auftrat, erinnerte man sich vielleicht daran, dass ein gewisser John Milton, der schwerlich unter den Zuhörern war, dem erborgten Heiligenschein dieses Schauspielers im Priestergewande vor Jahren wenig Achtung erzeugt hatte⁽²⁾. Er selbst sah sich in einem Brief an Heimbach zu dem bitteren Geständnis gezwungen, dass „seine Liebe zum Vaterlande ihn beinahe des Vaterlandes beraubt hätte“. Presbyterianische Feinde, die ihre herzliche Freude über die Hinrichtung der Regiciden nicht verbargen, jubelten auch darüber, dass der „blinde Milton“ wie „andere aus der verfluchten Rotte“, für immer in Ungnade gefallen sei⁽³⁾. Von einer Ausnahme abgesehen, hat er nie wieder als Schriftsteller vor der Oeffentlichkeit Fragen von politischem Interesse berührt. Um so entschiedener wandte er sich in den folgenden Jahren zu derjenigen Art des Schaffens zurück, zu der ihn, wie er einst erklärt hatte, „der Genius seiner Natur gewaltig hintrieb“. Seine ganze publicistische Thätigkeit war ihm immer nur als eine Ablenkung von der Erfüllung seiner Lieblingspläne erschienen. Die Restauration gab ihm Musse sie wieder aufzunehmen.

Sobald er es ohne Gefahr wagen konnte, hatte er eine

Wohnung „in Holborn nahe bei Red-Lion-Fields“ genommen, diese indessen wenig später mit einer anderen in Jewin-Street vertauscht. Seine Vermögensverhältnisse hatten inzwischen schwer gelitten. Zweitausend £., die er von seinem Gehalt als Sekretär erspart hatte, soll er bei der Accise-Verwaltung angelegt, aber durch die Weigerung der Regierung, die Verpflichtungen der Republik anzuerkennen, nach der Restauration verloren haben. Auch von einer anderen grösseren Summe ist die Rede, vielleicht dem Jahresertrag erkauften Kirchengutes, die ihm entzogen wurde. Das väterliche Haus in Bread-street mag seinen Hauptbesitz gebildet haben⁽¹⁾. Doch blieb es ihm möglich ganz unabhängig, wenn auch höchst einfach und eingeschränkt zu leben. Allein der Blinde war hilfsbedürftiger als jeder andere. Seine drei Töchter, deren jüngste noch ein Kind war, hatten eine mütterliche Aufsicht nöthig. Da hielt es „ein alter Freund“ für gerathen, ihn zu bewegen zum dritten Mal zur Ehe zu schreiten. Es war der Dr. Paget, ein in Coleman-Street ansässiger Arzt, der nach übereinstimmenden Berichten in sehr vertrautem Verhältniss zum Dichter gestanden haben muss⁽²⁾. Die Gattin, die er ihm zuführte, war vermuthlich eine entfernte Verwandte, Elisabeth Minshul, aus einer Familie, welche seit geraumer Zeit ein kleines Besitzthum in Wistaston nahe bei Nantwich (Cheshire), in Händen hatte. Als die Fünfundzwanzigjährige im Februar 1663 sich mit Milton verband, konnte von gegenseitiger tieferer Neigung schwerlich die Rede sein, aber da sie „sanft, von verträglicher und angenehmer Art“ war, so schien sich sein Lebensabend doch etwas heiterer zu gestalten⁽³⁾. Nicht lange nach seiner Verheirathung bezog er wiederum eine neue Wohnung, die ihm von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, für den Rest seiner Tage diente. Sie wird bezeichnet als gelegen im „Artillerie-Weg, der zu den Feldern von Bunhill“ führt, und man vermuthet, dass sie sich auf der linken Seite des heutigen Bunhill-Row befand; wenn man durch diese Strasse nordwärts den Weg gegen das St. Lukas-Hospital nimmt. Damals stand nur eine Reihe von Häusern, und ihr gegenüber breitete sich jener „Artillerie-Grund“ aus, auf

welchem die ehrbare Bürgerschaft ihre Waffenübungen abgehalten hatte.⁽¹⁾

Wir sind im Stande, uns ein Bild davon zu machen, wie Milton in diesen neuen Umgebungen, unter diesen neuen Verhältnissen sein äusseres Leben einrichtete. Hatte er in besseren Zeiten viel auf Mässigkeit und Fleiss gehalten, so blieb er diesen Tugenden nach dem Wechsel der Dinge, den er erfahren hatte, erst recht getreu. Seitdem sein Augenlicht abgenommen, hatte er die Gewohnheit, bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, aufgegeben und sich statt dessen dazu bequemt, den Tag frühe zu beginnen. Er pflegte um vier Uhr aufzustehen, und das erste, was seinen Geist beschäftigte, war nach puritanischer Sitte die Bibel, aus der ihm ein Diener einen Abschnitt vorlesen musste. Hierauf überliess er sich einige Zeit seinen Gedanken. Um sieben kam sein Diener wieder, um ihm bis gegen Mittag vorzulesen oder sein Diktat nachzuschreiben. Während der einfachen Mahlzeit fehlte es nicht an Unterhaltung. Die Anmuth, aber auch der stark satirische Zug dieser Tischgespräche, wie der Milton'schen Konversation überhaupt, bei der die scharfe Aussprache des Buchstabens R noch besonders auffiel, wird von Urtheilsfähigen ausdrücklich hervorgehoben. Er war nach dem, was Richardson viele Jahre später von seiner jüngsten Tochter hörte, ein „liebenswürdiger Gesellschafter, die Seele der Unterhaltung wegen des überfliessenden Reichthums an Gesprächsstoff und in Folge seiner natürlichen Heiterkeit und Artigkeit“. Den Körper frisch zu erhalten, ergieng er sich gerne ein paar Stunden in freier Luft, und da mit seiner ländlichen Wohnung ein Garten verbunden war, so war es ihm leicht gemacht, sich diese Erholung zu gönnen. Musik war ihm von jeher eine Quelle des Genusses gewesen, sie wurde nun dem Blinden zur Trösterin. Er hatte eine Orgel in seinem Hause, auf der er häufig spielte, oder sich zum Gesang begleitete. Auch an seiner Frau soll er eine gute Stimme zu rühmen gehabt, ihr aber musikalisches Gehör abgesprochen haben. Der Besuch von Freunden verkürzte den Nachmittag, sie blieben wohl manchmal bei ihm, bis das

frugale Nachtessen aufgetragen wurde. Danach rauchte er zu einem Glase Wasser seine Pfeife und legte sich, selten später als neun Uhr, zur Ruhe. — So war der Tag regelmässig eingetheilt, und in einfachen, festen Formen bewegte sich ein innerlich reiches und arbeitsvolles Dasein⁽¹⁾.

Eine wesentliche Frage war, ob sich für die geistige Thätigkeit und den Schaffensdrang des seines Augenlichtes Beraubten immer die nöthige Hilfe finden werde. Wie übel es häufig damit bestellt war, ersieht man aus einem Briefe Milton's an Heimbach, dem einzigen Schreiben aus der Zeit seines Alters, das auf uns gekommen ist. Er klagt seinem Korrespondenten, wie er genöthigt sei, „einem Knaben, der des Lateinischen ganz unkundig, beinahe die einzelnen Buchstaben vorzusprechen“ und bittet etwa vorkommende Fehler entschuldigen zu wollen. Es ist dann allerdings von einem Diener die Rede, der regelmässig zu ihm kam. Allein wir dürfen voraussetzen, dass dieser nur eben nothdürftig Englisch lesen und schreiben konnte, während Milton's Studien von jeher einen weiten Umkreis todter und lebender Sprachen umfassten. Da war er denn, ohne Zweifel schon vor seiner dritten Verheirathung, auf das Auskunftsmittel verfallen, zwei seiner Töchter anzulernen. Anna, die älteste, war freilich für seine Zwecke sehr unbrauchbar. Sie war schwächlich und hatte zudem einen Fehler an der Zunge, der ihr eine deutliche Aussprache unmöglich machte. Auch wissen wir, dass sie des Schreibens nicht kundig war. Die beiden anderen dagegen, Mary und Deborah, so jung sie noch waren, machten sich dem Vater durch Vorlesen wie durch Nachschreiben nützlich. Die jüngste, welche am besten dazu fähig gewesen zu sein scheint, wird insbesondere als „sein Amanuensis“ bezeichnet. Er pflegte, so liess sich der Maler Richardson später berichten, gewöhnlich in einem bequemen Stuhl sitzend, ein Bein über die Lehne geschlagen, zu diktiren. Oft aber, namentlich an kalten Wintermorgen, und ebenso in schlaflosen Nächten habe er im Bette liegend gedichtet und, wenn er die passende Form gefunden, ohne Rücksicht auf die Stunde, seine Töchter herbeigeschellt, um das Erdachte durch die

Schrift fixiren zu lassen. So viel es für sich hat, diese letzte Bemerkung nur für eine spätere Ausschmückung der wirklichen Verhältnisse zu halten, so scheint doch so viel gewiss, dass die beiden jüngeren Töchter die geistlose Arbeit, die sie vielfach zu leisten hatten, nur ungern auf sich nahmen. Sie wurden dazu angehalten, „ihm Bücher aller Art vorzulesen, ohne ein Wort vom Inhalt zu verstehn“, und auf's „genaueste alle die Sprachen auszusprechen, deren mechanische Wiedergabe er ihnen, auf welche Weise auch immer, beigebracht hatte. Unter diesen waren aber nicht nur Französisch, Italienisch und Spanisch, sondern selbst Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, wenn nicht auch Syrisch einbegriffen. Lange Zeit nach dem Tode ihres Vaters erzählte Deborah, dass die Geschwister ihm „in acht Sprachen vorgelesen“ hätten, obgleich sie nur die englische verstanden. Er habe oft gesagt: „eine Zunge sei für ein Weib genug“. Auch habe er sie nie eine Schule besuchen, sondern durch eine Lehrerin zu Hause unterrichten lassen⁽¹⁾. Soweit ihre Fähigkeiten es erlaubten, leistete selbstverständlich auch die junge Frau dem Hilflosen ihre Dienste.

Aber Milton war schon früher nicht allein auf die Genannten angewiesen gewesen. In dem kostbaren Ms. Bande, der im Trinity College zu Cambridge aufbewahrt wird, kann man ausser den Original-Entwürfen von Milton's eigener Hand, mindestens sechs verschiedene andere Hände nachweisen, deren keine seiner dritten Frau oder den Töchtern zugeschrieben werden darf, selbst wenn die betreffenden Stücke erst später niedergeschrieben sein sollten, als das Datum der Abfassung zulassen würde. Der Neffe Milton's lässt uns denn auch hören, dass sein Oheim, wenn nicht regelmässig, so doch ab und zu die Hilfe wissenschaftlich gebildeter Freunde in Anspruch nehmen konnte. Es waren darunter „Männer, die sich mit Eifer dazu drängten, ihm vorzulesen, sowohl um an den Früchten dieser Lektüre selbst Theil zu nehmen, wie auch um sich ihm durch diese Gefälligkeit zu Dank zu verpflichten“. „Jüngere wurden von ihren Eltern aus demselben Grunde zu ihm geschickt.“ Man denkt in erster Linie an die beiden Phillips selbst, die ihrem Oheim so viel zu verdanken hatten.

Dass der Zweite, John, dessen literarische Thätigkeit Milton nur wenig gefallen konnte, den Verkehr mit ihm fortgesetzt haben sollte, ist kaum glaublich. Vom Aelteren, Edward, ist es bezeugt. Doch wurde er ohne Zweifel durch seine eigenen Angelegenheiten stark in Anspruch genommen, als er im Oktober 1663 die Stelle des Erziehers eines der Söhne John Evelyn's antrat, die er 1665 mit einer entsprechenden im Hause des Grafen von Pembroke vertauschte. Der Bruder des Dichters, Christoph, war zwar nach wie vor durch seine politische Gesinnung von ihm getrennt, allein da er nach Phillips' Zeugnis ein Mann von ruhigem Temperament war, so that dieser Gegensatz dem nahen Verhältniss der Geschwister keinen Abbruch. Ein eifriger Verkehr fand indessen schwerlich statt, zumal dem Juristen, der nach der Restauration eine Stelle am Kanzleihof gefunden hatte, seine Amtsgeschäfte vollauf zu thun gaben⁽¹⁾.

Dagegen hatte sich bereits vor dieser Zeit Milton's Bekanntschaft mit einem jungen Quäker angeknüpft, welche für beide Theile sehr gewinnbringend wurde. Es war Thomas Ellwood, dessen höchst anziehende Autobiographie uns erwünschte Auskunft über sein Verhältniss zu Milton giebt. Ellwood stammte aus einem vermöglichen Hause in Oxfordshire. Er war als Kind nach London gekommen und mit der Familie jenes Isaac Pennington vertraut geworden, der während der Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Der ehemalige Lordmayor von London und Königsrichter hatte seine Vergangenheit mit dem Tode im Tower gebüsst. Sein gleichnamiger Sohn nahm sich Ellwood's an⁽²⁾. Ellwood war der Spielgenosse der schönen Stieftochter Pennington's, Guli Springett, gewesen, die später als Gemahlin William Penn's weiteren Kreisen bekannt wurde. Das Beispiel dieser Familie, die auf ihrem Landgut bei Chalfont in Buckinghamshire zum Quäkerthum übergegangen war, wurde für den jungen Ellwood bestimmend. Er sah ein, dass „der Geist der Welt bisher über ihn geherrscht hatte“ und wurde in seiner Gesinnung wie in den äusserlichen Lebensformen ein Mitglied der Sekte. Auch konnten ihn weder der Unwille seines Vaters noch

Verfolgungen der Behörden der Macht des „inneren Lichtes“, das ihn erleuchtete, entziehen. Erfüllt von Abscheu vor „der grässlichen Schuld der trügerischen Priester der verschiedenen Religionsgesellschaften, die ein Gewerbe aus dem Predigen machten und um schmutzigen Gewinnes willen das Volk immer wie Schulknaben behandelten“, hatte er bereits 1660 seine erste Schrift, „Ein Alarmruf an die Priester“, ausgehn lassen, ein Druckwerk, dem während eines langen thaten- und leidenreichen Lebens viele andere, u. a. auch speciell gegen das Institut der Zehnten, nachfolgten.

Nicht lange darauf, 1662, als Milton noch in Jewin-Street wohnte, hatte er diesen kennen lernen. Er erstattet uns über den Hergang in seiner Lebensgeschichte ausführlich Bericht. Ellwood hatte während seiner Jünglingsjahre dasjenige, was er als Kind erlernt hatte, so ziemlich wieder vergessen. Erst, nachdem jene geistige Wandlung mit ihm vorgegangen war, empfand er den Mangel an nützlichen Kenntnissen. Er suchte ihm abzuhelpen und sehnte sich nach dem Unterricht eines tüchtigen Lehrers. In dieser Lage klagte er seinem Freunde Isaac Pennington sein Leid. Dieser verfiel auf den Gedanken, ihn durch Dr. Paget, jenen Arzt, der ihm wie Milton befreundet war, bei dem letzten einführen zu lassen. Ellwood erfuhr, dass Milton damals „regelmässig einen Vorleser hielt, gewöhnlich den Sohn eines Gentleman seiner Bekanntschaft, den er aus Güte annahm, um seine Kenntnisse zu vermehren“. Auf solche Weise durch den Dr. Paget empfohlen, fand der damals dreiundzwanzigjährige Quäker bei dem Dichter Zutritt, „nicht als ein Diener“, auch nicht als ein „Genosse seines Hauses“, sondern nur mit der Erlaubnis, „zu gewissen Stunden, wann er wollte, zu kommen und ihm aus den Büchern, die er ihm bezeichnete, vorzulesen“. Milton scheint an dem jungen Mann, der, wie die Quäker überhaupt, so manche Idee mit ihm theilte, sonderliches Gefallen gefunden zu haben. Nach einem ersten kurzen Besuch, während dessen Ellwood Rechenschaft über den Stand seines Wissens ablegen musste, miethete er sich eine Wohnung in der Nähe seines künftigen Lehrers. Er gieng „von

da an jeden Nachmittag, den ersten Tag in der Woche aufgenommen, zu ihm, sass bei ihm in seinem Speisezimmer und las ihm aus denjenigen Büchern in lateinischer Sprache vor, die er eben vorgelesen zu hören wünschte“. In seiner Schrift über die Erziehung (s. o. II. 291) hatte Milton schon einer reinen Aussprache des Lateinischen das Wort geredet. Gleich das erste Mal, als Ellwood kam, um ihm vorzulesen, bemerkte der Lehrer seinem Schüler, dass er, schon um mit Fremden in lateinischer Sprache sich unterhalten zu können, die englische Aussprache ablegen müsse. Er machte ihn mit vieler Geduld auf den Unterschied im Klange der Vokale und einiger Konsonanten aufmerksam, und nun erschien dem gelehrigen Schüler das Lateinische, so schwer ihm diese neue Angewöhnung auch wurde, als eine ganz andere Sprache. „Der blinde Lehrer andererseits, berichtet Ellwood, lieb mir, als er meinen Eifer erkannte, nicht nur jede Art von Ermuthigung, sondern auch von Hilfe. Denn da er ein feines Ohr hatte, so merkte er an meinem Ton, ob ich das Gelesene begreife oder nicht, liess mich demnach anhalten, befragte mich und machte mir die schwersten Stellen verständlich.“

Nach kurzer Zeit wurden Ellwood's Studien allerdings in Folge seiner schlechten Gesundheit unterbrochen. Er zog sich auf das Land zurück und machte hier im Hause eines befreundeten Arztes eine schwere Krankheit durch. Nicht sobald fühlte er sich dazu im Stande, als er nach London zurückkehrte. „Ich wurde“, erzählt er, „von meinem Lehrer sehr gütig aufgenommen. Er hatte eine so gute Meinung von mir gefasst, dass ihm, wie ich fand, meine Unterhaltung angenehm war und er schien über meine Wiederherstellung und Rückkehr herzlich erfreut zu sein. Wir nahmen unsere alte Methode zu studiren wieder auf. Ich las ihm vor, und er gab mir, wo es die Gelegenheit erforderte, Erläuterungen.“ Allein auch dies Mal war Ellwood's Glück nur von kurzer Dauer. Am 26. Oktober 1662 wurde eine Quäkerversammlung in London, in der er sich befand, gewaltsam aufgehoben. Er selbst wurde mit seinen Gesinnungsgenossen von einem Gefängnis zum anderen geschleppt. Nach erfolgter Freilassung

suchte er Milton wieder auf, aber er begab sich darauf wieder nach Buckinghamshire, um die Familie Pennington, die ihm während der Haft aus der bittersten Noth geholfen hatte, zu besuchen. Da ihm Pennington eine Stelle als Lehrer des Lateinischen für seine Kinder antrug, so blieb er bei ihm, ohne indessen Milton's zu vergessen⁽¹⁾.

Mit Ellwood erweiterte sich der Freundeskreis Milton's nach der Restauration. Aber es blieben ihm doch auch manche vertraute Genossen früherer Tage, die stolz darauf waren, selbst bei abweichender politischer Gesinnung, den Umgang mit dem vom öffentlichen Schauplatz abgetretenen Zeugen einer grossen Zeit fortzusetzen. Zwar der Musiker Henry Lawes überlebte die Restauration nur um zwei Jahre, nachdem ihm noch die Ehre zu Theil geworden war, die Ode zum Krönungsfest Karls II. zu komponiren und seine frühere Stellung am Hofe zurückzugewinnen. Auch der interessante Deutsche, dem Milton einst seine Schrift über die Erziehung gewidmet, und der seinen Idealismus wärmer als irgend ein anderer getheilt hatte, war nicht mehr. Samuel Hartlib hatte, während die politische Umkehr sich vorbereitete und nach der Wiederherstellung des Königthums, eine trübe Zeit durchlebt, ohne sich dadurch die Elasticität des Geistes, die ruhelose Theilnahme an allen Ereignissen der wissenschaftlichen Welt und die sanguinische Hoffnung auf die Verwirklichung seiner eigenen Lieblingspläne rauben zu lassen. In dem Process gegen die Regiciden wurde er als Zeuge aufgerufen. Er selbst, obwohl er der Regierung Cromwell's seine Dienste geleistet hatte, gieng frei aus. Aber der Briefwechsel seiner letzten Jahre gewährt von seinem elenden Zustande ein deutliches Bild. Seine körperlichen Leiden, namentlich in Folge von Steinbildung, wurden unerträglich. Seine Geldnoth und seine Schuldenlast wurden so gross, dass er genöthigt war, die Wohlthätigkeit von Freunden in Anspruch zu nehmen. Eine Pension, die ihm das letzte Parlament Oliver Cromwell's bewilligt hatte, war schon seit längerer Zeit nicht ausbezahlt worden, und seine Bemühungen, sie vom Konventions-Parlament erneuern zu lassen, waren ver-

geblich. Umsonst berief er sich in einer an das Unterhaus gerichteten Petition darauf, dass er seit dreissig Jahren für die Förderung des Jugendunterrichts, die Erhaltung einer gemeinnützigen Korrespondenz mit dem Auslande, die Linderung der Noth vertriebener Protestanten so viel gethan habe und nun „in seinen alten und kranken Tagen sich und seine Familie nicht erhalten könne“. Für die Unterstützung eines unpraktischen Idealisten hatte man keine Mittel. Er musste selbst die harten Folgen seiner Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit tragen. Sogar der Schmerz, einen Theil seiner Bücher und Manuskripte durch ein Feuer zu verlieren, blieb ihm nicht erspart. Das letzte Lebenszeichen Hartlib's, das man kennt, ist ein Aktenstück, welches vom 9. April 1662 datirt, und es ist wahrscheinlich, dass er bald darauf gestorben ist⁽¹⁾.

Mit Hartlib's Tode werden auch die beiden berühmten Männer so gut wie ganz aus Milton's Gesichtskreis geschwunden sein, für deren Bestrebungen der Deutsche seinen englischen Freund zu interessiren gewusst, und deren einer ihm persönlich nahe gestanden hatte. Comenius weilte seit 1656 in Amsterdam in Verhältnissen, die ihm erlaubten, sich ganz und gar seiner unermüdlichen schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Dort erschienen seine gesammelten didaktischen Werke. Unter den übrigen Schriften seines Alters machten namentlich diejenigen nicht geringes Aufsehen, in denen sich der grosse Pädagog zum Glauben an gewisse Visionen bekannte. Er sah sich auf's heftigste wegen dieser Ansichten angegriffen, ohne sich dadurch die Ruhe seiner Seele rauben zu lassen. Milton hat noch von seinem Tode hören können, der im Jahre 1670 in Naarden erfolgte.

Eine längere Laufbahn stand John Durie offen. Der vielgeschäftige Theologe hatte eine Zeit lang von der Regierung Karls II. etwas für seine Pläne gehofft und seinen Freunden in Zürich, mit denen er in Verbindung blieb, sogar gerathen, wegen des Unionswerkes sich an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London zu wenden. Allein so sehr er sich auch bemühte, seine Vergangenheit vergessen

zu lassen, und so leicht es seinem geschmeidigen Wesen wurde, die Restauration als ein „glückliches Mirakel“ zu preisen, so war doch unter den veränderten Verhältnissen in England nichts mehr für ihn zu erwarten. Er verlor seine Stelle als Bibliothekar von St. James und begab sich schon im Anfang des Jahres 1661 auf das Festland. Auf's neue mühte er sich unverdrossen ab, die Versöhnung der Lutheraner mit den Reformirten durchzusetzen, bis in seinem fünfundachtzigsten Jahre der Tod allen seinen Bestrebungen in Kassel, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, ein Ende machte⁽¹⁾.

Durie's einstiger Reisegefährte, der Mathematiker John Pell, wurde von den neuen Machthabern nicht belästigt. Man fand, dass er durch seine diplomatische Thätigkeit unter Cromwell „nichts gegen das Interesse der englischen Kirche gethan habe“. Er trat sogar in den Kirchendienst ein, aber seine Hoffnung, in diesem rasch emporzusteigen, um sich durch eine gute Pfründe erhalten zu können, verwirklichte sich nur in sehr geringem Masse. Im Jahre 1670 taucht er in Amerika auf, auch dort aber kann sein Weizen nicht geblüht haben. In die Heimat zurückgekehrt, hatte er, eine Zierde der Wissenschaft, aber gleichfalls eine vergessene Grösse der republikanischen Epoche, mit der bittersten Noth zu kämpfen. Seine Schulden führten ihn in's Gefängnis, sein Begräbnis (1685) wurde durch die Mildthätigkeit von Freunden bestritten⁽²⁾.

John Pell erlebte noch, dass ein Gedanke, für den sich ausser ihm selbst so viele Milton nahestehende Personen erwärmt hatten, in glänzender Weise verwirklicht ward. Die Anregungen, welche einst der Pfälzer Theodor Haak gegeben hatte, die Träume Hartlib's von einer grossen geistigen Genossenschaft „Makaria“, die Zusammenkünfte des „unsichtbaren College“ und ihre Fortsetzungen im Hause Robert Boyle's und im Gresham College: alles dies blieb nicht verloren. In einem Zeitalter, welches den naturwissenschaftlichen Bestrebungen eine ausserordentliche Gunst entgegenbrachte, unter einem Fürsten, der selbst ein Vergnügen daran fand, auf diesem Gebiet zu dilettiren, nahmen frühere schwärmerische Ideen eine Form an,

die zwar beschränkter war als sie sich in manchem Kopfe gemalt hatte, dafür aber glücklicher Weise auf einer solideren Grundlage beruhte. Jene Gelehrtenzusammenkünfte, welche seit anderthalb Jahrzehnten mit grösseren oder geringeren Unterbrechungen bestanden hatten, wurden nach der Restauration mit erneutem Eifer wieder aufgenommen. Die Zahl ihrer Theilnehmer wuchs, und man hielt sich an ein regelmässiges Verfahren. Am 15. Juli 1662 verlieh ein königlicher Freibrief der Gesellschaft unter dem Namen der „Royal Society“ Korporationsrechte. Es war ein grosser Akt in der Geschichte der Wissenschaften, der Milton nicht ohne Theilnahme lassen konnte. Die rhetorischen Essays seiner Universitätszeit hatten im Sinne Bacon's den Fortschritten der Empirie das Wort geredet. Seine Schrift über die Erziehung hatte nachdrücklich auf den Mangel naturwissenschaftlicher Bildung hingewiesen. Durch Hartlib musste er mit der ganzen Vorgeschichte des neuen Instituts vertraut geworden sein, und dieses selbst zählte Männer zu seinen Mitgliedern, die ihm schon damals nicht nur dem Namen nach, sondern persönlich bekannt waren. Unter jenen glänzten auch zwei der berühmtesten Dichter, Waller und Dryden, über denen man den einstigen blinden Sekretär der Republik und des Protektorats sehr leicht vergass. Zu diesen gehörte der Antiquar John Aubrey, der älteste Biograph Milton's, Theodor Haak, Abraham Hill. Robert Boyle, der 1668 zu seiner Schwester, Lady Ranelagh, nach London zog, war eine der Hauptzierden der Societät. Sein Neffe, Richard Jones, Milton's ehemaliger Zögling, wurde unter ihre Mitglieder aufgenommen. Heinrich Oldenburg war der Sekretär der Gesellschaft, dem man die ersten Veröffentlichungen ihrer Verhandlungen verdankt. Bei den innigen Beziehungen, die zwischen Oldenburg und Milton in früheren Jahren geherrscht hatten, darf man annehmen, dass ihr Umgang auch nach der Restauration fort dauerte. Wenn irgend einer, so konnte Oldenburg am besten dem alten Freunde mittheilen, was die wissenschaftlichen Kreise London's bewegte⁽¹⁾.

Diesen Jüngern der Naturwissenschaft mag sich auch da-

mals schon der Mediciner Samuel Barrow angeschlossen haben, dessen freundschaftliches Verhältniß zu Milton durch die lateinischen Lobverse, die er der zweiten Ausgabe des verlorenen Paradieses vordrucken liess, hinlänglich bezeugt wird. Barrow war Oberarzt im Heere Monk's gewesen. Er wurde später Generalauditor der Armee und Leibarzt Karls II., allein dies that seiner Verehrung für den ehemaligen Sekretär der Republik keinen Abbruch⁽¹⁾. Man wird bezweifeln dürfen, ob der windige Zeitungsschreiber Marchmont Needham sich ihm gleichfalls noch zu nähern wagte. Charakterlos, wie er war, erkaufte er von der Restauration dadurch Verzeihung, dass er seine republikanische Vergangenheit selbst verspottete. Vermuthlich liess er sich an den Gegner des Salmasius und des Morus nur ungern erinnern. Hingegen der Dichter Andrew Marvell, Mitglied des Parlamentes für Hull, der junge Lawrence, Cyriack Skinner werden ihren intimen Verkehr mit Milton nicht abgebrochen haben.

Man sieht, es war dafür gesorgt, dass er nicht vereinsamte. Er wurde namentlich von Gelehrten häufig besucht, ja sogar, seinem ältesten Biographen zu Folge, „mehr als ihm lieb war“. In jedem Fall konnte er, unterstützt durch das ausgezeichnete Gedächtnis, das man an ihm rühmte, mit Zuhilfenahme anderer Augen, die für ihn sahen, und anderer Hände, die für ihn schrieben, der Ausführung seiner mannichfaltigen literarischen Pläne nachhängen.

Zunächst freilich war noch nichts von allem, was ihn im stillen beschäftigte, hinlänglich reif, um aus seiner Werkstatt entlassen zu werden. Die Stimme, auf welche England und selbst Europa eine Zeit lang gelauscht hatte, schien verstummt zu sein, wie untergegangen in dem wilden, bacchantischen Chor, der seine Lieder des Triumphs über den gefallenen Puritanismus erschallen liess.

Zweites Kapitel.

Die Reaktion gegen den Puritanismus.

Ein Zeitraum von beinahe zwei Jahrzehnten war vergangen, in welchem das englische Volk unter der Herrschaft des Puritanismus gestanden hatte. Erstarkt unter Verfolgungen und Leiden, zum Siege gelangt durch eine unwiderstehliche Revolution, hatten die puritanischen Ideen die schärfste Form gewonnen und der inneren und äusseren Politik, der Gesetzgebung und den Sitten, der Tracht und dem Gespräch der Menschen ihren Stempel aufgeprägt. Der Staat schien dazu bestimmt zu sein, seine Bürger zu einem heiligen Wandel zu erziehen und für „die Ausbreitung des Reiches Gottes“ nach aussen zu wirken. Die Kirche sollte eine Reform erleben, ohne welche sie als unfähig betrachtet wurde, ihre Aufgabe zu erfüllen. Der Einzelne wurde dazu angehalten, im täglichen Leben sich in den Schranken zu bewegen, welche unerbittliche Vorschrift seiner Arbeit wie seiner Erholung zu ziehen wusste. Mit dem Zusammenbruch des Interregnums brach auch die Obmacht der puritanischen Ideen. Sie blieben für immer ein mächtiges Element des englischen Volkscharakters und der englischen Geschichte. Sie erhoben sich in späteren Zeiten nicht selten wiederum zu ausserordentlicher Bedeutung. Aber zunächst erfolgte ein natürlicher Rückschlag gegen alle die Satzungen und Bräuche, die von dem harten Druck beständiger Zwangsmassregeln

unzertrennlich gewesen waren und die der Heuchelei und Scheinheiligkeit nur zu oft als Deckmantel gedient hatten.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen der Sabbathbrecher mit schwerer Geldstrafe oder körperlicher Züchtigung bedroht gewesen war. Wer am Tage des Herrn ein Boot, ein Pferd, einen Wagen, eine Sänfte benutzte, es sei denn, um sich zur Kirche zu begeben, hatte 10 Schillinge Busse zu erlegen oder sechs Stunden im Stock zu liegen. Die gleiche Strafe galt dem Besuch von Schenken, Tanzen und „profanem Gesang“. Urkunden, die an kirchlichen Feiertagen ausgestellt waren, hatten keine Rechtskraft. Andere Akte der puritanischen Gesetzgebung hatten den moralischen Zustand durch übertriebenen Zwang zu bessern gesucht. Schwören und Fluchen wurden gerichtlich verfolgt. Leichtfertigem Lebenswandel drohten drei Monate Gefängnis. Kuppler und Kuppelinnen wurden ausgepeitscht und gebrandmarkt, ehe sie eine langdauernde Haft antraten und büssten im Wiederholungsfall mit dem Leben. Auf Ehebruch stand der Tod. — Drakonische Bestimmungen dieser Art hatten gerade das Gegentheil von demjenigen erreicht, was sie hatten erreichen sollen. Unter ihrer Herrschaft war ein Geschlecht gross geworden, das es gelernt hatte, im geheimen erst recht zu sündigen, da auch Unschuldiges öffentlich als Sünde galt. Dies Geschlecht liess nach der Restauration, der Fesseln ledig, allen Begierden die Zügel schiessen. Nicht dass die grosse Masse der englischen Nation der alten Zucht und Sitte vergessen hätte. Aber die höheren Stände gefielen sich darin, die lange entbehrte Freiheit in einer Weise zu missbrauchen, welche der sittlichen Gesundheit der übrigen Volksschichten gefährlich zu werden drohte.

Der Hof gieng mit dem schlimmsten Beispiel voran. Karl II. gehörte zu den Naturen, welche durch den Wechsel des Geschicks nicht geläutert, sondern verschlechtert werden. Die vornehmste Lehre, die er aus den langen Jahren des Elends und der Verbannung zog, war, sich über die Achtung der Menschen hinwegzusetzen, weil er selbst oft genug Gelegenheit gehabt hatte, sie zu verachten. Die vornehmste

Absicht, mit der er auf den väterlichen Thron zurückkehrte, war, sein königliches Dasein zu geniessen, weil ihm sinnlicher Genuss als Zweck des Lebens galt. Von Haus aus viel zu gutmüthig, um irgend eine Persönlichkeit leidenschaftlich zu hassen und viel zu faul, um irgend ein Geschäft ernsthaft zu betreiben, hatte er nichts von dem Stoff in sich, aus dem Tyrannen gemacht werden, aber genug von den Eigenschaften, aus denen sich das Muster eines pflichtvergessenen Fürsten zusammensetzt. Von ihm hatte man nicht zu fürchten, dass er ein ganzes Volk in Fesseln zu schlagen versuchen werde, um seinem Ehrgeiz zu fröhnen oder um die Probe auf das göttliche Recht des Königthums zu machen. Aber er war so geartet, dass selbst die lebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens nur zu häufig eine Entehrung seiner Stellung mit sich brachten. Das geistreiche Geplauder, in dem er Meister war, wurde ihm ein Mittel, um die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse und den Widerwillen gegen Arbeit geschickt zu verdecken. Die Freigebigkeit, mit der er Aemter und Summen verschenkte, kam ausschliesslich denen zu gut, die mit dem geringsten Verdienst die grösste Keckheit verbanden, seine schwachen Seiten auszubeuten.

Ein Fürst vom Schlage Karl's II. war dazu angelegt, der Sklave weiblicher Reize zu werden. Schon während seines Exils hatten galante Abenteuer einen grossen Theil seiner Zeit in Anspruch genommen. Nach seiner Rückkehr gab seine Zügellosigkeit für das sittliche Verhalten der höheren Gesellschaftskreise den Ton an. Whitehall, das als Residenz des Protektors das Bild eines musterhaften Familienlebens geboten hatte, glich nunmehr einem Serail, in dem sich die Intriguen der königlichen Favoritinnen bekämpften. Die leichtfertigen und verführerischen Geschöpfe mit allen den Reizen von Natur und Kunst, wie sie in den s. g. Memoiren des Chevalier de Grammont und in den Bildern Peter Lely's erscheinen, geboten über den Willen wie über die Kasse des gekrönten Seladon. Nur eine Frau am Hofe sah sich nicht selten durch eine gesuchte Zurücksetzung ausgezeichnet: die junge portugiesische Infantin, welche Königin von England

hiess. In Bälde bereicherte sich der englische Adel durch die Bastarde des Monarchen. Ihre genaue Zahl festzustellen, bot nicht geringere Schwierigkeiten wie diejenige der königlichen Maitressen. Die vornehme Welt wollte hinter einem Beispiel nicht zurückbleiben, das der Herzog von York, wenn auch mit etwas weniger Cynismus, unterstützte. Nicht selten lag ein besonderer Reiz darin, einige Stufen hinabzusteigen und sich auf der Strasse oder hinter den Kulissen die käuflichen Gegenstände der Lust zu suchen. Wurden die Männer durch die freien Bewegungen und die kecke Sprache einer üppigen Subrette gefangen, so fand bei den Damen die Kraft und die Gewandtheit kühner Akrobaten mitunter eine mehr als ästhetische Bewunderung. Man hatte so lange die Maske der Ehrbarkeit und Sittenstrenge getragen, dass man sich nicht bedachte, mit der Maske auch die Scham abzuwerfen.

Der ganze gesellschaftliche Ton der höheren Klassen wurde gleichzeitig ein anderer. Mit den zierlichen Modewaaren, die man aus der Hauptstadt Frankreichs bezog, empfing man nicht immer jene Grazie, die am Hofe Ludwig's XIV. auch das Verfängliche mit einem anmuthigen Schleier zu umweben wusste. Phrasen und Bilder von sehr zweifelhaftem Geschmack drangen in die Sprache des Umgangs ein. Ein kräftiger Fluch gab jedem Ausspruch die beste Würze. Wetten, Duelle, Verkleidungen brachten Abwechslung in den Gang des täglichen Lebens. Es wurde Sitte hoch zu spielen, und auch diese Leidenschaft fand nirgends bereitwilligere Opfer als am Hofe. Es war nichts aussergewöhnliches, dass der König an einem Abend „seine hundert Pfund verlor“, oder dass ein anderer der Spieler „über tausend Pfund“ gewann. Mit Abscheu wandten sich gute Royalisten von diesem Bilde ab. Mit Bitterkeit sprachen sie von der „wilden und ausgelassenen Bande“, die „dem übrigen Volke ein Beispiel der Tugend hätte geben sollen“⁽¹⁾. Um wie viel herber musste das Urtheil eines Mannes wie Andrew Marvell lauten, der in seinen Satiren dem ganzen puritanischen Groll über den Zustand der herrschenden Kreise Luft

machte. Er hielt sich für berechtigt zu sagen, dass „Unzucht noch das geringste Laster am Hofe sei“ und liess den „Geist Cromwell's“ mit „dem Lachen der Verachtung“ emporsteigen. Freilich durften diese poetischen Aeusserungen eines bekannten Mitgliedes der besiegten Partei damals das Licht der Oeffentlichkeit nicht erblicken. Auch wären sie ohne Zweifel unter der Masse entgegengesetzter Stimmen verhallt. Denn die schöne Literatur durchdrang sich gleichfalls immer mehr mit jenem Geiste, der den Ideen der jüngst durchlebten Epoche entschieden zuwiderlief.

Auf doppelte Weise kam diese antipuritanische Strömung der englischen Poesie zum Ausdruck. Bald sah sich der Puritanismus durch die Dichter des Tages dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben. Bald stellten sie seinen Idealen Bilder eigener Erfindung gegenüber, von denen er sich mit Abscheu wegwenden musste. Aus jener Reihe seiner Widersacher, die sich der scharfen Waffe der Satire bedienten, ward ihm niemand so gefährlich wie Samuel Butler. Der Hudibras wurde das poetische Hilfs- und Handbuch aller derjenigen, die sich unter einem Puritaner nichts anderes zu denken wussten als einen scheinheiligen Bramarbas mit kurzgeschnittenen Haaren, näselnder Stimme und frommem Augenaufschlag. Diese kecken, burlesken Reime, in denen die lächerlichen Aeusserlichkeiten der Heiligen mit ebenso viel Witz wie Behagen verspottet waren, prägten sich ganz von selbst dem Gedächtnis ein. Der König trug das Gedicht in der Tasche bei sich, die Höflinge mischten ihrer Unterhaltung einzelne seiner muthwilligen Kraftstellen bei, auf der Strasse und in den Tavernen sprach man von dem neuen Don Quixote, Sir Hudibras, dem polternden Kavalier der „Dame Religion“,

dem Musterexemplar
Und Spiegel aller Ritterschaar,
Der jedem Kanon gab das Siegel
Sehr salbungsvoll mit Faust und Prügel

und von seinem Knappen Ralph, dem neuen Sancho Pansa,
dem Schneiderssohn, der seinem Herrn

im Witze hielt die Waage,
Ob er gleich war von anderm Schlage,
So man heisst „Gabe“, „inner Licht“,
Die ohne Müh vom Zaun man bricht.

Es war recht leichte poetische Waare, was Butler seinen Zeitgenossen bot: eine lose aneinander gefügte Reihe komischer Situationen, in denen selbstverständlich die frommen Verfechter der „guten, alten Sache“ regelmässig den Kürzeren ziehen, unterbrochen durch polemische Betrachtungen, ohne tieferen Hintergrund. Aber er traf damit vollkommen den Ton der lebenslustigen, höheren Gesellschaft. Auch war das dünne Gewebe seiner regsamen Phantasie durchsichtig genug, um zahllose Anspielungen auf Ereignisse und Personen, die der Vergangenheit angehörten, erkennen zu lassen. Das lange Parlament und die Westminster-Synode, Liga und Covenant, wie die grosse Remonstranz, Staatsmänner und Feldherrn der Republik und des Protektorats, Presbyterianer und Independenten: für alles fand sich in den zwanglosen Knittelversen Butler's ein breiter Raum. Die Verfasser des Smectymnuus, deren Sache Milton ehemals zur seinigen gemacht hatte, wurden an mehr als einer Stelle verspottet. Ihm selbst war wenigstens in einem der Entwürfe des Gedichts ein scharfer Hieb zugebracht gewesen⁽¹⁾.

Butler war für die Reaktion gegen den Puritanismus eine unschätzbare Kraft, wie wenig auch die Machthaber des Tages es sich angelegen sein liessen, seine Dienste zu belohnen. Aber bei aller Derbheit seiner Satire hütete er sich doch, die puritanischen Ideen dadurch zu bekämpfen, dass er sich zum Lobredner einer möglichst laxen Moral gemacht hätte. Er selbst hatte ein deutliches Bewusstsein von der „Fäulnis“ des Zeitalters, in dem er lebte⁽²⁾. Er brauchte in der That sein Auge nur auf einige Genossen seiner Kunst zu werfen, um zu bemerken, wie giftige Blüthen sie unter der Herrschaft der Restauration zu treiben begann.

Vielleicht giebt nichts einen deutlicheren Begriff von der sittlichen Verwilderung, die nach der Wiederherstellung des Königthums in der höfischen Gesellschaft zum Vorschein kam, als die Lebensgeschichte des Grafen von Rochester. Sein Vater hatte die Schicksale Karls II. nach der Schlacht von Worcester getheilt und dem Sohn ein Anrecht auf die königliche Dankbarkeit hinterlassen, das zu einem Erbtheil von sehr zweifelhaftem Werthe wurde. Jung und leichtsinnig, von angenehmem Aeusseren und natürlicher Lebhaftigkeit, kam er an diesen Hof, in dessen unreinem Dunstkreis nichts Gesundes athmen konnte. Bald war er der erklärte Günstling des Monarchen, der erste in allen Lastern, die zum guten Ton gehörten, gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge, die auch die höchsten Persönlichkeiten nicht verschonte. Es kam wohl vor, dass er die Gnade seines Herrn zeitweise verwirkte, weil er sich über dessen öffentliche und heimliche Sünden in satirischen Gedichten von unaussprechlicher Naturwahrheit lustig machte. Während einer solchen vorübergehenden Verbannung vom Hofe legte er die Verkleidung eines herumziehenden Quacksalbers an. Die Rede, mit der er damals vor einem gaffenden Volkshaufen seine Künste anpries, die Abenteuer, die ihm in dieser Rolle begegneten, boten der Skandalchronik einen unerschöpflichen Stoff. Seine Theilnahme an dem Seekrieg gegen die Niederlande unterbrach nur auf kurze Zeit ein Wüstlingsleben, das seinen Körper ebenso entnervte, wie es seiner Talente unwürdig war. Wie bedeutend diese auch waren: Schöpfungen von dauerndem poetischen Werthe hervorzubringen, war Rochester nicht im Stande. Ich wage nicht zu entscheiden, ob ihm diese oder jene schmutzigen Gedichte zuzuschreiben sind, die, ohne in seine Werke aufgenommen zu sein, unter seinem Namen gehn. Wer immer ihr Verfasser gewesen ist, er scheint aus dem wüsten Rausche eines tollen Bacchanals nur auf Stunden erwacht zu sein, um sich mit thierischer Lust in Ausschweifungen anderer Art zu stürzen. Von einigen dieser Bastarde der Poesie lassen sich selbst die Namen nicht nennen. Es dürfte schwer sein, ihres gleichen in der Lite-

ratur irgend eines noch so verkommenen Volkes irgend einer noch so verkommenen Zeit zu finden⁽¹⁾.

Rochester war nur einer aus der Schaar der zuchtlosen Jugend, deren Ruhm darin bestand, die Schamlosigkeit ihres Lebens über der Keckheit ihres Witzes vergessen zu lassen. Auch hatten die beliebten Schöngeister des Hofes denn doch auf einen feineren Geschmack zu rechnen als den Geschmack der Insassen und Stammgäste gemeiner Häuser. Lord Buckhurst, bekannter unter dem Namen des Grafen von Dorset, wurde freilich einmal mit anderen wilden Genossen vor Gericht gefordert, um sich wegen der Anklage auf Raub und Mord zu rechtfertigen. Aber die Kinder seiner Muse lassen nicht ahnen, wie tief der Dichter zeitweise sinken konnte. Charles Sedley, der „Vicekönig Apollo's, wie der bewundernde Monarch ihn nannte, betrug sich eines Tages öffentlich in einer so gröblich unanständigen Weise, dass ein Auflauf des empörten Volkes entstand und ein ärgerlicher Process erfolgte. Aber von seinen einschmeichelnden Versen sagte ein genauer Kenner des Fachs, dass sie mit unwiderstehlichem Zauber auch dem keuschesten Herzen die lockersten Wünsche einflößen könnten, weil der Dichter sich trefflich darauf verstehe „manierlich obscön“ zu sein⁽²⁾. — Es ist klar, zu welchem Dienste im besten Fall die Kunst von solchen Händen herabgewürdigt wurde. Man war einig darüber, dass „jedes Mädchen mit vierzehn Jahren besiegbar“, und dass die Ehe „nur ein erlaubter Weg zur Sünde sei“⁽³⁾. Man prägte sich diese Lehren um so viel leichter ein, wenn sie im verführerischen Gewande gebundener Rede erschienen. Und der erste Lorbeer winkte dem, welchem es glückte, dem Tropfen Gift möglichst viel Süßigkeit beizumischen.

In keiner Form der schönen Literatur trat der Rückschlag gegen die puritanische Epoche so deutlich zu Tage wie in der des Dramas. Die Bühne war das günstigste Feld, auf dem die Sieger ihren Triumph zur öffentlichen Geltung bringen konnten. Der Puritanismus hatte die Theater als Werkzeuge des Teufels bekämpft und unterdrückt. Nur mit Mühe war es Davenant gelungen, unter dem Protektorat der

dramatischen Kunst eine stillschweigende Duldung zu erwirken. Durch die Restauration ihrer vollen Freiheit zurückgegeben, rächte sie sich für den frommen Zwang der letzten zwei Jahrzehnte, indem sie mit ausgesuchtem Raffinement eben nach jener Seite hin sündigte, die schon während der grossen Zeit des englischen Dramas das strenge Gefühl des Puritaners verletzt hatte. Das Lustspiel war wie immer der Spiegel des wirklichen Lebens. Geistreich, witzig, voll feiner psychologischer Züge, erhob es sich doch nur selten zu reiner, künstlerischer Höhe. Berechnet auf den Beifall der höheren Gesellschaftskreise, unter deren Schutz die Bühne wieder erstand, entlehnte es diesen Kreisen die Lebensanschauung und die Sprache, die in ihnen gang und gebe waren. Die lange unterdrückte Sinnlichkeit, welche auch an dieser Stelle wieder zum Durchbruch kam, erschien nicht als die naive Aeusserung lebensfroher Gesundheit, sondern als ekles Reizmittel geiler Genuss-Sucht. Je frecher der Inhalt, je lasciver die Form, desto grösser war der Erfolg, der dem Dichter zu Theil wurde. Man wusste aus eigener Praxis, dass Verführung und Ehebruch zum guten Ton gehörten. Man haschte in der Unterhaltung nach Flüchen und Zoten. Um so stärker war die Empfänglichkeit dafür, sich im Theater am Anblick bedenklicher Situationen aufzuregen und sich durch eine Fülle schamloser Phrasen das Ohr kitzeln zu lassen. Die Uebersetzung der Frauenrollen auf Personen weiblichen Geschlechts trug nicht wenig dazu bei, diesen Reiz zu steigern. Die unanständigsten Worte klangen am schönsten aus dem Munde eines jungen Mädchens, und wenn es Anmuth mit der Jugend verband, so war eine Unschuld, die es bis dahin gerettet haben mochte, sicher verloren.

Diesen allgemeinen Charakter hat die englische Komödie Jahrzehnte lang behalten. Man kann nicht einmal sagen, dass sie während Milton's Leben den Höhepunkt der Gemeinheit erreicht hätte. Eine besondere Richtung des englischen Lustspiels dagegen, die sich noch unmittelbarer gegen den Puritanismus wandte, kam begreiflicher Weise am stärksten sofort

im Beginn der Restauration zur Erscheinung. Wenn Butler die besiegte Partei in den Knittelversen eines komischen Epos verhöhnt hatte, so war die Versuchung sehr lockend, sie auch in karrikirten Typen auf die Bühne zu bringen. Es hatte so viele Tartuffes unter den einflussreichen Persönlichkeiten der revolutionären Epoche gegeben, dass die englischen Rivalen Molière's um Urbilder für ihre Charakterzeichnung keineswegs in Verlegenheit waren. Nicht alle bewahrten sich die Unparteilichkeit eines Cowley, dessen Lustspiel „Cutter von Coleman-Street“, die zeitgemässe Umarbeitung seines „Guardian“, doch auch die schlechten Auswüchse der royalistischen Faktion zur Anschauung brachte. In den meisten Fällen war die komische Muse einseitig tendentiös. Stücke wie der „Rump“, das „Committee“, die „Betrügereien“ stellten sehr wenig schmeichelhafte Bilder der letzten Jahre vor Augen, und die Habsucht des revolutionären Politikers wurde von den höfischen Besuchern der hauptstädtischen Theater ebenso herzlich belacht wie der biblische Jargon des scheinheiligen Sektirers.

Nicht weniger deutlich trat in der wiedererweckten Tragödie, als ein bedenkliches Element der Poesie, die politische Tendenz hervor. Die Tragödiendichter der Restauration liessen keine Gelegenheit vorübergehn, die beschränkte Monarchie anzugreifen und die absolute Monarchie zu preisen. „Könige können irren, — heisst es in Dryden's indischem Kaiser — aber sollte sich der Unterthan herausnehmen, ihre Schandthaten zu richten, so würde er ihnen ihr Bestes streitig machen.“ „Die Rechte der Unterthanen und der Regenten — lässt derselbe Dichter eine seiner Königinnen sagen — sind ihrer Natur nach grundverschieden. Jene haben nur ein Recht darauf, ihr Hab und Gut zu geniessen, diese haben das alleinige Recht zu herrschen“⁽¹⁾. Derartige Sentenzen klangen dem Ohr des niedrig denkenden Fürstendieners sehr angenehm, aber sie fanden keinen Widerhall im Herzen der Nation, die ihre besten Kräfte an die Er kämpfung einer verfassungsmässigen Regierung gesetzt hatte. —

Etwas anderes kam hinzu, um dem Drama der Restauration jenen innigen Zusammenhang mit dem nationalen Leben

abzuschneiden, den es einst während der Herrschaft Elisabeth's und in den nächsten Jahrzehnten nach ihrem Tode gehabt hatte. Es gab allerdings hervorragende Geister, welche die Meisterschaft Shakespeare's willig anerkannten und auch für die Bedeutung der übrigen grossen Dramatiker der Vergangenheit ein offenes Auge hatten. Aber im ganzen fühlte sich das „verfeinerte Zeitalter“ den mächtigen poetischen Gebilden des Genies nicht mehr gewachsen⁽¹⁾. Wenn man diese Gebilde dem Publikum wieder vorführte, hielt man es nicht selten für nöthig, eine gründliche Umänderung mit ihnen vorzunehmen, um sie dem herrschenden Geschmack anzupassen. In dieser Weise wurden einzelne der berühmten Werke von Shakespeare, Beaumont und Fletcher, Webster u. a. verarbeitet. Sie wurden glänzend ausgestattet, durch die Künste des Maschinisten und Decorateurs geziert, mit den unerlässlichen Zuthaten von Musik und Ballet versehen, aber zugleich von rohen Händen der Art verunstaltet, dass Miranda eine Schwester erhielt, mit der sie unter der Maske der Unschuld die schlüpfrigsten Zwiegespräche führen konnte, und dass dem Mädchen, welches niemals einen Mann gesehen hatte, ein Jüngling gegenübertrat, der naiv genug war, nicht zu wissen, was ein weibliches Wesen sei. Mächtiger indessen als die grossen Muster des eigenen Volkes wirkten fremde Vorbilder auf die Dichter des Tages ein. Fand das spanische Theater nach wie vor begeisterte Nachahmer, so war der Einfluss der dramatischen Autoren Frankreichs noch bei weitem grösser. Die Hauptstadt Frankreichs war eine Zeit lang der Mittelpunkt der royalistischen Emigration gewesen. Französische Sprache, französische Sitte waren mit der Rückkehr des Königthums in die höheren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Für viele ihrer Glieder waren das Ideal eines Staates der Staat Ludwig's XIV., das Ideal eines Hofes der Hof von Versailles, das Ideal der Dichtkunst ein Roman von Mademoiselle de Scudéry oder ein Drama von Pierre Corneille. In den Erzeugnissen der gleichzeitigen Poesie des Nachbarlandes fanden sich der Stoff und die Form, welche der vornehmen Welt allein als klassisch erschienen: die Anhäufung abenteuer-

licher Zufälle, die Darstellung überspannter Gefühle in den Schranken akademischer Vorschrift und in der Sprache abgemessener Etikette. Die Dramatiker der Restauration kamen den Wünschen ihrer Gönner nur entgegen, wenn sie sich bemühten, die Liebe, die Grossmuth, die Kühnheit, die Eifersucht christlicher und heidnischer, moderner und antiker, afrikanischer und asiatischer Grossen beiderlei Geschlechts in volltönenden Reimen auszudrücken. Aber sie theilten das Schicksal fast aller Nachahmer: der Form ihrer Vorbilder Gewalt anzuthun und den Geist ihrer Vorbilder nicht in seiner Tiefe zu erfassen. Ihre erzwungenen Reimpaare können sich den flüssigen Alexandrinern ebenso wenig vergleichen wie ihre marionettenhaften Helden und Heldinnen den stolzen Gestalten der grossen Franzosen. „Wie diese besingen sie heroische Tapferkeit und heroische Liebe, aber ungleich diesen haben sie wenig daran gedacht, die eine mit höfischer Würde zu umkleiden und die andere in ihrer Zartheit und Reinheit zu schildern. Sie erniedrigen die Leidenschaft, und um ihren Bildern mehr Kraft zu verleihen, nehmen sie ihre Zuflucht zum Bombast“⁽¹⁾. Und so entstanden jene „heroischen Schauspiele“, in denen, mit Walter Scott zu reden, jeder König nach angestammtem Recht ein Held war, jedes Frauenzimmer eine Göttin, jeder Tyrann eine feuerschnaubende Chimära, jeder Soldat ein unwiderstehlicher Amadis. So kam es zu jenen Missbildungen der tragischen Muse, in denen verkünstelte Begriffe ritterlicher Ehre und Galanterie das natürliche Gefühl, und ein hohles Pathos die Sprache des Herzens ersetzen sollten. Für lange Zeit beherrschte diese Manier die englische Bühne, bis ihr Buckingham's berühmte Satire „die Probe“ drei Jahre vor Milton's Ende den Todesstoss versetzte.

Wie mächtig auch Männer, wie Davenant, Crowne, der Graf von Orrery u. a., nach dieser Richtung hin gewirkt haben, zum höchsten Ansehn verhalf ihr die Autorität John Dryden's. Man thäte ihm Unrecht, wenn man ihn mit demselben Massstab messen wollte wie die übrigen Dichter der Restaurationszeit. Die Vielseitigkeit seines Talents, der Reichthum seiner Einbildungskraft, die Geschmeidigkeit seiner Rede in

Vers und Prosa würden ihn allein schon über ihre Reihe hinausheben, selbst wenn der Sinn für Kritik nicht dermassen in ihm ausgebildet gewesen wäre, dass ihm alsbald die grosse Ueberlegenheit der heimischen über die fremden Muster zum Bewusstsein kam, und dass es ihn keine Mühe kostete, in einer späteren Zeit Irrthümer einzugestehn, zu deren Verbreitung sein Beispiel und seine Lehre nicht am wenigsten beigetragen hatten. Aber mit allen seinen Stärken und Schwächen wurzelte er in dem Zeitalter der Restauration und konnte als der vornehmste Vertreter ihrer schöngeistigen Bestrebungen gelten. Mit derselben Geschicklichkeit wie Edmund Waller machte er seine Muse zur Anbeterin des Erfolges. Er hatte einst das Andenken Oliver Cromwell's besungen. Er wurde nun der poeta laureatus Karl's II. Milton lebte unbeachtet in dunkler Zurückgezogenheit, Dryden sonnte sich in der Gunst des Hofes. Vor diesem ästhetischen Tribunal bestanden die servilen Schmeicheleien, die schwülstigen Deklamationen, die frivolen Zweideutigkeiten, welche so viele der werthvollsten Schöpfungen Dryden's entstellen. Und doch hat vielleicht niemals ein puritanischer Schriftsteller schärfer über die poetischen Sünden der Restaurationszeit geurtheilt als derjenige, den sie ihren ersten Dichter nannte. „Wir haben — ruft Dryden bei einem Rückblick auf die Vergangenheit klagend aus — die himmlische Gabe der Poesie profanirt. Wir haben die Muse zur feilen Dirne gemacht und zum Dienst der Unzucht erniedrigt . . Oh, wir Elenden, was können wir sagen, um diesen unseren zweiten Sündenfall zu entschuldigen?“⁽¹⁾.

Wenn im Leben der höheren Gesellschaftskreise ein Rückschlag gegen den Puritanismus erfolgte, wenn die schöne Literatur sich auf mannichfache Weise in Widerspruch mit dem puritanischen Geiste setzte, der im englischen Bürgerthum unausrottbare Wurzeln geschlagen hatte, so erlitt er auf einem anderen Gebiete, das er als seine eigentliche Domäne betrachtete, gleichfalls eine Niederlage nach der anderen. Die an-

gestrebte Reform der Kirche wurde abgelöst durch eine unbarmherzige Reaktion. Die puritanische Umwälzung hatte den Bau des Anglikanismus von Grund aus zu zerstören gesucht. Die Verfassung der bischöflichen Kirche war vernichtet, ihre höchsten Würdenträger hatten mit ihrer geistlichen Gewalt ihre politischen Vorrechte eingebüsst, ihre ehemals gefürchteten Tribunale verhassten Angedenkens waren aufgehoben. Der Familienvater, der sich in seinen vier Wänden der überkommenen Formeln des Common-Prayer-Book bediente, hatte sich schwerer Strafe ausgesetzt. Gegen Orgeln, Bilder und bunte Fenster in den Kirchen war von den Helden von Marston-Moor und Worcester ein unerbittlicher Krieg geführt worden. Alte Festtage, deren blosser Name theuere Erinnerungen weckte, waren in Wegfall gekommen. An Gebet und Fasten war Ueberfluss gewesen, aber die grünen Maibäume waren umgerissen und die lustigen Kirchweihen hatten aufgehört. Auch auf diesem Gebiete hatte der Eifer der Neuerer neben drückenden Härten und Missbräuchen eine Reihe von harmlosen Gewohnheiten und Formen zu beseitigen gesucht, die zu enge mit dem allgemeinen Volksbewusstsein verwachsen waren, als dass ein einfaches Dekret die von den Vätern ererbten Gewohnheiten hätte vergessen lassen können.

Bei dem Versuche eines kirchlichen Neubaues waren die verschiedenen Richtungen des Puritanismus auseinandergegangen. Der Presbyterianismus hatte dem äusseren Anscheine nach den Sieg gewonnen. Die Presbyterialverfassung war in aller Form als die der nationalen Kirche eingeführt worden, und die durchgreifenden Personalveränderungen in den Pfarreien wie in den Universitäten waren in erster Linie den Verehrern des schottischen Ideals zu gute gekommen. Aber die Presbyterialverfassung war auf englischem Boden immer ein fremdes Gewächs geblieben. Sie stand zwar auf dem Papier, allein sie konnte, von London abgesehen, nur in einem kleinen Theile des Landes durchgeführt werden. Im Kongregationalismus, im Anwachsen independentischer Gemeinden erhob sich eine furchtbare Macht, die den Rahmen der neuen Kirchenverfassung beständig durchbrach. Je entschiedenere

Siege der Independentismus auf politischem Gebiet erfocht, desto zahlreicher drangen seine Anhänger auch in die erledigten kirchlichen Stellen ein. In beiden Fällen nahm der Staat, unter dessen Schutz und mit dessen Beihilfe sich die Umwandlung vollzog, ein Recht der Prüfung und Beaufsichtigung in Anspruch. Daneben gewannen aber auch jene Ideen fortwährend an Boden, die im Gemeinwesen Roger Williams' in ihrer Reinheit verwirklicht waren, und zu denen sich, trotz einzelner Unklarheiten, ebenfalls Milton's letzte Schriften bekannt hatten. Eine Anzahl von Sekten breitete sich aus, die dem Grundsatz der Freiwilligkeit in seiner ganzen Strenge huldigten. Sie verzichteten auf jede Unterstützung des Staates, aber sie sprachen ihm auch das Recht ab, ihnen das Dasein zu verwehren oder sie in Dogma, Ritus, Verfassung durch obrigkeitliche Vorschriften zu binden.

Der Gegensatz dieser sich einander befehdenden Parteien beförderte den Sieg der alten Episkopalkirche. Nach der Rückkehr des Stuart'schen Königsgeschlechts erstand sie aus den Ruinen und nahm eine unbarmherzige Rache für die Akte der puritanischen Epoche. Die Presbyterianer, die mit allen Kräften auf die Restauration hingewirkt hatten, hofften, wenn nicht auf völlige Anerkennung ihres Systems, so doch auf einen billigen Vergleich. Die Independenten, Quäker, Baptisten und andere Sektirer forderten Toleranz. Aber die so lange unterdrückten Episkopalisten verlangten mit Ungestüm die Wiederherstellung jener ausschliesslichen Kirche, für welche Karl I. den Märtyrertod auf sich genommen haben sollte. Nach ihnen bestand keine andere kirchliche Form für ihr Vaterland zu Recht als die bischöfliche, und Abweichungen von deren Verfassung, Ceremonieen und Dogma waren nicht zu dulden. Die beraubten Prälaten, welche den Sturm der Zeiten überlebt hatten, die zahlreichen aus ihren Pfründen vertriebenen Kleriker traten mit ihren Ansprüchen auf Genugthuung hervor. Die Masse der Kavaliers erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Rache für die Uebergriffe der puritanischen Neuerer. Dem einflussreichen Lordkanzler erschien das Episkopalsystem als das vornehmste Bollwerk des Protestantismus.

Der König hätte allerdings den Gang der Reaktion zu hemmen gewünscht, nicht als ob seine skeptische Natur einer ernsten Behandlung religiöser Fragen überhaupt geneigt gewesen wäre, sondern weil ihn wichtige Beweggründe anderer Art leiteten. Er hatte durch seine Deklaration von Breda Gewissensfreiheit in Aussicht gestellt und versprochen, „dass niemand wegen der Unterschiede religiöser Ansichten, die den Frieden des Reiches nicht stören, beunruhigt oder zur Verantwortung gezogen werden sollte“. Er wusste, dass die Presbyterianer zu schonen waren, solange sie im Konventionsparlament eine Macht bedeuteten. Endlich war zu hoffen, dass eine Politik religiöser Duldsamkeit auch den Katholiken zu gute kommen werde, deren treue Dienste nicht besser belohnt werden konnten als durch Aufhebung der harten Strafgesetze, und deren allein selig machende Gemeinschaft den königlichen Sünder halb und halb zu den ihrigen rechnen durfte.

Aber schon im ersten Jahre nach der Restauration kam die Strömung, die der Wiederherstellung der bischöflichen Verfassung günstig war, immer entschiedener zum Durchbruch. Wohl leisteten die Parteigänger des Puritanismus im Konventionsparlament allen Schritten, die darauf abzielten, heftigen Widerstand. Indessen die Zahl der Episkopalisten gewann durch Nachwahlen an Stärke und Kühnheit. Die ehemaligen Inhaber von Pfründen durften ihre puritanischen Nachfolger zum Weichen bringen. Mit ihnen kehrten zur Freude der einen, zum Abscheu der anderen Chorrock und Liturgie an die Altäre zurück. In den Universitäten traten vertriebene Anhänger der bischöflichen Kirche wieder in ihre Stellen ein, und die alten Formen der Gottesverehrung suchten auch hier die während der Umwälzung eingeführten zu verdrängen. Die überlebenden Bischöfe nahmen ihre Amtsthätigkeit wieder auf, und bald waren die Lücken, welche während der Revolution in ihre Reihen gerissen waren, ausgefüllt. Nicht lange wahrte es, so sah man auch in Irland und Schottland das Bisthum wieder hergestellt. Immer ungestümer drangen die Klagen und Anklagen von Klerikern,

die wegen ihrer loyalen Gesinnungen Jahre lang gelitten hatten, an den königlichen Thron. Immer häufiger wurden die Anfechtungen der „Leute von gefährlichen Grundsätzen“, die allen Drohungen zum Trotz religiöse Zusammenkünfte hielten und sich weigerten, den königlichen Supremat in geistlichen Dingen anzuerkennen. Ein tollkühnes Unternehmen, wie das des fanatischen Küfers Thomas Venner, der mit wenigen Mitverschworenen das Reich des Königs Karl hatte umstürzen und das Reich „des Königs Jesu“ hatte aufrichten wollen, gab den Verfolgungen neue Nahrung und schlug tausenden von Unschuldigen zum Unheil aus. Die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen, die sich vergeblich gegen den Vorwurf verwarnten, den Männern der „fünften Monarchie“ anzuhängen. Friedliche Bürger wurden mit Steinwürfen insultirt, weil sie Mitglieder der verhassten Sekten waren. Die Häuser wurden nach Waffen durchsucht, die Post mit Verletzung des Briefgeheimnisses streng überwacht.

Inzwischen war der Versuch gemacht worden, ein Abkommen mit den Presbyterianern zu treffen. Mehrere ihrer vornehmsten Geistlichen waren zu Hofkaplänen ernannt worden, darunter die drei Smectymnianer, Calamy, Spurstow, Newcomen⁽¹⁾. Ihre Namen spielen neben demjenigen des berühmten Richard Baxter eine Hauptrolle in den wichtigen Verhandlungen, welche eine Aussöhnung zwischen Presbyterianern und Episkopalisten bewirken sollten. Alle jene kirchengeschichtlichen und kirchenpolitischen Fragen, die in den ersten prosaischen Schriften Milton's eine so grosse Rolle gespielt hatten, tauchten hier wieder auf. Aber damals so wenig wie früher war es möglich eine Ausgleichung der Gegensätze zu erzielen. Indem der König durch die Vorlage einer massvollen Deklaration zwischen ihnen zu vermitteln suchte, hoffte er eine Klausel einschieben zu können, die allein auf die independentischen Sekten berechnet zu sein schien, aus der aber auch die gedrückten Katholiken Nutzen ziehn mochten. Presbyterianer wie Episkopalisten, gleich unduldsam, wenn es sich um ihre papistischen Mitbürger handelte, schöpften Argwohn. Die Deklaration musste ohne jenen Zusatz erscheinen.

Ohne Zweifel hatte sie eben daher ihren Werth für den König verloren. Als es sich darum handelte, ihr Gesetzeskraft zu geben, wurde die Bill, auf deren Annahme die Presbyterianer gerechnet hatten, von Seiten des Hofes Preis gegeben und vom Hause verworfen.

Von Feinden umgeben, ohne auch nur zu einem Theile gesetzlichen Schutz errungen zu haben, sah sich nunmehr alles, was während des Interregnums im Gegensatz zur anglikanischen Kirche emporgekommen war, dem Sturme ausgesetzt, dessen Losbruch nach dem Zusammentritt des neuen Parlaments zu erwarten war. In dieser Versammlung war der Puritanismus nur in sehr ungenügender Weise vertreten. Der Einfluss der Krone, der Eifer des Adels und die Thätigkeit des bischöflichen Klerus verhalfen vielen der alten Kavaliere zum Siege, und die Männer, die unter dem Banner Karl's I gefochten oder für seine Sache geduldet hatten, waren entschlossen, durch die Erneuerung kirchlicher Uniformität im alten Sinne eine unbarmherzige Vergeltung zu üben. Noch eben hatten sich in dem Savoy-Palast am Strand in Folge königlichen Auftrags Episkopalisten und Presbyterianer zu neuen Ausgleichsverhandlungen zusammengefunden. Allein auch hier zeigte sich die Unversöhnlichkeit der beiden Anschauungen. Der schriftlich und mündlich geführte Kampf diente nur dazu, sie zu verschärfen. Die kirchliche Konvokation, welche gleichzeitig mit dem Parlament seit 1640 zum ersten Male wieder tagte, machte alle Hoffnungen zu Schanden, die etwa noch in puritanischen Kreisen geherrscht hatten.

Die Beschlüsse des Parlaments beschleunigten einer nach dem anderen den Lauf der Reaktion. Man wandte sich zunächst gegen jene Urkunde, die so lange als das Panier der puritanischen Partei gegolten hatte. Liga und Covenant, worauf einst Alt und Jung einen feierlichen Eid geleistet hatten, wurde an drei Plätzen in London durch Henkershand verbrannt, und das Schauspiel, das die Hauptstadt gegeben hatte, ward hier und dort im Lande unter festlichem Gepränge nachgeahmt. Demnächst war es von unermesslicher Bedeutung, dass die Prälaten ihre weltlichen Gerechtsame zurückerhielten.

Am 20. November 1661 sah man sie zum ersten Mal seit zwanzig Jahren in ihren rothen Gewändern als Pairs des Reiches ihre alten Sitze einnehmen. Einige Wochen später bestätigte der König eine Akte, welche darauf abzielte, die Puritaner aus den Gemeindeverwaltungen, woselbst sie ihre Stärke hatten, zu vertreiben. Alle Mitglieder städtischer Korporationen hatten, abgesehen vom Suprematseid, die Ungesetzlichkeit von Liga und Covenant wie des Tragens von Waffen gegen den König zu beschwören. Niemand sollte in Zukunft für ein Gemeindeamt wählbar sein, der nicht binnen des Jahres vorher das Abendmahl nach anglikanischem Ritus empfangen hatte. Die Korporationsakte verdrängte die Anhänger des Puritanismus aus den wichtigsten ihrer Stellungen im Staate. Die Uniformitätsakte schnitt ihnen die Möglichkeit des Verbleibens in der Kirche ab. Von allen Schlägen, die gegen die besiegte Partei geführt wurden, traf keiner so schwer wie dieser. Das Common-Prayer-Book, in der revidirten Form, wie es aus den Berathungen der Konvokation hervorgegangen war, mit allen seinen rituellen Vorschriften war das allein giltige gottesdienstliche Muster, und jeder Pfarrer, Vikar oder sonst mit kirchlichen Einkünften bedachte Geistliche hatte vor seiner Gemeinde zu erklären, dass er den ganzen Inhalt des Buches „billige“ und mit ihm „übereinstimme“. Von nun an sollte niemand, nicht nur zum Genuss einer kirchlichen Pfründe, sondern zur Ausübung der Seelsorge zugelassen werden, der nicht die bischöfliche Ordination oder Lizenz erhalten hätte. Der gesamte Klerus, die Inhaber von Universitätsämtern, Schulmeister und selbst Privatlehrer hatten bei Strafe des Verlustes ihrer Einkünfte oder bei Strafe von Gefängnishaft durch ihre Namensunterschrift eine Erklärung auszustellen, die ihre Billigung der vorgeschriebenen Liturgie verbürgte und den Gesinnungen der Loyalität einen noch schärferen Ausdruck gab, als in dem Eide der Gemeindebeamten vorgesehen worden war.

So liess man sich dazu fortreissen, die bitteren Erfahrungen eines Jahrhunderts zu missachten. Die kirchliche Gesetzgebung Elisabeth's, wurzelnd in einem Zeitalter, in welchem die reli-

giösen Gegensätze Europa in zwei feindliche Lager spalteten, hatte einst durch staatlichen Zwang etwas Dauerndes zu schaffen gesucht, und das Werk war misslungen. Nichtsdestominder gieng man auf das Vorbild dieser Gesetzgebung zurück, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, um wie viel schwerer jener Zwang in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich fühlbar machen werde als in der zweiten Hälfte des sechzehnten.

Der 24. August 1662, der Bartholomäustag, war der Termin, bis zu welchem Unterwerfung unter die neue Uniformitätsakte gefordert wurde. Es war ein Tag der Trauer für den Puritanismus, dessen sämtliche Glieder fortan wieder ein Loos theilten: zu dulden, wo Widerstand unmöglich war. Wie mancher hatte den harten Kampf in sich auszufechten, ob er zum Heuchler oder zum Märtyrer werden sollte. Wie schwer wurde den meisten der Abschied von dem gewohnten Heim und der trauernden Gemeinde, wie ungewiss war die Zukunft so vieler Familien! Aber in dieser Krisis zeigte der Puritanismus auf's neue seine moralische Stärke, und mancher garstige Makel, der seine Erscheinung in den Tagen des Glücks befleckt hatte, verwischte sich in den Tagen der Noth. Die Zahl der Verjagten kann nicht festgestellt werden. Es ist ohne Zweifel eine übertriebene Annahme, dass ihrer über zweitausend waren, aber in die Hunderte belief sich die Masse der Ausgestossenen sicherlich⁽¹⁾. Auch von Milton's alten Bekannten wurden nicht wenige, darunter die drei überlebenden Verfasser des Smectymnus, durch den Racheakt der Restauration betroffen.

Der König war noch immer gewillt, die Härten der Gesetzgebung zu mildern, nicht so sehr um das Schicksal der Nonkonformisten zu erleichtern, als vielmehr aus Theilnahme mit der traurigen Lage der Katholiken. Gegen Ende desselben Jahres, in welchem die Uniformitätsakte in Kraft getreten war, erliess er eine Deklaration, in der er sich gegen den Vorwurf vertheidigte, ein Beförderer des Papismus zu sein, zugleich aber seine Absicht kundgab, zu Gunsten religiöser Toleranz von bestehenden Gesetzen zu dispensiren. Es war ein erster Versuch, jener verhängnisvollen Theorie Geltung

zu verschaffen, welche mehr als alles sonst das Misstrauen des Parlamentes weckte und für Jahrzehnte seine Vertheidigung verfassungsmässiger Rechte mit den Forderungen der Toleranz in einen unheilvollen Widerspruch setzte. Auch wurde die Bill, die auf Grund jener Indulgenzerklärung den Häusern vorgelegt ward, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Ihre Wirkung war nur gewesen, den alten Hass gegen die Mitglieder der katholischen Kirche aufzureizen und die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, zu verschärfen. Inzwischen wurde von Tag zu Tage klarer, dass die Uniformitätsakte ihren Zweck nicht erreichte. Trotz der angedrohten Strafen, trotz des Eifers bezahlter Spione und der Wachsamkeit misstrauischer Behörden dauerten die religiösen Zusammenkünfte der Nonkonformisten jeder Schattirung fort. Wohl wurden nicht wenige, wie einst die Pilgerväter, dazu getrieben, nach den Kolonien jenseits des Oceans auszuwandern, wo man der hochkirchlichen Unduldsamkeit zu entfliehen hoffte, die in dem Mutterlande ihre Triumphe feierte. Aber tausende blieben zurück, die den Kampf mit den heimischen Gewalten aufnahmen. Ihre Häuser wurden überwacht, ihre Konventikel zersprengt. Viele wurden beschuldigt, Aufstände vorzubereiten, und die Gefängnisse wurden nicht leer von verfolgten Sektirern. Allein die Gefahren, die ihren gottesdienstlichen Vereinigungen drohten, steigerten ihre Standhaftigkeit und ihre Vorsicht. Wo sie nicht wagen konnten, bei Licht zusammenzukommen, stärkten sie sich durch Gebet und Predigt im Dunkeln. Noch lange nachher bezeichnete die Ueberlieferung des Volkes in den Wäldern bei Norwich, Hitchin und Duckinfield die Plätze, wo der geächtete Geistliche unter den Wipfeln ehrwürdiger Eichen und unter dem Dach des Himmels eine kleine Gemeinde getreuer Anhänger um sich geschaart hatte.

Die Konventikelakte vom Mai 1664 sollte unmöglich machen, was durch die Uniformitätsakte nicht hatte verhindert werden können. Hatte diese in erster Linie den Geistlichen gegolten, so war das neue Gesetz auf die ketzerischen Laien gemünzt. Sobald über fünf Personen von mehr als sechzehn Jahren sich

bei religiösen Zusammenkünften betreffen liessen, die von den vorgeschriebenen Formen abwichen, verfielen sie in Strafe. Auf das erste Mal stand Gefängnis bis zu drei Monaten oder eine Busse von 5 £. Im Wiederholungsfall trat eine Steigerung auf 10 £ oder Gefängnis bis zu sechs Monaten ein. Nach dreimaliger Verletzung der Akte erfolgte Verurtheilung auf Zahlung von 100 £ oder Deportation auf sieben Jahre. Wer vor der Deportation einen Fluchtversuch machte, war des Todes schuldig. Die Konventikelakte hatte nur eine vorläufige Wirksamkeit auf drei Jahre, aber dieser Zeitraum war lang genug, um zahllose neue Opfer der kirchlichen Tyrannei zu fordern. Bald reichten die Räume der Gefängnisse nicht mehr aus, bis ansteckende Krankheiten hier und da die Masse der zusammengepressten Sträflinge lichteten. -- Aber noch waren die Mittel des antipuritanischen Zelotismus nicht erschöpft. Den Schluss-Stein seines Systems bildete die Akte des Jahres 1665, nach der es den nonkonformistischen Geistlichen bei schwerer Strafe verboten wurde, im Bezirk der nächsten fünf Meilen in der Umgebung eines parlamentarischen Wahlfleckens oder irgend eines Ortes, in dem sie seit Erlass der Indemnitätsakte Seelsorge geübt hatten, sich dauernd aufzuhalten.

Die ganze Stufenleiter, die sich erdenken liess, war von der reaktionären Gesetzgebung durchlaufen worden. „Die Uniformitätsakte hatte die nonkonformistischen Geistlichen von den Kanzeln der Pfarrkirchen verbannt. Die Konventikelakte hatte die Kongregationen zersprengt, welche diese Geistlichen seit dem Bartholomäustage heimlich um sich gesammelt hatten. Die Fünfmeilenakte trieb sie in die Verbannung und überlieferte sie vielleicht dem Hungertode“⁽¹⁾.

In dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge erlitt denn auch die auswärtige Politik des englischen Reiches eine gründliche Aenderung, welche gleichfalls als eine Wendung gegen die Tendenzen des Puritanismus zu betrachten war. Sie hatte unter der Einwirkung puritanischer Ideen gewissermassen einen religiösen Charakter erhalten. Den Einfluss Englands auf dem Festland zu stärken, um unter englischer Führung die Gesamtinteressen der reformirten Welt zu fördern, galt als

ein Ziel, für dessen Erreichung alle Kräfte anzuspannen wären. Allerdings war es unerlässlich gewesen, bei der Einmischung in die Angelegenheiten des Kontinents ein Einverständnis mit Frankreich zu suchen. Aber eine Verbindung mit dieser Macht sollte keine Unterordnung unter sie bedeuten, und die Erwerbung Dünkirchens schien dafür zu bürgen, dass die französische Eroberungslust an dem festen Willen des englischen Bundesgenossen eine Grenze finde. Karl II. schlug andere Bahnen ein. Von einer Erweckung des protestantischen Gemeingefühls durch England war nicht mehr die Rede. Von Eingriffen in die politischen Verwicklungen des Festlandes wurde für lange Zeit Abstand genommen. Der Bundesgenosse Frankreichs verwandelte sich in seinen Vassallen, und Dünkirchen, die Eroberung Oliver Cromwell's, wurde für gutes französisches Gold an Ludwig XIV. verhandelt.

Wohin man sah: die Reaktion gegen den Puritanismus ergriff alle Gebiete, die gesellschaftlichen Gewohnheiten, die schöne Literatur, das kirchliche Leben, die auswärtige Politik. Und doch war die geistige Macht des Puritanismus nicht erstorben. In eben dieser Zeit setzte ihm sein muthigster Wortführer ein unvergängliches Denkmal. Sieben Jahre nach der Rückkehr der Stuarts erschien das verlorene Paradies.

Drittes Kapitel.

Das verlorene Paradies.

In seiner Jugend, als das Leben noch wie eine Landschaft im Glanz der Morgensonne vor ihm lag, hatte der Dichter sich gleichsam durch sein Ehrenwort gebunden, die Welt mit einem erhabenen Werke seiner Muse zu beschenken. Aus den „wenigen Jahren“, die er als „Frist zur Entrichtung jener Schuld“ erbeten hatte, war fast ein Menschenalter geworden, und der Abend warf lange Schatten auf seinen Weg. Aber niemals hatte Milton jenes stolzen Gelöbnisses vergessen. Auch über den Gegenstand und die Art seiner Behandlung war er seit Jahren zu voller Klarheit gelangt. Wir wissen, wie tief ihn früher der Gedanke ergriffen hatte, ein Stück aus der vaterländischen Sage oder Geschichte für ein grosses Heldengedicht auszuwählen. Noch war er zu keinem festen Entschluss gekommen, als sich ihm in der Bibel ein nicht weniger reiches Feld dichterischer Vorwürfe darzubieten schien. Und schon damals hatte von diesen letzten einer vor allen seine Aufmerksamkeit gefesselt. Nicht weniger als vier jener dramatischen Skizzen aus der Jugendzeit sind ihm gewidmet. Ueber einem von ihnen findet sich ausdrücklich als Titel „Das verlorene Paradies“. Sucht man nach weiteren Spuren einer Beschäftigung mit diesem Thema, so wird man sie an zahlreichen Stellen der prosaischen Schriften unschwer bemerken⁽¹⁾. Aber es dauerte lange, bis der Dichter, inmitten

der Anforderungen des täglichen Lebens, „seine Lippen von dem heiligen Feuer berührt fühlte“, bis es ihm gelang die schwankenden Gestalten festzuhalten, und auch so vergieng manches Jahr vom ersten Ansetzen bis zum Niederlegen der Feder.

Edward Phillips erinnert sich, dass die Phantasie seines Oheims sich „ernstlich und vornehmlich mit dem verlorenen Paradiese beschäftigte“, als er in dem Hause von Petty France wohnte. Aubrey verlegt mit Bezug auf denselben Gewährsmann den Anfang der Abfassung auf „ungefähr zwei Jahre, ehe der König zurückkam“, das Ende auf „ungefähr drei Jahre nach der Restauration“. Das schliesst nicht aus, dass dieses und jenes Bruchstück schon früher vorhanden war. Derselbe Phillips, und er nicht allein, will mehrere Jahre, (nach Aubrey „fünfzehn oder sechszehn“) ehe die Ausarbeitung des Gedichtes begann, einige Verse gesehen haben, die ihm damals noch als Einleitung zu einem Drama bezeichnet wurden. Es ist jene grandiose Ansprache Satan's an die Sonne, die man im Anfange des vierten Buches findet. Sie würde in der That die Exposition eines in antikem Geiste gedachten Bühnenstückes höchst würdig eröffnet haben. Allein so bedeutungsvoll für den Aufbau des Gedichtes es auch blieb, dass seinem Stoffe ursprünglich die Form des Dramas bestimmt gewesen war, so liess doch ein richtiger Takt Milton zu dem alten Lieblingsgedanken eines Epos zurückkehren. In diesem konnte er weit eher hoffen jenem poetischen Ideale nahe zu kommen, das er einst mit einer beinahe religiösen Inbrunst gepriesen hatte.

Alles in allem währte die Zeit, in der das Werk ernstlich in Angriff genommen und zum Abschluss gebracht wurde, fünf bis sechs Jahre. An eine ununterbrochene Arbeit in diesem Zeitraume ist aber nicht zu denken. In seinen Anfang fallen noch diejenigen prosaischen Schriften, durch welche Milton die sinkende Republik zu vertheidigen suchte. Die Rückkehr des Königthums und die Gefahren, die sich mit ihm einstellten, störten seine Musse auf's neue. Erst als er sich einigermaßen geborgen und vergessen wusste, konnte er das Begonnene in Ruhe zu Ende führen.

Von den angegebenen Unterbrechungen abgesehen, war indess noch eine Eigenthümlichkeit seiner Muse dem stetigen Fortschritt der Produktion hinderlich. Milton gehörte nicht zu den glücklichen Geistern, die, fortgerissen durch einen rastlosen inneren Drang, ohne Rücksicht auf äusserliche Umstände den einmal gefassten künstlerischen Gedanken wie in einem Guss ausgestalten. Es gab Monate, in denen er so gut wie gar nichts vor sich brachte. Sein Neffe versichert, dass ihm von Anfang an bei seinen Besuchen das Gedicht, wie es allmählich entstand und wuchs, mitgetheilt worden sei, je nachdem zehn, zwanzig, dreissig Verse. Der Dichter musste sie so lange im Kopfe behalten, „bis jemand zur Hand war“, der sie niederschreiben konnte. Eines Tages — es war beim Herannahen des Sommers — frug Phillips den Oheim, warum er so lange nichts von dem Gedichte zu sehn bekommen habe. Milton erwiderte ihm, „dass seine poetische Ader nur von der Herbst- bis zur Frühlings-Nachtgleiche glücklich fliesse. Nichts falle zu seiner Befriedigung aus, was er ausserdem versuche, wie sehr er seine Phantasie auch anstrenge“. Auch Milton's Frau Elisabeth bestätigt dies. „Ihr Mann — erzählte sie später — pflegte besonders im Winter zu dichten und diktirte ihr, wenn er Morgens erwacht war, mitunter zwanzig, dreissig Verse“. Es wäre nicht zu verwundern, wenn bei dieser langsamen und unbehilflichen Art der Komposition die erste Handschrift des verlorenen Paradieses ein sehr unordentliches Ansehn gewonnen hätte. Ausstreichungen, Zusätze, Veränderungen bis herab zur Rechtschreibung und Interpunktion nach der Anweisung des Blinden waren unvermeidlich. Selbst als das Werk vollendet war, mag noch längere Zeit darüber verstrichen sein, bis es in einem reinlichen Manuskript diesem und jenem Freunde vorgelegt werden konnte⁽¹⁾. Mit der Veröffentlichung wurde selbst dann noch, aus welchem Grunde auch immer, zurückgehalten.

Eine erste verlässliche Angabe über das Dasein des Gedichtes stammt aus dem Jahre 1665. Dieses Jahr war für die Stadt London von verhängnisvoller Bedeutung. Seit kurzem war der Krieg zwischen England und Holland, den Cromwell

einst zu einem glücklichen Ende gebracht hatte, mit erneuter Gewalt wieder ausgebrochen. Mit Spannung lauschte die englische Hauptstadt den Siegesnachrichten, die von der Flotte anlangten, aber der Jubel über die Erfolge, deren man sich rühmen konnte, gieng unter in den angstvollen Klagen, die sich am eigenen Heerde erhoben. Die Pest, die während Milton's Jugend mehr als ein Mal gewüthet hatte, trat damals mit einer Gewalt auf, welche alles früher Erlebte hinter sich liess. Es gab Wochen, in denen die Todtenlisten an 10000 Opfer zählten, und man rechnete, dass im ganzen gegen 100000 Menschen der furchtbaren Krankheit erlagen. Ihretwegen kam im Herbst das Parlament nicht in London sondern in Oxford zusammen. Eine allgemeine Panik ergriff die Bevölkerung. Wer dazu im Stande war, suchte das Weite. Die Nachbarschaft von Milton's Wohnung musste als besonders gefährdet erscheinen. Damals begann man die Felder von Bunhill als einen öffentlichen Begräbnisplatz zu benutzen und die Opfer der Krankheit haufenweise in ihnen zu betten⁽¹⁾.

Milton hielt es für rathsam, der verpesteten Luft der Hauptstadt für einige Zeit zu entfliehen und sich auf dem Lande einzumiethen. Er wandte sich zu dem Ende an jenen jungen Quäker Thomas Ellwood, der zu seinen gelehrigsten Schülern gehört hatte und damals im Hause der Familie Pennington lebte. Es war die Zeit, da die Sekte durch die neuen Strafgesetze am schwersten betroffen wurde. Ellwood selbst ward am 1. Juli 1665 mit mehreren Genossen, im Begriff einem der Freunde das letzte Geleit zu geben, auf Befehl eines Friedensrichters verhaftet und in das Gefängnis von Aylesbury abgeführt. Indess noch vorher hatte er für Milton ein „hübsches Häuschen“ miethen können, etwa eine englische Meile von der Wohnung der Penningtons entfernt, in Chalfont St. Giles. Als Milton mit seiner Familie vor der furchtbaren Krankheit in diesem ländlichen Asyl Zuflucht suchte, sassen Pennington und Ellwood noch in Haft. Ueber einen Monat wurden sie festgehalten. Nicht sobald waren sie in Freiheit gesetzt, als Ellwood seinen alten Lehrer aufsuchte. Er war es dann, der damals, als einer der ersten, von dem

Kunstwerk Kenntniss nahm, das nach ihm tausende zur Bewunderung hingerissen hat. „Nachdem wir uns eine Zeit lang unterhalten hatten — so schildert Ellwood jenen Besuch bei Milton — liess er ein Manuskript herbeiholen. Er übergab es mir und gestattete mir, es mit mir zu nehmen und in Musse durchzulesen, damit ich ihm bei der Rückgabe mein Urtheil sagen könnte. Als ich nach Hause kam und zu lesen begann, fand ich, dass es jenes herrliche Gedicht sei, welches er das verlorene Paradies betitelt hatte. Ich las es mit grösster Aufmerksamkeit durch und gab ihm bei meinem nächsten Besuche mit bestem Dank für die Gunst, die er mir durch die Mittheilung erzeugt hatte, sein Buch zurück. Er frug mich, wie es mir gefiele und was ich davon hielte, und ich sprach mich mit Bescheidenheit aber Freimuth darüber aus“.

Es ist schwer denkbar, dass das Gedicht, mit dem sich Ellwood vertraut machen durfte, seinen Gönnern, den Penningtons, unbekannt hätte bleiben, dass der Dichter selbst nicht auch dieser Familie, mit der ihn so manches geistige Band verknüpfte, sehr nahe hätte treten sollen. Und so mag man sich sein Still-Leben im reizendsten Lichte ausmalen. Er selbst im Gefühle der Befriedigung über ein lange vorbereitetes, endlich zum Abschluss gebrachtes Werk, in seiner unmittelbaren Nähe ein junger Freund, der mit Begeisterung an seinen Lippen hing, ausser ihm jene religiös gestimmte Genossenschaft charakterfester Männer und anmuthiger Frauen, deren Gesinnung und Schicksale ihn zur Theilnahme aufforderten, ein Kreis, dem bald nachher die Verbindung mit William Penn eine noch höhere Bedeutung gab. Der kleine Fleck englischer Erde, auf dem sich diese Persönlichkeiten zusammenfanden, ist durch die Erinnerung an jene Tage gleichsam für immer geheiligt worden. Freilich blieb der Genuss dieses vertraulichen Daseins nicht lange ungetrübt. Die Pest forderte auch in Chalfont ihre Opfer. Isaac Pennington wurde schon einen Monat nach seiner Rückkehr wieder gefänglich eingezogen. Dreiviertel Jahre lang lag er im Kerker von Aylesbury, wo gleichfalls die Krankheit wüthete. Seine Familie wurde aus dem Hause vertrieben, seine Frau mit den

jüngeren Kindern begab sich zu dem Gefangenen, bis sie in einer kleinen Farm in Chalfont ein Obdach gefunden hatte. Dorthin kehrte auch ihre Tochter Guli zurück, die nach Bristol zu Bekannten geflüchtet war, von Ellwood geleitet. Dieser selbst blieb nur kurze Zeit im Besitz seiner Freiheit. Derselbe Friedensrichter, der erst kurz zuvor so entschieden gegen die Quäker dieser Gegend aufgetreten war, löste eine jener Versammlungen auf, bei der sich Ellwood eingefunden hatte, und nahm ihn mit einigen anderen im März 1666 gefangen.

Milton hat einen Theil dieser Verfolgungen seiner Freunde noch an Ort und Stelle erlebt. Alle die Fragen, die er so oft durchdacht, für die er so oft die Feder ergriffen hatte, traten ihm hier, da es sich um den Kampf des Staates mit einer neuen religiösen Gemeinschaft handelte, noch einmal lebendig entgegen. Hätte er irgend einer Bestärkung seiner früheren freien Ansichten bedurft, die Erfahrungen, die er damals machte, hätten sie ihm gewährt. Es bleibt ungewiss, wie lange er in Chalfont verweilte. Nach Ellwood's Zeugnis kehrte er erst dann nach London zurück, „als die Krankheit vorüber, die Stadt gereinigt und wieder sicher bewohnbar war“⁽¹⁾. Sein Aufenthalt in Chalfont könnte daher noch den Winter über gedauert und sich bis in's Jahr 1665 hinein erstreckt haben. Jedenfalls hat er das neue grössere Unheil, von dem London in diesem „annus mirabilis“ betroffen wurde, daselbst durchmachen müssen.

Es war der grosse Brand, der am 2. September in Pudding-Lane, einem der bevölkertsten Quartiere, ausbrach, mit rasender Schnelligkeit die Holzhäuser und Magazine der Nachbarschaft ergriff und durch einen starken Ostwind alsbald über die engen und winkeligen Strassen verbreitet wurde. Die Unschlüssigkeit des Lordmayor, der es nicht über sich gewinnen konnte rechtzeitig eine Anzahl von Häusern niederreißen zu lassen, und die Verzweiflung der Bürger, die nur auf Rettung ihres Lebens und ihrer Habe bedacht waren, gestatteten dem rasenden Element immer weiter um sich zu greifen. Fünf Tage und fünf Nächte lang glich die City einem

gewaltigen Flammenmeer. Die Thürme der Kirchen, unter ihnen derjenige der Kathedrale von St. Paul, stürzten zertrümmert in die Gluthen. Die Themse, bedeckt mit Schiffen und Booten, wurde durch einen sprühenden Funkenregen überschüttet. Meilenweit sah man die dichtgeballte schwarze Rauchwolke, die über der zerstörten Hauptstadt lagerte. Ein blinder Argwohn, der Fremde und Katholiken als Brandstifter bezeichnete, trug dazu bei, die Aufregung der Masse zu steigern, die obdachlos und zusammengewürfelt auf den Feldern kampirte. Als man dazu kam, den Schaden zu überschlagen, fand sich, dass der ungeheure Halbkreis vom Tempel über Cripplegate bis gegen den Tower hin, mehr als 13000 Häuser, 89 Kirchen und die meisten der übrigen öffentlichen Gebäude, einem einzigen Schutthaufen glich. An Eigenthum waren gegen eilf Millionen £. zu Grunde gegangen, während man glücklich genug war nur wenig Menschenleben beklagen zu müssen. Auch die Strasse, in der Milton das Licht der Welt erblickt, in der er seine Jugend verbracht hatte, war ein Opfer der Flammen geworden, und mit ihr das väterliche Haus „zum fliegenden Adler“⁽¹⁾.

Zu diesem Ruin der Hauptstadt gesellte sich der bedenkliche Verlauf des Krieges. Dryden glaubte in seinem grossen Gedicht über das „wundersame Jahr“ noch prophezeien zu dürfen, dass man einen zweiten punischen Krieg erleben würde. Aber seine Voraussagung wurde nur zu bald durch die Thatfachen Lügen gestraft. England sah sich in dem schweren Kampfe, den es unternommen hatte, völlig vereinzelt, während sein Gegner an Frankreich und Dänemark einen Rückhalt fand. Die gewaltigen Rüstungen und Seeschlachten des Sommers 1666 hatten die Kraft des Reiches schon beinahe erschöpft, als jenes plötzliche Unheil eine allgemeine Verwirrung aller Geschäfte hervorrief. Man war zu stolz um sogleich auf die Fortsetzung des Krieges zu verzichten, aber es liess sich voraussehn, dass die Mittel des Staates auf die Dauer sich unzureichend erweisen würden. Die Flotte war denen der Gegner nicht gewachsen. Die Festungswerke an der Küste waren nicht im besten Stande. Im Lande regten sich die unterdrückten Parteien. Ausser-

halb der Grenzen wiesen die verjagten Königsrichter und Republikaner schadenfroh auf die sichtbaren Strafen des Himmels hin oder traten wohl gar mit den Feinden ihres Vaterlandes in Verbindung. Die Holländer machten sich die ausserordentliche Gunst der Umstände zu Nutze, um einen Schlag gegen ihren Feind zu führen, der seine ganze Schwäche enthüllte und ihn vor den Augen der Welt auf's tiefste demüthigte. Schon war zwischen Ludwig XIV. und Karl II. das beste Einvernehmen hergestellt, seit dem Mai 1667 tagte der Friedenskongress in Breda, man durfte hoffen, dass hier eine Verständigung zwischen den Niederlanden und England erreicht werden würde. Als indessen die holländischen Forderungen Widerstand fanden, und der Republik selbst durch die Wendung der europäischen Angelegenheiten Gefahr drohte, entschloss sie sich unter Leitung Johann's de Witt zu einer Ueberraschung des Feindes, die ihn zum Frieden zwingen sollte. Den 8. Juni erschien eine starke holländische Flotte an der Themsemündung. Eine Abtheilung nahm Sheerness, erzwang sich den Eingang in den Medway, warf in drei Kriegsschiffe, die hier vor Anker lagen, Feuer und kehrte ungestraft zu der Hauptmacht unter de Ruyter zurück. Einige Wochen lang konnte der feindliche Admiral triumphirend als Herrscher des Kanals die englische Küste unsicher machen. Damals, als der Donner der holländischen Kanonen in London gehört wurde, erwachte selbst in loyalen Kreisen die Erinnerung an den Heros der puritanischen Revolution. „Jedermann — erzählt der gute Royalist Samuel Pepys — denkt an Oliver und spricht von seinen tapferen Thaten, und wie alle Nachbarfürsten ihn fürchteten“⁽¹⁾. Wie sollte Milton dies Gefühl nicht getheilt haben, der Cromwell so viel näher gestanden hatte als tausend andere!

In dieser Zeit, als man eben anfieng nach den Eindrücken so vieler erschütternder Ereignisse aufzuathmen, erschien das verlorene Paradies. Der Vertheidiger der Pressfreiheit musste sich wohl oder übel bequemen sein Manuskript dem Censor einzureichen. Durch eine Akte von 1662 waren die Censurbehörden erneuert. Milton's Werk fiel in die Domäne des

damaligen Erzbischofs von Canterbury, Dr. Gilbert Sheldon, der durch seine Kapläne das Censoren-Amt verwalten liess. Das verlorene Paradies wurde dem erzbischöflichen Hauskaplan Thomas Tomkyns, zur Beurtheilung überwiesen, einem jungen Manne, der sich indessen bereits durch ein paar Schriften als Streiter für Thron und Altar bekannt gemacht hatte. Später hat er ein Werk über „die Unzuträglichkeiten der Toleranz“ verfasst, und seine Grabschrift weiss von ihm zu rühmen, dass er die anglikanische Kirche wacker „gegen die Schismatiker“ vertheidigt habe⁽¹⁾. Milton's Name war bekannt genug, als dass ein Censor von Tomkyns' Gesinnungen sich nicht versucht haben sollte ihm scharf auf die Finger zu sehn. Auch wird versichert, dass er gezögert habe die Druckerlaubnis zu ertheilen. Unter den Stellen die ihm Anstoss erregten, war namentlich (I. 594 ff.) ein Vergleich des verdunkelten Glanzes Satan's mit dem der Sonne, die durch den Mond verfinstert, ein verhängnisvolles Zwielficht auf die Erde wirft, sodass Könige

Aus Furcht vor einem Schicksalswechsel zittern. Schliesslich beruhigte sich indessen der Eifer des loyalen Kaplans. Man besitzt noch das erste Buch des Gedichtes in der Handschrift, welche ihm zur Durchsicht eingeliefert wurde, mit seiner Bescheinigung, dass dem Drucke nichts entgegenstehe. Die übrigen Bücher haben sich nicht vorgefunden.

Nachdem dieser Akt vorüber war, galt es sich mit einem Verleger zu einigen. Unter den Buchhändlern, mit denen Milton bisher zu thun gehabt hatte, war Matthew Simmons gewesen, derselbe, bei dem „das Urtheil Butzer's“ „das Recht der Könige“, der „Bilderstürmer“ erschienen war. Dessen Sohn war vermuthlich jener Samuel Simmons „in Aldersgate-Street, die nächste Thür beim goldenen Löwen“, welcher den Druck und Verlag des verlorenen Paradieses übernahm. Der Vertrag zwischen ihm und dem Dichter vom 27. April 1667 mit Milton's Siegel und mit einer Namensunterschrift, die nicht von seiner Hand herrühren kann, zählt heute zu den am meisten angestaunten Reliquien des britischen Museums. Er gehört zu den schlagendsten Beweisen dafür, in einem wie geringen

Verhältniß der irdische Gewinn des Genies zu seinem Ruhme bei der Nachwelt stehn kann. Fünf Pfund zahlte der Buchhändler dem Dichter für Ueberlassung seines Werkes aus. Dieselbe Summe versprach er ihm zu geben, sobald die erste Auflage erschöpft sei, und ebensoviel für eine zweite und dritte. Mit dem Verkauf von dreizehnhundert Exemplaren sollte die erste Auflage für erschöpft gelten, doch war es, wohl mit Rücksicht auf die Vergabung von Widmungsexemplaren, dem Verleger gestattet, fünfzehnhundert zu drucken. Noch dauerte es beinahe vier Monate, bis der übliche Eintrag in die Register der Stationers erfolgte. Man ersieht aus ihm, dass das Gedicht bei seinem ersten Erscheinen nur zehn Gesänge enthielt. Erst später hat sich Milton entschlossen, das, was ursprünglich den siebenten und zehnten Gesang bildete, noch einmal zu theilen. In einigen Abzügen war der Verfasser mit vollem Namen genannt, in anderen waren nur die Anfangsbuchstaben desselben zu sehn, wie denn in den Titeln, und selbst über diese hinaus, manche Abweichungen der Exemplare jener ersten Ausgabe zu bemerken sind⁽¹⁾.

Seit Voltaire in seinem Essay über die epische Poesie seine Vermuthung über den Ursprung des verlorenen Paradieses in die Welt geworfen, hat man nicht aufgehört den Quellen nachzuforschen, aus denen der Dichter habe schöpfen können, und auf frühere poetische Erzeugnisse hinzuweisen, die ihm die erste Idee seines eigenen Werkes sollen eingegeben haben. Der Vorwurf masslosen Plagiats, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein gewissenloser Fälscher gegen Milton erhob, diente nur dazu, der Frage eine noch grössere Anziehungskraft zu verleihen. Im Laufe der Zeit sind ein paar dutzend von Schriftstellern genannt worden, bei denen der Dichter des verlorenen Paradieses zu Gaste gegangen sein soll. Heute, nachdem man die gesammte Literatur der Völker Europas darauf hin durchsucht hat, dürfte es schwer sein, diese Liste noch zu bereichern. Einen unläugbaren Vortheil hat diese Durchmusterung gehabt. Sie hat demjenigen, der es vorher noch nicht gewusst hatte, die Augen darüber geöffnet, dass

der tiefsinnigste Mythos des alten Testaments in Verbindung mit der ausgebildeten Engellehre ein uralter und oft benutzter poetischer Vorwurf war. Sie hat auf's deutlichste erkennen lassen, dass das verlorene Paradies mit den frühesten Offenbarungen des germanisch-christlichen Dichtergeistes durch eine lange, unzerreissbare Kette verbunden ist.

Als Michelangelo die eine Schmalwand der Sixtina mit der Darstellung des jüngsten Gerichtes schmückte, behandelte er einen Gegenstand, an dem sich hunderte vor ihm versucht hatten. Die Idee des Ganzen war niemandem fremd. Die Anordnung im grossen war durch eine geheiligte Ueberlieferung gegeben. Und doch denkt sich heute unwillkürlich jeder unter dem Bilde des jüngsten Gerichts jenes einzigartige Erzeugnis einer gigantischen Phantasie, welches selbst in dem traurigen Zustande seiner Verdunkelung zeigt, dass der Künstler aus einem sattsam ausgenutzten Stoff etwas bis dahin Ungeahntes geformt habe. Milton, auf den die Wand- und Deckengemälde eben dieser sixtinischen Kapelle einst Eindruck gemacht haben mögen, befand sich in einer ähnlichen Lage wie ihr Schöpfer. Der alte angelsächsische Dichter, der unter Caedmon's Namen gieng, hatte von den Geschlechtern der Engel, dem Falle des obersten derselben und seiner Genossen, der Erschaffung der Erde, der Versuchung des ersten Menschenpaares gesungen. In den geistlichen Spielen des Mittelalters war dieses Thema, selbst in dramatischer Form, lebendig im Volksbewusstsein geblieben. In lateinischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, französischer, holländischer und englischer Sprache gab es eine Reihe von Dichtungen, die es in seiner Allgemeinheit oder doch von einer bestimmten Seite behandelten. Milton gehörte zu den am meisten belesenen Menschen seiner Zeit. Auch abgelegene Werke der Literatur, wie das alte lateinische Epos des Alcimus Ecdicius Avitus über den Ursprung der Welt, den Sündenfall, das Gericht Gottes, die Sarcotis des Jesuiten Jakob Masenius u. a. m. mögen ihm bekannt gewesen sein. Sein gutes Gedächtnis musste ihm namentlich nach der Erblindung unschätzbar werden. Was liegt näher als die An-

nahme, er habe diesen und jenen Zug einem seiner Vorgänger entlehnt, wohl selbst zu einigen bedeutenden Wendungen von ihnen sich leiten lassen. Man hat es im einzelnen nachzuweisen gesucht, ohne immer die richtige Grenze innezuhalten, völlig abzuläugnen wird es nicht sein. Namentlich ein Blick auf das Werk des du Bartas wird die Ueberzeugung erwecken, dass in Milton die Jugenderinnerung an dies hochangesehene Lehrgedicht mit seinen eingeflochtenen Schilderungen, astronomischen Betrachtungen, Anrufungen der Gottheit keineswegs erstorben war (s. o. I. 38). Ebenso ist der geistigen Einwirkung der beiden Fletcher auf den Schöpfer des verlorenen Paradieses schon gedacht worden (s. o. I. 172). In Abraham Cowley's Davideis war ihm die Gestalt des Lucifer entgegengetreten, als „des mächtigen Gefangenen, stolz in seinem Weh und Tyrann in seinen Ketten“. Aehnlich erschien sie in der jüngeren Genesis, welche eine Lücke der sog. Caedmon'schen Genesis ausfüllte, und von diesen Gedichten hatte Milton vielleicht durch seinen Freund F. Junius gelegentliche Kunde erhalten. Diese und jene Episode, die als originell zu bewundern man bei flüchtiger Betrachtung besonders geneigt sein könnte, wie z. B. die Erfindung von Pulver und die Herstellung von Artillerie durch Satan während des Himmelskampfes, erscheint bei genauerem Studium auch nur als Nachahmung fremder Vorlagen.

Allein was beweist alles dies für den Ursprung des Gedichtes? Hier kann nicht, wie beim Comus, eine Summe von einzelnen Momenten der Aehnlichkeit geltend gemacht werden, da Handlung, Charaktere, Tendenz gleichsam eine grosse Erbschaft ausmachen, die ein Geschlecht dem anderen überliefert hatte. Es müssen sehr viel stärkere Gründe in's Feld geführt werden, um uns mit dem Glauben an eine erste äussere Anregung zu erfüllen. Betrachtet man aber die hauptsächlichsten Werke, die sich hier anführen lassen, so wird man sehr misstrauisch gegen voreilig gemachte Schlüsse werden. Der Adamo Andreini's, auf den Voltaire hingewiesen hat, ist seitdem einer gründlichen Kritik unterzogen worden. Dafür, dass Milton das biblische Drama dieses Dichters in Italien habe aufführen

sehn, liegt auch nicht die Spur eines Beweises vor. Auch bleibt es nur eine geistreiche Vermuthung, dass er es in einer der beiden Ausgaben, die damals vorhanden waren (von 1613 und 1617), mit sich nach England genommen habe. Seine eigenen dramatischen Entwürfe zeigen allerdings in ihrem Personenregister eine gewisse Uebereinstimmung mit demjenigen Andreini's. Aber wenn sie neben den Gestalten Adam's und Eva's, des Erzengels Michael und Lucifer's u. a. gleichfalls dem Neide, dem Hunger, der Arbeit, der Krankheit u. s. w. eine Stelle einräumen, so folgen sie darin nur der allgemeinen Ueberlieferung, wie sie z. B. auch bei du Bartas hervortritt. Sie kommen damit ausserdem nur der auf das Allegorische gerichteten Neigung des Zeitalters entgegen. Die Chöre bei Andreini dienen nicht unwesentlich selbstständigen musikalischen und ballettmässigen Aufführungen, bei Milton sind sie offenbar mehr als recitirende Kommentatoren der Handlung gedacht, in der Art, wie sie ihm in den antiken Tragödien erscheinen mochten. Die Handlung selbst endlich hätte nach Milton's Skizze einen würdigeren, einfacheren Verlauf genommen als bei seinem italienischen Vorgänger, der sich in einer bunten Fülle schnörkelhafter Zuthaten gefiel. Bezeichnend ist, dass dieser sich nichts daraus macht, Gott Vater auf die Bühne zu bringen, während Milton höchstens an die Darstellung des Begriffes der „himmlischen Liebe“ zu denken wagte und auch davon in dem ausführlichsten Entwurf abgekommen zu sein scheint.

Blieb der Adamo Andreini's aller Wahrscheinlichkeit nach Milton vollkommen fremd, so lag es ihm um so näher, von dem „vertriebenen Adam“ des Hugo Grotius Kenntniss zu nehmen, je lebhafter er sich seines persönlichen Zusammenstreffens mit dem grossen Gelehrten in Paris erinnern musste. Das genannte lateinische Drama war 1601 von dem jungen Grotius veröffentlicht worden und konnte Milton leicht zugänglich sein. Auch mag man annehmen, dass einzelne Züge sich seinem Gedächtniss der Art eingepägt hatten, dass sie ihm bei Beginn seines eigenen Werkes vorschwebten, so das Gespräch Adam's und des Engels im zweiten Akt, die Be-

schreibung der Schlange u. a. m. Indessen daraus schliessen zu wollen, dass der Plan des verlorenen Paradieses auf Grotius Einwirkung zurückzuführen sei, wäre um so mehr gewagt, da bei Grotius der Kampf um den Himmel gar nicht zur Geltung kommt.

Nicht anders verhält es sich mit Vondel's Lucifer. Das grossartige Drama des berühmten holländischen Dichters war dreizehn Jahre vor dem verlorenen Paradies im Druck erschienen. Es konnte Milton um so leichter bekannt werden, da er vielfache Beziehungen zu den Niederlanden hatte und durch Roger Williams in die holländische Literatur eingeführt wurde. Auch stellt sich nicht selten eine überraschende Aehnlichkeit zwischen beiden Werken heraus. Das Motiv der Rebellion Satan's ist zwar bei Vondel ein anderes. Auch hat sein Satan noch die Wahl Rebell zu werden oder nicht, und es fehlt ihm die titanenhafte Grösse und Sicherheit der Schöpfung Milton's. Aber unverkennbar sind die Ansätze zu der Charakteristik des Milton'schen Satan schon bei Vondel vorhanden. Unverkennbar ist auch die gleiche, von der Ueberlieferung so sehr abweichende Auffassung der übrigen Engelsgestalten. Und dazu kommen so manche auffallende Anklänge im einzelnen wie z. B. in der Schilderung der Empörung und der Himmelsschlacht, in epigrammatisch zugespitzten Aussprüchen, dass man sich der Ueberzeugung nicht wohl erwehren kann, Milton habe Vondel hie und da geradezu als Vorbild benutzt. Allein an eine Einwirkung auf die Konception ist auch hier nicht zu denken, da die dramatischen Entwürfe Milton's viel älter sind als Vondel's Tragödie. Und was sich von Vondel'schen Zügen im verlorenen Paradies vorfindet, ist wieder so eigenthümlich verarbeitet, dass sich ein mögliches Plagiat in eine Neuschöpfung verwandelt⁽¹⁾.

Ueberblickt man alles, was Sammelfleiss und Scharfsinn zur Aufhellung der Frage versucht haben, so wird man in das Urtheil Chateaubriand's einstimmen: „Ein originaler Schriftsteller ist nicht der, welcher niemanden nachahmt, sondern der, welchen niemand nachzuahmen im Stande ist“⁽²⁾.

Milton selbst scheint denn auch in der Einleitung seines Gedichtes die Ursprünglichkeit der Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen. Doch will es noch etwas mehr bedeuten, wenn er hier äussert, er wolle Dinge singen, „an die sich Vers und Prosa nie gewagt“. Auch Ariost hatte sich einst vorgesetzt, zu künden „Cosa non detta in prosa mai, nè in rima“. Aber Milton, der die Worte von ihm entlehnt, fühlt, dass er sich in ganz anderen Bahnen bewegen wird wie seine grossen Vorgänger. Was waren ihm der Zorn des Peliden, die Irrfahrten des Dulders Odysseus, die Thaten des frommen Aeneas oder des frommen Gottfried von Bouillon, die vielgerühmten Kämpfe und Liebesgeschichten tapferer Ritter und schöner Damen, verglichen mit dem erhabenen Gegenstande, den er sich erwählt hatte:

Vom Fall des ersten Menschen, dem Genuss
Von des verbotnen Baumes Frucht, die Tod
Und alles Weh gebracht hat in die Welt,
Uns Eden raubte, bis ein grössrer Mensch
Den Sitz des Heils uns wiederum errang,
Sing' Himmelsmuse, die du auf des Horeb,
Auf Sinai's verborgnem Gipfel einst
Den Hirten hast begeistert, der zuerst
Dem auserwählten Volke kundgethan,
Wie Erd und Himmel aus dem Chaos stiegen.

So ist es denn, wie er an anderer Stelle sagt „keine der neun Musen“, die er anruft, keine von denen, „die auf der Höhe des alten Olymp wohnen“. Es ist „die Sionitin“, die Muse der religiösen Poesie, die „Nachts seinem Schlummer naht und ihn besucht, wenn den Ost der Morgen purpurn färbt“. Sie ist ihm gleichbedeutend mit dem heiligen Geiste, „der von Anbeginn war und einer Taube gleich mit mächtig ausgespreiztem Flügelpaar über dem ungeheuren Abgrund brütete“. Der Dichter selbst, den sie inspirirt, fühlt sich ein höheres Wesen werden. Er nähert sich jenem Ideale des Poeten, das er vor Jahren den Dichterlingen des Tages in leuchtender Erhabenheit vorgeführt hatte (s. o. I. 257). Er

wird zum Lehrer, zum Prediger, denn er will sich nicht frei dem Spiele seiner Phantasie überlassen, sondern

Rechtfertigen die ew'ge Vorsehung
Und Gottes Wege vor den Menschen preisen.

Die ganze eigenthümliche Grösse, aber auch die ganze unvermeidliche Schwäche, welche die Wahl des Gegenstandes mit sich brachte, war in diesen Worten gegeben. Die erhabensten, furchtbarsten und lieblichsten Schilderungen, zu denen Himmel, Hölle und Erde den Anlass boten, drohten abzuwechseln mit den trockensten, nüchternsten und schwerfälligsten Auseinandersetzungen über die Prädestination, die Verwerfung und Erwählung. Der Fortschritt der Handlung konnte beständig unterbrochen werden durch lehrhafte Vorträge. Die Freiheit der Erfindung musste sich nicht selten gehemmt sehn durch die Rücksicht auf die kirchliche Ueberlieferung. Der Dichter wurde zum Theologen, das Epos wurde zur Theodicee.

Man hat mitunter das lebhafteste Bedauern darüber ausgesprochen, dass Milton einen solchen Stoff gewählt habe, einen Stoff, den Goethe keinen Anstand nimmt als „abscheulich, äusserlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl“ zu bezeichnen⁽¹⁾. Man hat bemerkt, dass sich die Artussage, die Milton in seiner Jugend gefesselt hatte, aus rein poetischen Gründen weit eher empfohlen haben würde. So hoch das verlorene Paradies auch stehe, er habe, wenn er seiner ersten Neigung treu geblieben wäre, noch Höheres schaffen können. Hypothetische Betrachtungen der Art fallen nicht unter die Aufgabe des Biographen. Für diesen muss es genügen darauf hinzuweisen, dass Milton so gewählt hat und warum er so gewählt hat, wie es geschehn ist. Die Jahrzehnte gewaltigster Erschütterungen, welche sein Vaterland erlebt, die Kämpfe und Sorgen, die er selbst auszuhalten gehabt hatte, waren auch an seinem dichterischen Genius nicht spurlos vorübergegangen. Von jeher hatte dieser einen puritanischen Anhauch gehabt. Von jeher war ihm eine didaktische Neigung eigen gewesen. Aber die unbefangene Freude am Schönen, auf welcher Seite es sich finden mochte, die mächtige Einwirkung der Antike,

das strahlende Vorbild Edmund Spenser's: alles dies hatte in Milton's Seele ein glückliches Gegengewicht gegen Einseitigkeit und Tendenz gebildet. In seiner Jugend erschien er als begeisterter Herold der Renaissance, wenn auch von einer religiösen Grundstimmung beherrscht. In seinem Alter erscheint er als der grosse Dichter des Puritanismus, wenn auch durch die Vorstellungen der Renaissance bereichert. Er war zum Manne geworden während einer Umwälzung, welche dem religiösen Gefühl einen mächtigen Impuls gab. Er selbst hatte sich, an den Ereignissen lebhaft betheiligt, in eine Stimmung versetzt, die an den höchsten Fragen der Spekulation viel mehr Gefallen fand als an den bunten Bildern ritterlicher Romantik. Die umfassenden Kenntnisse, die er sich aneignete, hiengen sich wie schwere Fesseln an seine ursprüngliche Dichterkraft. Die theologischen Studien, denen er sich hingab, lenkten ihn auf natürliche Weise biblischen Stoffen zu. Trübe häusliche Erfahrungen, ein schweres körperliches Gebrechen, bittere Enttäuschungen jeder Art mussten nothwendig den Ernst und die Strenge des Dichters steigern. Seine Muse bedurfte eines „grossen Gegenstandes“, d. h. eines solchen, der sich von selbst „zur Höhe des Heldengedichtes erhebe“, auch ohne von Helden im üblichen Sinne zu handeln. Und so fiel „nach langer Wahl“ die Entscheidung. Einst im Allegro hatte sich der Dichter mit Wonne „unter das geschäftige Summen der Menge“ versetzt, zum glänzenden Turnier, wo vor schönen Damen die Ritter und Barone um die Ehre kämpfen, „zu Pomp und Fest und Schmauserei“. Diese Zeiten waren vorüber. Nun hielt er es recht im Gegensatze zum Geschmack der herrschenden Kreise für unwürdig, sogenannte „heroische“ Thaten zu besingen, „mythische Schlachten . . fabelhafte Ritter“,

Wettkampf und Turnier

Das Kampfgeräth, der Schilde Wappenprunk,
Mit närrischen Emblemen, das Getrab
Der goldbefranzten Rosse, Ritters Schmuck
Beim Ring- und Lanzenstechen und das Mahl,
Von Seneschall und Truchsess aufgetischt.

Das alte Testament hatte die Heldensage verdrängt. Die Frage nach dem Fall Adam's und Eva's war wichtiger als die Frage nach dem Verrath Mordred's. Die Kämpfe zwischen den himmlischen Heerschaaren und den rebellischen Engeln bedeuteten mehr als die Kämpfe sämtlicher Ritter der Tafelrunde gegen Riesen und Ungeheuer. Die unschuldigen Wonnen des Paradieses überstrahlten alle Wunder des Zauberswaldes von Breceiliand.

Es war kein schmerzliches Opfer, das der Dichter brachte, wenn er den spröderen Stoff wählte. Er fühlte sich vielmehr durch eine immer stärker werdende Neigung zu ihm hingezogen. In diesem Stoff war eingeschlossen, was ihn und tausende seiner Zeitgenossen mit ihm bewegte: die grosse Streitfrage über den Ursprung des Uebels, die Vorherbestimmung des Schöpfers und den freien Willen der nach seinem Bilde Geschaffenen, eine Streitfrage, welche ebenso sehr an die ersten Anfänge des Menschengeschlechts anknüpfte, wie sie zu Ausblicken auf den Verlauf seiner ganzen Geschichte nöthigte. Der Kampf des bösen und des guten Princip's, die schreckensvollen Gebilde von Sünde und Tod, die verneinenden und zerstörenden Kräfte in der Gestalt Satan's: alles das lebte mehr oder weniger klar in den Vorstellungen grosser Volksmassen und wartete nur auf die Hand des Künstlers, um feste Formen zu gewinnen.

Der Gegenstand des verlorenen Paradieses ist als gegeben zu betrachten. Statt Milton einen Vorwurf daraus zu machen, dass er ihn gewählt, wird man fragen müssen, wie er ihn verwerthet hat. Sucht man sich hierüber Rechenschaft abzulegen, so wird nichts so bald auffallen wie die vielfachen Anklänge des Milton'schen Epos an die Form des Dramas. Man erinnert sich, dass der Dichter den Stoff ursprünglich für diese bestimmt hatte. Indem er noch unter dem Banne dieser früheren Idee stand, gewann er den unschätzbaren

Vorthail, der Handlung einen straffen, energischen Zug verleihen und der psychologischen Entwicklung der Charaktere eine vornehme Stelle einräumen zu müssen. Eine grosse Gefahr, welche sein Thema mit sich führte, die Versuchung, sich lehrhafte Abschweifungen zu gestatten, wurde damit zwar durchaus nicht abgewandt, aber doch in etwas gemindert. Andererseits wurde der natürlichste Anlass gegeben, die drei Anfangskapitel der Genesis, um die es sich in erster Linie handelte, ohne Anstoss poetisch auszufüllen. — Ein kurzer Ueberblick über den Gang der Fabel wird ihren dramatischen Aufbau in's Licht stellen.

Hält man sich an die Eintheilung in zwölf Bücher, zu der Milton selbst sich in der zweiten Auflage entschloss, so wird man diese unschwer in drei gleich starke Gruppen theilen können. Die ersten vier Bücher eröffnen Hölle, Himmel und Erde vor unseren Blicken und zeigen uns das erste Menschenpaar, ahnungslos zwischen die streitenden Mächte von Gut und Uebel gestellt. Der Sturz der rebellischen Engel wird im Beginne des Gedichtes als eben geschehen gedacht. Satan's Erwachen aus dem Flammenpfuhl des bodenlosen Abgrunds, seine trotzige Unterredung mit Beelzebub, dem Genossen seiner Qual, bilden gleichsam die erste Scene. Die Besitzergreifung des höllischen Reiches schliesst sich daran. Eine Musterung der teuflischen Heerschaaren führt kriegerische Massen auf die Bühne, die der heroischen Ansprache des Führers mit geschwungenen Waffen zujubeln. Die Versammlung des Teufelsparlamentes, des grossen Rathes der Hölle, im kunstvollen Pandämonium entrollt ein anderes jener Bilder, die dem historischen Drama geläufig waren. Eine pomphafte Ansprache des Fürsten, wechselnde Rathschläge seiner Paladine, der Beschluss, sich an Gott zu rächen durch einen Angriff „auf jene andere Welt, den seligen Sitz des neuerschaffenen Volkes, Mensch genannt“: das alles reiht sich in lebendigem Fortschritt an einander. Die grosse Staatsaktion ist vorbereitet. Satan selbst nimmt es auf sich, den erwählten Angriffspunkt zu rekognosciren. Sünde und Tod, phantastische Gebilde von unfassbarem Graus, öffnen die

Höllenpforten. Er gelangt emporfliegend in's Reich des Chaos und der alten Nacht und erfragt von ihnen den Weg nach jener neuen Welt, die vom Himmel herabhängt „an goldner Kette schwebend, an Umfang gleich einem Stern von letzter Grösse dicht am Mond“.

Die Scene wechselt, indem wir dem Gegenbilde der Hölle, der hohen himmlischen Wohnung, angenähert werden. Auch hier entwickelt sich das Gedicht in dialogischer Form. Gott Vater, „der das Einst und Jetzt und Künft'ge sieht“, weist seinen Sohn auf das Unternehmen Satan's hin und sagt den Fall der Menschen voraus. Gott der Sohn legt Fürbitte für das Menschengeschlecht ein und er bietet sich als Mittler. Das Opfer des himmlischen „Vicekönigs“ wird angenommen, und wie der Chor der Teufel den Rathschluss ihres Hauptes mit Jubel begrüsst, so erschallt der purpurglänzende Himmel von den heiligen Gesängen und den goldenen Harfen der Engel. Währenddass ist Satan, mit Mühe durch das Chaos sich durcharbeitend, an die Grenze des Weltsystems, zu dem die Erde gehört, gekommen. Es ist die „erste Wölbung“, welche die „leuchtenden kleineren Sphären“ in sich einschliesst. Sie hat an ihrem oberen Pol eine Oeffnung, dieselbe, durch die ein Weg zum Thor des Himmels führt. Durch diese erblickt Satan die ganze neue Welt. Er nimmt durch unzählbare Sterne, „um deren glückliche Bewohner er sich nicht kümmert“, den Weg zur Sonne, deren Glanz ihn am meisten anzieht. Dort findet er Uriel, einen der sieben Erzengel. In der Verkleidung eines Cherub weiss er ihm die Kunde zu entlocken, welches unter den Sternen die Erde ist, und wo auf der Erde das Paradies. Beim Anblick desselben verhärtet er sich, seiner Leidenschaft Luft machend, in seinem Vorsatz, überspringt die bewaldete Gebirgsmauer und lässt sich als ein Rabe auf den Baum des Lebens nieder. Von dort aus „sieht er voll Grimm die ganze Pracht Eden's, die Ueppigkeit der Pflanzen, die Fülle der friedlich bei einander wohnenden Thiere, das erste Paar der Menschen, von allen Reizen der Jugend und Unschuld umspielt. Er verwandelt sich in dies und jenes der Thiere, um das holde Geplauder Adam's und Eva's besser belauschen zu

können. Jener spricht von dem Verbote Gottes, die Früchte des Baumes der Erkenntnis zu kosten. Diese gedenkt ihres ersten Erwachens unter Blumenschatten, ihres ersten Begegnisses mit dem Geliebten. Mit Neid sieht Satan seitwärts auf ihre Küsse, auf das „glücklichere Eden, eins in des anderen Arm“. Er beschliesst, sie zu verderben, indem er jene Lust der Erkenntnis in ihnen wecken will, die Gott ihnen versagt.

Während er im Hintergrund verschwindet, und die Sonne sinkt, gleitet Uriel auf einem ihrer Strahlen hernieder. Er hat die Maske des Erzfeindes durchschaut, sein Beginnen verfolgt und warnt die Wächter des Paradieses. Die Abenddämmerung bricht an. Adam und Eva suchen nach einfachem, formlosem Gebet in duftender Laube ihr weiches Lager auf und entschlummern nach sündlosem Liebesgenuss „von Nachtigallen eingesungen, von Rosen überstreut“. Zu Eva's Ohr schleicht Satan, als Kröte hingestreckt, um ihre Phantasie durch lockende Träume zu reizen. Ihn finden zwei der Engels-Wächter. Vom Speer des einen berührt, schnellt er in seiner wirklichen Gestalt empor und lässt sich vor Gabriel führen, den Obersten der paradiesischen Hut, um ihn und seine Schaar zum Kampfe herauszufordern. Aber der Ewige hängt seine „Wage“, in der er jegliches Erschaffene wog, am Himmel aus. Satan's Schale steigt, er flieht, „und mit ihm flieht die Dunkelheit der Nacht“.

In den nächsten vier Büchern kommt die Handlung so gut wie zum Stehen. Als der Morgen naht, schlägt Adam die Augen auf und sieht Eva mit wirren Locken und glühender Wange noch unruhig schlafen. Von ihm geweckt, erzählt sie ihren Traum, in dem sie, durch eine Engelserscheinung verführt, von der verbotenen Frucht gekostet hat. Adam tröstet sie und küsst ihr die Thränen aus den Augen. Sie sprechen ihr Morgengebet, wiederum ein reiner Ausdruck der Naturreligion und wiederum „unvorbedacht“, wie es ihnen ihr Herz eben eingiebt. Dann eilen sie zu ihrem gewöhnlichen Tagewerk, der einzigen „Arbeit“, die das Paradies kennt, schwankende Blumenstengel zu stützen, den üppigen Trieb fruchtebeladener Bäume zu hemmen, die Ulme mit der

Rebe zu umranken. Es sind harmlose Gegenstände tändelnder Geschäftigkeit, wenig ernster, als diejenige der Elfen im Sommernachtstraum. Mitleidig sieht sie Gott und beauftragt den Engel Raphael, als Warner zu Adam zu eilen, „auf dass er nicht mit Wissen sündigend als Vorwand Ueberraschung nennen kann“. — Es ist schwüler Mittag, als der Engel im Paradiese anlangt. Adam sieht ihn von weitem vor seiner Laube, während Eva drinnen das Mahl aus „schmackhaften Früchten“ bereitet. Man wird enig, den hohen Gast einzuladen, und Eva beeilt sich hausmütterlich, noch für einige ausserordentliche Gänge zu sorgen, selbstverständlich streng nach vegetarianischer Vorschrift. Bei Tische spricht der himmlische Bote Speise und Trank ganz menschlich zu, gleich als wäre es „Engelskost“. Adam, wissbegierig, schon ohne vom Baume der Erkenntnis gegessen zu haben, nimmt daher Gelegenheit, dem herablassenden Fremden mit einer harmlosen Wendung Kunde „von den Dingen über seiner Welt“ zu entlocken.

Und nun folgt nach geschickter Ueberleitung ein ausführlicher Bericht von dem, was vor dem Beginne des Gedichtes und vor der Schöpfung „dieser Welt“ als geschehen zu denken ist: von der Proklamation des einzigen, eingeborenen Gottessohnes als „Vicekönigs“ des Reiches, von der Empörung eines der ersten Erzengel — „jetzt heisst er Satan, sein früh'rer Name ward getilgt im Himmel“ — und seiner Genossen gegen diesen Herrscherspruch, von dem gewaltigen Kampf um den Himmel und den Thaten ewigen Ruhmes, die der Erzähler mit erlebt hat, von der Besiegung der Rebellen durch den Gottessohn, der sie mit seinen „zehntausend Donnern, von glänzendem Streitwagen herabgeschleudert, niederschmettert zum schwarzen Schlund der Hölle. Die Moral der Geschichte ist eine ernstliche Warnung vor dem Ungehorsam, vor den Lockungen des Versuchers. Adam verspricht für sich und „seine schwächere Gefährtin“ Gottes Gebote zu halten. Aber „wie einer, der den Durst sich kaum gelöscht, zum Strom hinabblickt, dessen Rauschen ihm auf's neue Durst erweckt“, so wünscht Adam weitere Kunde über das ihm näher Liegende, über die Entstehung von Himmel.

Luft und Erde zu hören. Der Engel giebt einen kurzen Abriss der Schöpfungsgeschichte, nach welcher Gott der Sohn im Auftrag Gott des Vaters die Welt in's Leben gerufen hat. Adam würde vollkommen dadurch befriedigt sein, wenn ihm jene astronomischen Zweifel benommen würden, über die sich Raphael in sehr bemerkenswerthen, früher angeführten Worten ausspricht (s. B. I. 279). Schon beim Beginne dieses wissenschaftlichen Gesprächs zieht Eva es vor, sich zu entfernen. Adam aber erzählt, nachdem sein Wissensdrang vorläufig befriedigt ist, dem Gaste seinerseits von seines Daseins Anfang, von seiner Sehnsucht nach einem gleichartigen Geschöpf, von der Erfüllung seines Wunsches, als Gott ihm Eva geschenkt hatte:

Ich sah sie
 Ganz wie ich sie im Traum erblickt, geschmückt
 Mit allem, was sie liebenswerth zu machen
 Nur Erd und Himmel spenden kann. Sie kam,
 Von ihres unsichtbaren Bildners Ruf
 Geleitet, näher, eingeweiht durch ihn
 In Heiligkeit und Brauch des Ehebunds,
 Anmuth in jedem Schritt, in ihrem Auge
 Der ganze Himmel, voller Huld und Würde.
 Und wonnetrunken rief ich jubelnd aus:
 „Nun ist mein Wunsch vollendet, ja du hast
 Erfüllt, Allgüt'ger, was du mir versprachst,
 Neidloser Geber alles Schönen, dies
 Ist deiner Gaben schönste“
 Sie hörte mich; geführt von Gott empfand
 Sie doch jungfräulich Beben, holde Scham,
 Des reinen Frauenwerthes sich bewusst,
 Der ungeworben nicht, nicht ungesucht
 Von selbst sich hingiebt, lieblich widerstrebt,
 Damit Gewährung doppelt köstlich sei.
 Unwissend, was sie that, gehorchte sie
 Der Stimme der Natur und wandte sich
 Bei meinem Anblick ab. Ich folgte ihr;
 Mit keuscher Würde, stolzer Fügsamkeit
 Gab sie mir nach. Zur hochzeitlichen Laube
 Führt' ich die morgengleich Erröthende.
 Der Himmel und die Sterne gossen Licht
 Des Glücks auf diese Stunde aus, die Erde

Rief unserm Bund von jedem Hügel Heil,
 Die Vögel jauchzten, sanfter Lüftchen Hauch
 Durchflüsterte den Hain, von ihren Schwingen
 Streuten sie Rosenduft und würz'gen Balsam,
 Bis uns die Nachtigall das Brautlied sang
 Und eilen hiess den nahen Abendstern,
 Damit er uns die Hochzeitsfackel zünde.

Mit solchem Entzücken schildert unser Urahn sein ehe-
 liches Glück, dass der Engel ihm sehr puritanisch vorhält,
 nicht „Liebe“ und „Leidenschaft“ zu verwechseln und mit
 einer nochmaligen ernstern Verwarnung, „festzustehn“ von dem
 gastfreundlichen Heim des ersten Menschenpaares Abschied
 nimmt.

In den letzten vier Büchern schreitet die Handlung wie-
 der fort. Sieben Tage und Nächte hat Satan die Erde um-
 kreist. In der achten Nacht weiss er auf's neue in das Paradies
 einzudringen und schlüpft, den Zwang dieser Selbsterniedrigung
 verfluchend, in eine schlafende Schlange, als das geeignetste
 Werkzeug seiner Anschläge. Beim Anbruch des Morgens,
 des letzten der paradiesischen Unschuld, schlägt Eva dem
 Gefährten eine kurze Trennung vor, da die „Arbeit“ beiden
 besser von der Hand gehn werde, wenn Geplauder und Ge-
 kose sie nicht unterbreche. Adam ist nicht sehr erbaut von
 diesem Vorschlag. Er erlaubt sich, Eva daran zu erinnern,
 dass ihr allein leicht Gefahr und Verführung drohen. Sie
 schmollt ein wenig, beide werden in Rede und Gegenrede
 etwas gereizt, zuletzt behält sie ihren Willen. Sie geht mit
 ihrem „Gartengeräth“, lieblich wie „Pomona“ oder die „jung-
 fräuliche Ceres“, um hängende Blumenkronen mit Myrthen-
 reisern emporzurichten, „sie selbst, der Blumen schönste,
 stützelos, so fern dem besten Halt, so nah dem Sturm“. Sogar Satan, als Schlange näher kriechend, wird einen Augen-
 blick zur Bewunderung hingerissen und bleibt eine Weile
 „dummgut entwaffnet, seiner eigenen Bosheit entfremdet“. Dann aber erwacht die „heisse Hölle“ wieder in seiner Brust. Emporgeringelt mit erhobenem Kopf — so wie die Schlange
 auf so manchen der altdeutschen und italienischen Bilder er-
 scheint — umtanzt das Thier Eva, küsst die Spur ihrer

Füsse und redet sie schmeichelnd an. Dass es reden kann, erklärt es selbst der Verwunderten als Folge des Genusses der verbotenen Frucht und reizt dadurch ihre Neugier nur noch mehr. Der Zug gehört Milton an und nicht der Bibel, aber wie er wenige Verse derselben zu verwerthen, psychologisch zu vertiefen und rhetorisch auszuschnücken weiss, zeigt vielleicht keine Stelle seines Gedichtes so deutlich wie die Ausmalung dieser ganzen Scene.

Die That ist geschehen. „Die Erde fühlte die Wunde, tief seufzte die Natur in ihrem ganzen Bau vor Schmerz, dass alles nun verloren war.“ Eva aber, erhitzt und berauscht, segnet den Baum, ja erweist ihm Götzendienst. Sie denkt einen Augenblick daran, „die Ueberlegenheit der Kenntniss für sich zu behalten,“ dadurch die Schwäche ihres Geschlechts auszugleichen und Adam's Liebe zu steigern. Wie aber, wenn Gott sie mit dem Tode strafe, wenn Adam, „mit einer anderen Eva verbunden“, leben bliebe? Lieber soll er Wohl oder Wehe mit ihr tragen. Sehnsüchtig kommt er ihr schon entgegen mit einem Kranze, den er für sie gewunden hat. Seinem Entsetzen, nachdem er ihr Bekenntnis gehört, folgt sein Entschluss, ihr Loos zu theilen. Er nimmt aus ihrer Hand die Frucht und isst, „von Frauenreize sanft besiegt“. Und wieder „erbebt der Erde Schoos, stöhnt die Natur ein zweites Mal; der Himmel verdunkelt sich und weint dumpf-donnernd schwere Tropfen“. — Die erste Folge des Sündenfalles ist das Entbrennen „fleischlicher Begierden“. Die Unschuld ist dahin, beide sind wie „von neuem Weine trunken“, und zum ersten Male dient ihr schattiges Blumenbett der wilden Lust der Sinne. Sie erwachen, anders wie sonst, aus wüstem Schläfe, dunklen Sinnes, beschämt über ihre Nacktheit. Der Schurz aus Feigenblättern, die sie sich pflücken, kann ihre Schuld nicht verdecken, mit Weinen, Klagen und Vorwürfen verbringen sie die Stunden.

Indessen hat der Himmel von Gott Vater erfahren, was dieser „längst vorausgesagt“ hatte, wird Gott der Sohn entsandt, die Gefallenen zu richten. Dieser spielt demnach die Rolle, die nach der Genesis dem einigen Gotte zukommt. Er spricht

den Fluch über die Schlange, das Urtheil über die Menschen aus und kleidet sie mitleidig in Thierfelle. Satan war vor dem Anblick des Göttlichen aus Furcht vor augenblicklicher Strafe geflohen. Nachts kehrt er zurück, belauscht Adam's und Eva's traurige Gespräche und entnimmt aus ihnen, dass sein Urtheil — gemäss dem mystischen, über die Schlange ausgesprochenen Fluche — erst in Zukunft vollzogen werden soll. Beruhigt und triumphirend eilt er seinem Reiche zu und trifft unterwegs auf seine Kinder, Sünde und Tod, die gleich nach dem Falle des Menschen, „den Hauch der Sterblichkeit witternd“, eine kunstvolle und bequeme Brücke von der Hölle über das Chaos zur neuen Welt geschlagen haben. Er eilt zu seinem Herrschersitz und verkündet seinen Getreuen den Sieg, aber statt des erwarteten Beifalls muss er ein misstöniges Zischen hören. Die Teufel sind sämmtlich in Schlangen verwandelt, er selbst sträubt sich vergeblich gegen diese Metamorphose. Zugleich erwächst vor ihren Augen ein Hain mit lockenden Früchten, aber diese werden, als sie sich gierig darauf stürzen, zu bitterer Asche. Satan und seine Genossen erhalten, wenn die Qual lange genug gedauert hat, zwar ihre wahre Gestalt wieder, aber, „wie einige sagen“, müssen sie in jedem Jahre gewisse Tage diese Demüthigung erdulden. Man bemerke, wie dem alttestamentarischen Stoff romantische Züge beigemischt werden, gleich diesem, deren richtige Stelle in den Märchen von Hexen und Zauberern oder bei Ariost und Spenser zu suchen wäre.

Weit besser fügt sich dem Ganzen jene durchgeführte Allegorie von Sünde und Tod ein, deren Ankunft im Paradiese mit grellen Farben geschildert wird. Sie beginnen ihr Zerstörungswerk bei Pflanzen und Thieren. Die Zwietracht, der Sünde Tochter, verhetzt die Geschöpfe zum Kampf um's Dasein. Gott sieht der Verwüstung seiner „schönen Welt“ nicht nur gelassen zu, da er des endlichen Sieges seines Sohnes über Sünde und Tod gewiss sein kann, sondern thut noch das Seinige, um seine Schöpfung zum Schlechteren zu „verändern“. So wenigstens erscheint in diesem Zusammenhange alles das, was wenig mehr denn ein Jahrhundert später

Herder's „Ideen“ als Zeichen der „Harmonie, Güte und Weisheit“ zu preisen nicht müde wurden: die Schiefe der Ekliptik, die Verschiedenheit der Zonen, der Wechsel der Jahreszeiten, der Widerstreit der Winde. Mit Schrecken sieht Adam, wie die Thiere ihn fliehen oder grimmig nach ihm blicken. Er fühlt das „Elend nach der Seligkeit“, den Fluch des Todes, in den sich der Segen Gottes „seid fruchtbar und mehret euch“ verwandelt hat. Er sehnt die Sterbestunde herbei, um nicht die Verwünschungen der Enkel hören zu müssen. Aber wird der Tod ihm die Wohlthat völliger Vernichtung bringen, wird er sich nicht verewigen in dem „endlosen Jammer“ seines ganzen Geschlechts, das er nicht zu entsöhnen vermag? Seine Gedanken finden keinen Ausweg aus diesen Geheimnissen. Die dunkle Nacht hört seine Klagen. Eva naht sich ihm, um ihn zu trösten, er stösst mit Zornesworten die „Schlange hinweg aus seinem Angesichte“. Sie wirft sich ihm zu Füßen, und er kann ihren Thränen, ihren flehenden Worten nicht widerstehn. Es folgt die Versöhnungsscene, in deren Schilderung der Dichter vielleicht das selbst Erlebte verarbeitet hat (s. o. B. II. 337). Eva's exaltirter Vorschlag, durch Selbstmord alle Qualen zu enden und dem göttlichen Urtheil die Spitze abzubrechen, weist der kühler gewordene Adam zurück. Er sinnt schon auf Mittel, das menschliche Dasein erträglich zu machen. Er hofft „durch Reibung von zwei Körpern“ Feuer zu gewinnen und entwickelt vorahnend eine Art Geschichte primitiver Kultur. Beide finden Trost im reuigen Gebet. Der Messias legt es am Thron des Vaters nieder, und dieser gewährt die Bitte, dem Menschen eine Frist des Lebens zu gönnen. Aber ihn länger im Paradiese zu belassen, verbietet das Gesetz der Natur. Eine Thronrede macht den versammelten Engeln hiervon offizielle Mittheilung. Der Erzengel Michael erhält den Befehl, mit einer Kohorte von Cherubim das Beschlossene auszuführen.

Noch ahnen die Menschen nicht, was ihnen bevorsteht, aber böse Vorzeichen künden ihnen Unheil an. Sie vernehmen Michael's Botschaft. Eva jammert, dass sie ihre „Blumen“, ihre „hochzeitliche Laube“ lassen soll, Adam bangt vor dem Gedanken, dass eine Verbannung aus dem Paradies eine Ver-

bannung aus der Nähe Gottes sein werde. Der Erzengel tröstet ihn mit dem Hinweis auf die göttliche Allgegenwart. Zur Bestätigung dessen verspricht er ihm, seinem Auftrag gemäss, ein Bild „zukünftiger Tage“ zu zeigen, den „Kampf der göttlichen Gnade mit menschlicher Sünde“, daraus Geduld zu lernen, zu lernen „durch fromme Furcht die Freude mässigen, Günst'ges und Widriges mit Gleichmuth tragen“. Während Eva in Schlaf versinkt, folgt Adam dem Engel auf einen hohen Hügel. Er überblickt von dort die ganze Bühne der künftigen Thaten und Leiden seines Geschlechts. Eine Vision fortlaufender Bilder, an die sich die Belehrung seines Führers anreicht, zeigt ihm die Geschichte der Menschen von Abel's Tod bis zur Sindfluth, von der Sindfluth bis zur Erlösung durch den Messias, und selbst die Ausbreitung des Christenthums und sein Verfall nach dem Eindringen priesterlicher „Wölfe“ wird mit ein paar flüchtigen Strichen angedeutet. Zuletzt prophezeit der Erzengel einen „Weltbrand“, in dem Satan zu Grunde gehn, eine neue Erde und ein neuer Himmel entstehn wird. Beim Entrollen dieses Abrisses der Geschichte, soweit sie sich dem Rahmen der Bibel einfügen lässt, einem mit Recht bewunderten „Meisterstück poetischer Oekonomie“, lösen sich Rede und Gegenrede des staunenden Zuschauers und des kundigen Erklärers beständig ab. Scenen des Krieges und des Friedens — wie auf dem homerischen Schilde des Achilleus — Darstellungen von Lebenslust, Arbeit, Kunstübung, von Krankheit, Verzweiflung, Tod wechseln mit einander und regen sich widersprechende Gefühle auf. Das ganze vielverschlungene Gewebe des menschlichen Daseins breitet sich aus, und die Eröffnung einer unendlichen Perspektive hebt den Geist über den Schmerz des Augenblicks empor. Adam bezweifelt nicht mehr, dass der Mensch, wenn er mit „dem Wissen“ die gute „That“ verbindet, „ein schöneres Paradies“ in sich selbst tragen wird. Und so findet er Eva wieder, schon erwacht und durch heilverkündenden Traum getröstet. Sie folgt ihm gerne: „du bist mein alles unterm Himmelszelt, mit dir gehn, heisst im Paradiese bleiben“.

Schon ziehen die Cherubim näher, „vor ihnen Gottes Flam-

menschwert wie ein Komet“. An der Hand des Engels gelangt das Menschenpaar zum Thore. Noch einmal schauen sie sich um nach den Schreckgestalten und weinen. Aber bald trocknen sie ihre Thränen.

Vor ihnen lag die weite Welt zur Wahl
Der neuen Ruhestatt, ihr Führer: Gott.
Sie nahmen Hand in Hand mit zagem Schritt
Durch Eden langsam ihren stillen Weg.

Es wird nicht mehr auffallend erscheinen, warum das verlorene Paradies das am meisten dramatische aller epischen Gedichte genannt worden ist. In der That, wenn man von dem Stillstand der mittleren vier Bücher und von der Digression in den zwei letzten einmal absieht, so fällt es nicht schwer, sich den Rest zu einer bühnenmässigen Handlung umgestaltet zu denken. Die Form, in der sich die Dichtung bewegt, ist vorwiegend die des Dialogs oder des Selbstgesprächs. Der Schauplatz wechselt mit einer Leichtigkeit, die für die grossen dramatischen Dichter England's zur Mode geworden war. Hie und da glaubt man auf Effekte der Beleuchtung und Dekoration zu stossen, die wie dem Theater entlehnt erscheinen. Fasst man aber die Charaktere in's Auge, durch deren Spiel und Widerspiel Milton die Handlung sich entwickeln lässt, so wird man alsbald seine Schwäche gegenüber den grossen Meistern der dramatischen Poesie seines Landes gewahr werden. Für ihn giebt es nicht jenen geheimnisvollen seelischen Hintergrund, auf dem die Gedanken sich haschen und fliehen wie die verschwommenen Bilder eines hin- und herschwankenden Spiegels, jenes Gemisch von Neigung und Abneigung, Erinnerung und Ahnung, Stärke und Schwäche, aus dem die Entschlüsse sich bilden und die Thaten hervorgehn. Seine Charaktere sind fast niemals verwickelt, sondern in der Regel einfach, durchsichtig, ja mitunter ohne individuelles Leben, in blosse Schemen aufgelöst, eben gut genug, dem Dichter als Maske zu dienen, durch deren Mund er nach Gefallen rhetorisch, polemisch, dialektisch seine eigene Mei-

nung an den Mann zu bringen sucht. Eben damit hängt sein auffallender Mangel an Humor zusammen. Es giebt vielleicht keinen zweiten englischen Dichter, dem diese glückliche echt englische Gabe in dem Grade abginge wie ihm. Er kann sich das Leben nicht als ein buntes, leicht bewegliches Kaleidoskop denken, in welchem Scherz und Ernst, Lachen und Weinen in raschem Wechsel sich ablösen und in einander übergehen, weil er selbst einer solchen Beweglichkeit der Stimmung nicht fähig ist. Versucht er es je einmal, das Gebiet des Komischen zu streifen, so geräth er in Gefahr, grotesk zu werden oder sich mit geschmacklosen Wortspielen abzufinden. Immer ist es seine Subjektivität, welche durchbricht, seine sittliche Hoheit, sein Pathos, sein Idealismus, und selbst die Verkörperung des bösen Principis lässt uns den Schöpfer nicht über seiner Schöpfung vergessen.

Es wird wenig Leser des verlorenen Paradieses geben, auf welche die Figur des Satan nicht die grösste Anziehungskraft unter allen den Charakteren ausübt, die überhaupt in dem Gedichte vorgeführt werden. Seine Gestalt drängt sich so sehr hervor, dass Addison keinen Anstand genommen hat, ihn den „Heros“ des Epos zu nennen. Und ohne Zweifel lässt dieses Wort sich rechtfertigen. Es ist freilich unbestreitbar, dass Milton, der „den Fall des ersten Menschen“ besingen wollte, von einem epischen Helden im üblichen Sinne mit vollem Bewusstsein absah. Allein unvermerkt wächst die Figur des Satan in diese Rolle hinein. Er ist der Führer im Kampf und der erste im Rath, gleich den Völkerhirten der nationalen und romantischen Epen. Er erdenkt die listigsten Anschläge und besteht die gefährlichsten Abenteuer gleich Odysseus und Orlando. Seine Kraft ist selbst nach seinem Sturz mit menschlichen Begriffen nicht zu messen. Sein Körper bedeckt, auf dem Flammenpfuhl schwimmend, „weit ausgestreckt, viele Hufen“. Gegen seinen Speer gehalten, ist die grösste norwegische Fichte, die einem Admiralschiff als Mastbaum dienen soll, „nur eine dünne Gerte“. — Gigantisch wie alles, was mit seiner äusseren Erscheinung zusammenhängt, stellt sein geistiges Wesen sich dar. Wir verlieren

niemals aus dem Auge, dass dieser Teufel ein gefallener Engel ist, „einer der Erzengel, wenn nicht der Erzengel erster“, von Haus aus mit allen grössten Anlagen ausgerüstet. Nur eine Eigenschaft beraubt sie sämmtlich ihres Werthes: unbezähmbarer Ehrgeiz, der ihn, den Prometheus der christlichen Mythologie, den Vorläufer des Byron'schen Lucifer, zur Empörung treibt. Aber eben diesen Grundzug seines Charakters sind wir am leichtesten geneigt zu verzeihen. Es fehlt nicht viel, dass wir für den stolzen Revolutionär Partei nehmen, der sich einem verletzenden Ceremonialgebot nicht fügen will. Es wird uns schwer, das Rachegefühl des Besiegten zu tadeln, der nur dem „Donner“, der physischen Gewalt, erlegen ist. Ein Satan, der ungebrochenen Muthes, glühenden Hasses voll, den Schmerz besiegend, in die eines Cäsar's würdigen Worte ausbricht „Besser in der Hölle herrschen, als Knecht im Himmel sein“, stellt sich als ein Wesen dar, aus nicht gemeinem Stoff gemacht. Und wiederum ein Satan, der fast zu Thränen gerührt wird, als er zum ersten Male des unschuldigen Menschenpaares ansichtig wird, beweist deutlich genug, dass er kein „wissentlicher Feind“ ist, dass er das Böse nicht aus Lust am Bösen sucht. Mit einem Worte: diese Gestalt entlockt uns eben diejenige Empfindung, welche nach Lessing dem „Helden der Epopoe“ zukommt. Wir „bewundern“ diesen, während wir den Helden des Trauerspiels „bemitleiden“⁽¹⁾.

Es ist klar, dass mit dieser Zeichnung des Satan ein ungeheurer Fortschritt über die volksthümliche Auffassung hinaus gemacht wurde. Freilich der Milton'sche Teufel ist noch nicht zu dem spöttischen Mephistopheles, dem bösen Geist der modernen Gesellschaft, zusammengeschrumpft, der im grossen nichts vernichten kann und es nun im kleinen anfängt. Aber er ist auch nicht mehr das nordische Phantom mit Hörnern, Schweif und Klauen. Man hat wohl Recht gehabt, zu behaupten, dass Milton zuerst den Satan und seine Wohnstätte der noch obwaltenden popularen Verzerrung mit Erfolg entrissen habe. Eine solche Umwandlung gieng freilich nicht ganz ohne Schaden für die plastische Greifbarkeit ab.

Kolossal, wie die Milton'sche Hölle und der Milton'sche Teufel erscheinen, fehlen ihnen doch die bestimmten Umrisse und Farben, welche der angstvollen Phantasie des gemeinen Mannes unentbehrlich waren. Aber der Eindruck des Grausigen und Unheimlichen wird dadurch verstärkt, dass die körperliche Erscheinung der höllischen Mächte, eines mannichfachen Wechsels fähig, in geheimnisvollem Helldunkel auf- und abschwankt⁽¹⁾. X

Mitunter ist die Frage aufgeworfen worden, ob zu Milton's Satan nicht eine der grossen Persönlichkeiten Modell gesessen habe, die in den gewaltigen Kämpfen seiner Zeit auf den Schauplatz getreten waren. Die Frage liegt um so näher, für je wahrscheinlicher man es hält, dass Vondel's Lucifer dem englischen Dichter bekannt war. Auch in Vondel's Drama hat man Anspielungen auf die Geschichte seines Vaterlandes gefunden, und die Holländer erblicken im Lucifer den rebellischen „Statthalter“, Wilhelm von Oranien. Dem würde es am besten entsprechen, das Urbild zu Milton's Satan in Cromwell zu suchen. In der That ist dieser Gedanke aufgetaucht, und er hat unläugbar viel Bestechendes. Das überaus Kraftvolle, Beherrschende, Selbstbewusste, das titanenhafte sich Aufbäumen dessen, der sich gegen den „gesalbten“ Himmelskönig empört hat, um Tyrann in der Hölle zu werden: das alles waren Züge, die sich in Oliver Cromwell vorfanden. Wenn Satan sich auf die „Wahl“ seiner Genossen beruft, die ihn um seiner Verdienste willen an die Spitze gestellt haben, wenn er beständig mit Freiheit athmenden Reden seine diktatorische Gewalt rechtfertigt, wenn er sich zur Entschuldigung seines Thuns auf den Staatszweck beruft, auf die „Nothwendigkeit“, „den Rechtsgrund der Tyrannen“, wie Milton hinzufügt, so glaubt man den gewaltigen Protektor selbst, sogar nach dem Wortlaute seiner Reden, wiederzuerkennen. Allein wie viel auch immer von Cromwell's Helden- und Herrschernatur auf die Gestalt des Satan übertragen worden sein mag, dass mit diesem eine Satire des Protektors gegeben werden sollte, ist nicht zu erweisen. Es ist wahr: Milton hatte keinen Grund dazu, Cromwell als seinen Abgott zu verehren, aber X

er brauchte ihn darum noch nicht als den obersten der Teufel zu hassen. Und er hätte ein gutes Stück seiner eigenen Vergangenheit verurtheilt, wenn er damals unter den Augen der übermüthigen Sieger den Heros des Puritanismus in teuflischer Maske dargestellt und dem Spotte preisgegeben hätte. Auch gab es noch andere Grössen seiner Zeit, deren Andenken neben dem Andenken Cromwell's sich wie von selbst der Einbildungskraft des Poeten aufdrängen mochte. Wer hatte eine unbeugsamere Willenskraft, eine stolzere Haltung zur Schau getragen als Strafford? Wo war ein besseres Urbild des Despoten, des Listigen, des noch im Unglück Vornehmen und Fesselnden zu finden als in Karl I.? Wer hiess dem Dichter mit mehr Recht ein schlauer Heuchler, ein Verräther der Freiheit, der „um schändlicher Dinge willen nach Ehre strebt“ als Monk? Man wird eben nur dies sagen dürfen, dass eine Reihe politischer Charaktere, die vor Milton's Augen ihre Rolle gespielt hatten, ihm für die Zeichnung der Centralfigur seines Epos brauchbare Züge lieferte, ohne dass man seiner frei schaffenden Phantasie irgendwie Gewalt anthun dürfte⁽¹⁾.

Nicht weniger gemahnen die Genossen Satan's in ihrer scharf ausgesprochenen Individualität an diese und jene Gestalt des wirklichen Lebens. In Whitehall oder in Westminster ist der Dichter ihnen schon begegnet. Er hat sie alle gelegentlich kennen gelernt: jenen Moloch, den wilden Kriegsteufel, dessen Sinn nur auf Mord und Zerstörung steht, jenen Belial, den „graciösesten Kavalier der Hölle“, von aussen „erhaben und würdig, aber innen falsch und hohl, dessen Zunge von Manna überfließt“, jenen Mammon, den gemeinen Geldteufel, der am Himmel nichts mehr bewundert als den Schmuck von Gold und Edelsteinen, jenen Beelzebub, den Senator von gedankenschwerer Miene, der als ein „Pfeiler des Staates“, als ein „Weiser mit Atlantenschultern“ sich darstellt. Die grosse Meisterschaft, mit der die ganze höllische Rathsversammlung geschildert wird, lässt die Vertrautheit des Dichters mit dem Gange lebhafter parlamentarischer Debatten erkennen. Und in dem wilden Sturm der gefallenen Engel

gegen die „geschlossene Phalanx“ der himmlischen Heerschaaren erbraust auf's neue der kecke Angriff von Rupert's Reiterschaaren gegen die eiserne Schlachtreihe der gottbegeisterten Heiligen.

Gegenüber der Hölle und ihren Geschöpfen ist der Himmel mit seinen Bewohnern entschieden zu kurz gekommen. Hier ist die Stelle, an der ein Poet am ehesten scheitern musste, den seine Aufgabe dazu verlockte, die höchsten Gegenstände der Theologie sinnlich vorzustellen, und in dem doch der Theologe zu stark war, als dass er hätte wagen können, seiner anthropomorphischen Neigung die Zügel schiessen zu lassen. Das Ergebnis war ein Kompromiss, das die Frommen nicht befriedigen kann und die Dichtung nicht rettet. Wir fühlen uns in dem Milton'schen Himmel unbehaglich wie auf dem glatten Parkett eines grossen Palastes und bei jedem Schritt stossen wir auf die steife Grandezza einer vornehmen Hofhaltung. In diesem durchdufteten, blumengeschmückten Raume, in dem es auch an reichbesetzten Tafeln mit Perlen- glanz und Goldgefässen nicht fehlt, glaubt man sich in der That, mit einem geistreichen Franzosen zu reden, wie nach Whitehall versetzt⁽¹⁾. Die Hofkapelle der Engel musicirt, und das sogar „eine ganze Nacht lang“, Tänze werden aufgeführt, bei Gelegenheit des grossen Staatsaktes wird ein ausserordentlicher militärischer Pomp entfaltet, alles mit gehöriger Abstufung von „Hierarchieen, Ordnungen und Graden“. Gott selbst erscheint nicht in der lebendigen Hoheit der grossen nationalen Epen oder des alten Testaments, so manche einzelne Züge ihnen auch abgeborgt worden sind. Er repräsentirt wie ein Monarch. Die Etikette Karls I. umgiebt ihn, und sein Mund fliesst von der theologischen Weisheit Jakob's I. über. Er ist allmächtig und bespricht sich doch mit seinem Sohne über die drohende Gefahr, das Reich zu verlieren. Er ist allgütig und lässt es doch zu, dass sich seiner Allgüte zum Trotz die Sünde in seine neue Schöpfung einschleicht.

Wir werden noch Gelegenheit haben, zu bemerken, inwiefern Milton bei der Erläuterung des göttlichen Willens von den Satzungen des strengen Calvinismus abwich. So viel

ist gewiss: auch seine Erklärung des Centraldogmas der reformirten Kirche kann der poetischen Gestaltung des Göttlichen nicht zu statten kommen. Ein Kampf der höheren Gewalten, über dessen Ausgang man ernstlich zweifelhaft wäre, oder das Walten einer dunklen, selbst vom göttlichen Willen nicht schlechthin abhängigen Schicksalsmacht ist für den Dichter von christlich-reformirter Anschauung unmöglich geworden. Der Wille seines Gottes ist das „Fatum“. Bleibt auch dem menschlichen Willen gegenüber diesem noch ein weiter Spielraum, der ihm die Wahl zwischen Gut und Böse gestattet, so hat doch das göttliche Wesen wenigstens mit aller Sicherheit „vorhergewusst“, wohin sich diese Wahl neigen werde. Die ganze himmlische Maschinerie kann daher wohl als eine Art von Observatorium für die menschlichen Handlungen gelten, aber sie greift recht wirksam in dem Augenblick erst in das irdische Dasein ein, nachdem die entscheidende That geschehen ist und die Strafe herausfordert.

X Man könnte glauben, dieser so fühlbar lückenhafte poetische Zusammenhang zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos würde durch die Gestalt des Messias hergestellt, der sich als die schöpferische erscheinende Gottheit enthüllt. Allein auch hier wieder sah sich Milton genöthigt, den Anforderungen der religiösen Formel die dichterische Wirkung aufzuopfern. Seine Auffassung des göttlichen Sohnes entfernt sich zwar nicht weniger weit vom Standpunkt der Rechtgläubigkeit wie seine Auffassung des göttlichen Willens, aber gleichfalls ohne sonderlichen Nutzen für die Bedürfnisse seiner Dichtung. Man fühlt es, welchen Schaden diese durch jene Theilung der Gewalten leiden musste. Der eine väterlich ehrwürdige Gott der Genesis ist verschwunden. Für den Messias, den „Vicekönig des Himmels“, muss erst mit aller Anstrengung ein Feld der Thätigkeit gesucht werden. Seine Gestalt liesse sich mit Leichtigkeit aus dem Gedicht herausnehmen. Selbst zu der Empörung Satan's und seiner Genossen hätte sich unschwer ein Motiv erfinden lassen, für das die Figur des zu einem höheren Range erhobenen Gottessohnes entbehrlich gewesen wäre. Wie einfach, erhaben und doch

persönlich greifbar wirkt nach dem Vorbilde des Buches Hiob „der Herr“ im Prolog zum Faust, so wenig Worte er auch spricht. Wie kalt, ceremoniell und abgeblasst bleiben Gott Vater und Gott Sohn bei Milton mit allen den theologischen Dissertationen, die sie uns zum besten geben. — Man wird sich ebenso wenig durch die verschiedenen Engeln gestalten befriedigt fühlen, die er kommen und gehen lässt. Sie sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich, kaum dass sich hie und da der Ansatz zu einer individuellen Charakteristik findet. Will der Dichter die Vorgänge und die Gestalten des Himmels unserem Verständnisse näher bringen, so weiss er wenig besseres zu thun, als auf antike Vorbilder zurückzugreifen. Die Himmelsspeise ist Nektar und Ambrosia, der Kampf mit den rebellischen Engeln nimmt die Formen des Titanenkampfes an, und Raphael, im Begriff, zum Paradiese hinabzufliegen, sieht sich herrlich an „wie Maja's Sohn“.

Milton täuscht sich nicht darüber, welches sein „Heimatement“ sei, weder die Hölle noch der Himmel, sondern die Erde. Hier fühlt man sich, nachdem man die unteren und oberen Regionen an seiner Hand durchwandelt hat, mit ihm zu Hause. In den sprachbegabten Bewohnern dieser kleinen Welt erkennt man mit Freude seines gleichen. Wenn alle übrigen Theile des Milton'schen Epos veralten sollten, das anmuthige Idyll des paradiesischen Lebens, das durch den Gegensatz zu den beiden anderen Schauplätzen der Handlung noch mehr gehoben wird, würde immer im frischen Glanze ewiger Jugend strahlen. Der Dichter kann es bei dieser Schilderung des seligen, unschuldigen Daseins mit den grossen Meistern anderer Künste dreist aufnehmen, mag er nun ein wundervolles Bild üppiger Landschaft entwerfen oder das erste Menschenpaar inmitten dieser Schönheit und Frieden athmenden Umgebung uns vor Augen führen. Man glaubt die unsterblichen, reinen Klänge der Haydn'schen Schöpfung zu hören, wenn Adam und Eva, vom Satan belauscht, zuerst in die Erscheinung treten, die beiden „edlen Gestalten, aufrecht, schlank, mit angeborner Würde angethan, in nackter Majestät“.

Sein Wesen ernstes Denken, tapfre That,
 Ihr Wesen milde Anmuth, süsßer Reiz,
 Er nur für Gott, und sie für Gott in ihm.
 Sein kühner Blick, die schöne hohe Stirn
 Verkündeten den Herrscher. Kraus und dicht
 Hieng von dem Scheitel ihm das dunkle Haar
 Bis auf der Schultern breiten Bau herab.
 Ihr flossen goldne Locken, luftig, frei
 In losen Ringeln ohne fremden Schmuck,
 Gleich einem Schleier um die schlanke Hüfte . . .
 Sie giengen Hand in Hand; ein hold'res Paar
 Hat nie seitdem in Liebe sich umarmt.
 Adam, der schönste seiner Menschengötter,
 Und Eva ihrer Töchter lieblichste.

Es sind ein paar Naturkinder, Ideale von Schönheit, Gesundheit und Naivetät, etwa so, wie sich das achtzehnte Jahrhundert die glücklichen Bewohner der Südseeinseln auszumalen liebte. Oder vielmehr sie sollten es sein, wenn nicht der Dichter selbst allzu häufig einen Strich durch die Rechnung machte und die Anschauungen, welche ihm und seinem Zeitalter eigen sind, auf das Paradies zu übertragen sich gedrungen fühlte.

Allerdings wird es immer bewundernswerth bleiben, mit welcher Feinheit er gewisse allgemein menschliche Züge, und eben solche, die zur unterscheidenden Charakteristik des Seelenlebens der beiden Geschlechter dienen, zu treffen gewusst hat. Es ist ihm vorzüglich gelungen, den Forschungstrieb, den Thatendrang und die Selbstbeherrschung des Mannes in Gegensatz zu der grösseren Genügsamkeit, Empfänglichkeit und Nervosität des Weibes zu stellen. Adam's erstes Geschäft, nachdem er zum Dasein erwacht, ist, den Himmel zu betrachten, aufzuspringen und Land und Thiere ringsum in Augenschein zu nehmen. Eva blickt zuerst in den Spiegel eines klaren Teiches und freut sich ihres reizenden Bildes. Adam kann sich nicht satt hören an dem Bericht von fremden Dingen, den ihm der Erzengel Raphael erteilt. Eva „spart sich den Genuss, bis Adam Erzähler sei, sie einz'ge Hörerin; sein Wort zog sie des Engels Worten vor“. Adam verstummt vor Schmerz, als er vernimmt, dass die Verbannung aus dem

Paradiese unabwendbar sei. Eva verräth durch lautes Jammern das Versteck, in dem sie die Botschaft gehört hat. Diese Züge werden wegen ihrer psychologischen Wahrheit zu allen Zeiten ansprechen, andere indessen, die dem Bilde des ersten Menschenpaares angehören, werden den modernen Leser abstossen. Mit so lebhaften Farben Milton das Glück ihres Zusammenseins schildert, so lässt er doch darüber keinen Zweifel aufkommen, dass er das Weib für ein Wesen von untergeordnetem Range hält. Er sagt es ausdrücklich: die beiden Geschöpfe stehen sich „nicht gleich“. Er versäumt keine Gelegenheit, diesen Gedanken eindringlich zu wiederholen. Eva äussert sich gegenüber Adam mit einer Unterwürfigkeit, die freilich so ernst nicht gemeint ist, von ihm aber doch als baare Münze angenommen wird. Die himmlischen Besucher des Paradieses behandeln sie sämmtlich mit ausgesuchter Unhöflichkeit. Alles, was sie reizend und unwiderstehlich macht, die Schönheit ihrer Erscheinung, die Schmeichelkunst ihrer Rede, bildet nur die Folie zu ihrer Schwäche, welche die beständige Führung des Mannes erfordert. Der puritanische Republikaner Milton begegnet sich in diesem Punkte mit dem ultramontanen Legitimisten Bonald. Man wird nicht irre gehn, wenn man in der herben Beurtheilung des weiblichen Geschlechts eine Nachwirkung eigener Lebenserfahrungen des Dichters erblickt. Seitdem er die erste Schrift über die Ehescheidung geschrieben hatte, stand seine Meinung hierüber fest. In seinem theologischen Traktate, mit dem er sich bis gegen das Ende seines Lebens beschäftigte, nahm er keinen Anstand, sie in aller Schärfe zu wiederholen. Aber man muss zu gleicher Zeit bedenken, wie sehr sein Thema dieser Auffassung entgegen kam. Nach der Bibel war das Weib geschaffen, um eine „Gehülfin“ des Mannes zu sein. Es war das Weib, welches der Versuchung der Schlange erlag. Des Weibes Wille wurde ausdrücklich von Gott dem Willen des Mannes „unterworfen“. Kein Wunder, wenn Milton hierin eine Bestätigung seiner eigenen Ideen fand und gleichsam gezwungen wurde, sich in ihnen zu bestärken.

Es wird noch etwas anderes zu erwägen sein, um der

* Zeichnung der ersten Menschen, wie sie Milton gefallen hat, vollkommen gerecht zu werden. Er unternahm es, menschliche Wesen zu schildern, deren Vergangenheit beinahe einem unbeschriebenen Blatte glich, deren Blicke nie über die Grenzen ihres schönen Gartens hinausgeschweift waren, deren Erinnerungen beschränkter waren als die eines Kindes. Mit ihnen fieng die Geschichte der Menschheit an. Sie zuerst hatten die Erfahrungen der einfachsten Vorgänge ihres eigenen Lebens und der sie umgebenden Natur zu machen. Wie schwierig musste es sein, nur ihrem Gespräche die richtige Färbung zu geben, nur für ihre tägliche Beschäftigung von allen Voraussetzungen abzusehn, die für den paradiesischen Bildungszustand, wenn das Wort erlaubt ist, zu hoch gegriffen gewesen wären. Hier hätte ein Homer bei jedem Schritte straucheln müssen, man darf einem Milton nicht übel nehmen, wenn sein Gang unsicher wird. Er war sich dieser bedenklichen Seite seiner Aufgabe wohl bewusst, bei keiner Stelle mehr, als wo der Erzengel seinen Gastfreunden vom Kampf um den Himmel erzählt. Er lässt ihn sagen, dass er versuchen müsse, „Himmliches mit irdischem Masse zu messen“, aber was konnte diese Herablassung seinen Zuhörern nützen, für welche die Begriffe Standarte und Streitwagen wie so viele andere erst einer weitläufigen Erklärung bedurft hätten, da sie auch mit „irdischem Masse“ für sie nicht messbar waren. Man wird einen ähnlichen Einwand machen, wenn Adam sich danach sehnt, in der Erde zu ruhn, wie „in seiner Mutter Schooss“, er, der keine Mutter gehabt hat, oder wenn Eva vorschlägt, die üppigen Gebüsche „zu beschneiden“, sie, deren Hausrat so geringfügig ist, dass sie sich die Thränen mit ihren blonden Locken trocknen muss. Beständig drängt sich die Unmöglichkeit auf, vom historischen Menschen zu abstrahiren und sich in einen reinen Naturzustand zu versetzen.

Allein es wäre eben so pedantisch, Milton deshalb einen Vorwurf zu machen, wie sich darüber aufzuhalten, dass er das Problem der Entstehung der Sprache in derselben naiven Weise gelöst sein lässt wie die Bibel. Die ästhetische Wirkung wird dadurch nicht berührt. Sobald aber dies in Folge

des Hineintragens fremder Begriffe der Fall ist, werden wir den Dichter verantwortlich machen. Es geht nun freilich zu weit, wenn man in Adam den ehrenfesten Wähler seiner Grafschaft, das whigistische Mitglied des Hauses der Gemeinen, in Eva das Muster der wackeren, auf Haus und Hof bedachten Landlady hat finden wollen, obwohl dem Bilde der ersten Menschen von dem englischen Dichter einige nationale Züge ganz natürlich beigemischt worden sind. Hätte er es indessen nur bei diesen bewenden lassen, würde er den nackten Gestalten der unschuldigen Kinder nicht dann und wann den faltigen, schwarzen Talar um die Schultern, drückte er ihnen nicht von Zeit zu Zeit die viereckige Kappe auf's lockige Haupt, so dass sie sich in dieser Verkleidung wie Baccalaurei von Oxford und Cambridge geriren, um mit einer Weisheit und mit einem Eifer, die auf das Katheder passen würden, diese und jene These zu verfechten! Vor allem Adam leistet in dieser Verkleidung das Stärkste. Er docirt gegenüber Gott über die Unvollkommenheit des Junggesellenlebens, gegenüber dem Erzengel Raphael über die Freiheit des Willens, gegenüber Eva über die Unwürdigkeit des Müssigganges, über die Vortrefflichkeit eines haushälterischen Weibes, über die gefährlichen Wirkungen der Phantasie, über die höheren Zwecke der Liebe und über was sonst nicht.

Alles zusammengefasst: die Charakteristik der handelnden Personen des verlorenen Paradieses bleibt hinter dem Aufbau der Handlung an Reichthum und Folgerichtigkeit bedeutend zurück. Die Gestalten der Hölle werden am besten, diejenigen des Himmels am wenigsten gelungen erscheinen. Die Menschen stehn auch hier in der Mitte, sie werden das Auge oft im höchsten Grade entzücken, oft im höchsten Grade ermüden. —

Von der Fabel wie von den Charakteren des Gedichtes mag eine wenn auch leichthingeworfene Skizze einigermaßen einen Begriff geben. Diejenigen seiner Schönheiten, welche ihm recht eigentlich sein episches Gepräge verleihen, können nur gewürdigt werden, wenn man sich die lohnende Mühe nimmt, das Werk in der Ursprache zu studiren. So mächtig

das dramatische Element in ihm hervortritt, so kommt doch auch, wie man bemerkt haben wird, das deskriptive durchaus zu seiner Geltung. In den grandiosen und lieblichen Schilderungen, in Bildern und Vergleichen von unerhörter Grossartigkeit und Mannichfaltigkeit, in der Erfindung der kühnsten und wirksamsten Allegorien feiert die Phantasie des Dichters ihre höchsten Triumphe. Das Alter hat ihr nichts an Kraft entzogen, die Blindheit hat ihr nichts an Feuer genommen. Ja man darf vielleicht sagen, dass, was das Unglück des Menschen war, dem Dichter hie und da zu statten gekommen ist. Wenn sich so auffallend viele Stellen in dem verlorenen Paradiese vorfinden, in denen Lichtwirkungen der verschiedensten Art und Abstufung mit ausserordentlichem Glück auf's feinste ausgemalt und poetisch verwendet werden, so wird man zu der Frage gedrängt, ob nicht manche dieser berühmten Verse eben der Blindheit ihres Autors zu verdanken sein mögen. Er schilderte den Glanz der Sonne, den Schimmer des Mondes, die Gluth emporlohender Flammen und das Farbenspiel bunter Blumen nicht mit dem Behagen dessen, dem jeder Tag diesen Anblick gewähren kann, sondern mit der Sehnsucht dessen, dem dieser Anblick auf immer geraubt ist. Umgeben von undurchdringlicher Nacht, suchte er sich in einer Art schmerzlicher Lust gerade diejenigen Bilder zurückzurufen, welche den grössten Gegensatz zu diesem Dunkel ausmachten. Allein diese gezwungene Abgeschiedenheit von der Aussenwelt hatte noch einen anderen Vortheil. Ungestört durch den zerstreuenden Eindruck der Gegenstände des täglichen Lebens, erhob sich der Dichter zu den ungewohntesten und umfassendsten Vorstellungen. Der übliche Mass-Stab war ihm abhanden gekommen. Ein grenzenloses Gebiet that sich vor seinem geistigen Auge auf, um sich jeder beliebigen Eintheilung und Füllung zu fügen. So baut er über dem unermesslichen Chaos den unermesslichen Himmel auf. So lässt er nach Niederwerfung der Empörung Satan's ein Stück des Chaos als Sitz der Hölle ausscheiden, ein anderes durch den göttlichen Schöpfungsakt zu dem gebildet werden, was uns das Weltall ist. Und doch erscheint dieses

Universum mit allen seinen unzählbaren Gestirnen dem Satan von ferne nicht grösser als uns einer der kleinsten Sterne. Selten hat die Einbildungskraft eines Dichters der sinnlichen Anschauung etwas ähnliches zugemuthet.

Hier entsteht nun die Frage, zu welchem astronomischen Systeme sich Milton bekannt habe, und ob es dasselbe sei, welches er der Maschinerie seines Gedichtes zu Grunde gelegt hat. Darüber, dass dieses das ptolemäisch-alphonsinische war, kann für den aufmerksamen Leser des Werkes kein Zweifel übrig bleiben. Eine Anzahl von Stellen beweist es, und es sind eben solche, in denen der Dichter nicht etwa andere sprechen lässt, sondern selbst das Wort nimmt⁽¹⁾. Aber es wäre ebenso voreilig, daraus schliessen zu wollen, dass er von der Richtigkeit dieses Systems überzeugt gewesen wäre, wie gelegentliche poetische Phrasen vom guten und bösen Einfluss der Gestirne zu benutzen, um ihn zu einem Anhänger der Astrologie zu stempeln. Man bedenke, welcher Aufgabe er sich gegenüber befand. Seine nächste Vorlage war auch hier das alte Testament. Von dessen Schöpfungsgeschichte durfte er so wenig wie möglich abweichen, wenn er die theologische Grundlage seines Werkes nicht überhaupt zertrümmern, das Auge seiner bibelkundigen Leser nicht auf's schwerste beleidigen wollte. Mit welchem Systeme liess sich aber die biblische Kosmologie besser verbinden: mit demjenigen, das erst eben im Begriffe war, dem kopernikanischen den Platz zu räumen oder mit diesem, das noch keineswegs zu den Schätzen des allgemeinen Bewusstseins gehörte? Im verlorenen Paradiese mussten nothwendig Sonne, Mond und Sterne zum Nutzen der Erde gemacht sein, musste die Erde nothwendig als Mittelpunkt der „neuen Schöpfung“ gedacht werden, da sie und ihre menschlichen Bewohner auch im Mittelpunkte des gesammten Interesses standen. Auf diese Weise liess sich durch die sinnlichsten Mittel ein leichtfasslicher und greifbarer Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des poetischen Universums, Hölle, Chaos, Welt und Himmel, herstellen. Auf diese Weise wurde ferner am besten Raum gewonnen für die Anlage jenes „Narrenparadieses“, mit

dessen luftigen Gestalten sich im Verlaufe der Menschheitsgeschichte die äussere Oberfläche der letzten Sphäre füllen sollte. Auch dieses war nur eine Ausgeburt der Phantasie, auch hierauf liesse sich das Goethe'sche „Willst du Dichter ganz verstehn, musst in Dichters Lande gehn“ mit vollem Rechte anwenden. Aber mit demselben Rechte gilt es für die ganze Kosmologie, zu der sich Milton aus poetischen Gründen verstand.

Er lässt es indess an deutlichen Fingerzeigen in Betreff seiner wahren Ansicht nicht fehlen. Es ist doch sehr bemerkenswerth, wie fast an jeder Stelle des Gedichtes, wo ein naturwissenschaftlicher Zweifel sich vordrängen kann, gleichsam zur Beschwichtigung desselben, ein abschwächender oder erläuternder Zusatz gemacht wird. Als von den klimatischen Veränderungen die Rede ist, die nach dem Sündenfall in Folge der eintretenden Schiefe der Ekliptik fühlbar werden, heisst es ausdrücklich, dass diese Neuerungen nicht plötzlich, sondern „langsam“ erfolgt seien. Als Satan durch unzählbare Sterne auf die Sonne zufliegt, sind diese Sterne nicht einfach am Firmament aufgehängte Lampen, sondern „andere Welten“, von deren Bewohnern indessen nichts Näheres gesagt wird, da Satan die Glücklichen nicht heimsucht. Adam „scheint es“ nur so, als ob die Leuchten des Himmels ausschliesslich für die Bedürfnisse der Erde bestimmt seien, aber er ist nicht ganz gewiss darüber. Und in derselben zweifelnden Weise werden das alte und das neue astronomische System nebeneinander gestellt, als Uriel's Reise auf einem Strahl der Sonne zu erwähnen ist. Am stärksten drängt sich indessen jenes Gespräch zwischen Raphael und Adam der Beachtung auf, in welchem die Grundzüge der beiden Systeme entwickelt werden (s. o. B. I. 279). Es ist im höchsten Grade bewundernswerth, wie der Dichter durch ungezwungene Einflechtung dieser Stelle die grosse Schwierigkeit überwunden hat, die darin gelegen war, jene ihm unentbehrliche Maschinerie beizubehalten und doch durchschimmern zu lassen, dass auch sie in späterer Zeit, wenn Zweifel und Forschen unwiderruflich an Stelle des gläubigen Vertrauens treten werde, mit dem „verlorenen Pa-

radies“ verloren gehen müsse. Zu gleicher Zeit aber gab er seiner eigenen Meinung einen ziemlich unverblünten Ausdruck. Es wäre höchst unpassend gewesen, sich durch den Mund des Erzengels etwa mit der Bestimmtheit zu äussern, die sich Davenant in seinem Gondibert gestatten durfte⁽¹⁾. Aber der Spott, mit dem alle jene vergeblichen Anstrengungen verlacht werden, die Schäden der alten Lehre auszuflicken, ist zu bitter, als dass es ferner erlaubt wäre, Milton unter ihre aufrichtigen Verehrer zu zählen. Ja eine Wendung kommt in dieser Auseinandersetzung des Erzengels Raphael vor, die mir zu beweisen scheint, dass Milton viel tiefer in die naturwissenschaftlichen Forschungen seiner Zeit eingedrungen war als man gewöhnlich annimmt. Er begnügt sich nämlich nicht, von einer „dreifachen Bewegung“ der Erde zu sprechen⁽²⁾. Er wirft VIII. 122 ff. die Frage auf, denn anders lassen sich seine Worte nicht verstehn, ob nicht eine gegenseitige Anziehung der Sonne, als des Mittelpunktes der Welt, und der anderen Gestirne stattfinde.

What if the sun
Be centre to the world and other stars,
By his attractive virtue and their own
Incited, dance about him various rounds.

So schreibt er zwei Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Newton's „Principia“.

Man sieht: es war nicht allein die Erinnerung an Galilei, die in Milton nachwirkte. Er hatte auch nicht ohne Gewinn den Umgang so mancher der Männer genossen, die zu den Mitgliedern der Royal Society gehörten. Mögen sich in seinen Jugendgedichten Ausdrücke vorfinden, welche beweisen, dass er damals noch in den mittelalterlichen Anschauungen der Sternkunde befangen war, in seinen späteren Jahren hatte er sich nicht nur aus diesen herausgearbeitet, sondern er hatte auch, soweit das einem theilnehmenden Laien möglich war, für die grösste naturwissenschaftliche Idee seiner Epoche Verständnis gewonnen. Ueber die blosse Skeptik Bacon's, dessen Anregung er sonst so viel verdankte, war er weit hinausgeschritten, und dennoch durfte er es wagen, an

einer poetischen Illusion festzuhalten, an der vielleicht selbst Bacon Anstoss genommen haben würde⁽¹⁾. Er durfte es, weil sein Zeitalter doch nur eine geringe Anzahl von Köpfen besass, in denen hinlängliche Klarheit herrschte, um durch den frommen Betrug des Dichters verletzt werden zu können. Die grosse Masse war den Fortschritten der Forschung noch nicht gefolgt, die allgemeinen Vorstellungen bewegten sich höchstens in einem unsicheren Dämmerlicht, und zwischen Theologie und Wissenschaft eine Grenze zu ziehn, mochte den wenigsten möglich werden. Aber man wird sagen dürfen, dass für einen Versuch der Art, wie ihn Milton unternahm, nie wieder die Möglichkeit gegeben worden ist. Jeder spätere Dichter hatte in einem ähnlichen Fall mit dem wissenschaftlichen Gemeingefühl seiner Zeit zu rechnen, und es war ihm nicht erlaubt, sich ungestraft in Widerspruch mit ihm zu versetzen.

Ein geistreicher Bewunderer des Milton'schen Gedichtes hat die Bemerkung gemacht, dass es gleichsam die vier paradiesischen Ströme der Poesie in sich aufnehme, die man den vier Armen des Stromes von Eden vergleichen kann. Haben wir auf die starken dramatischen Züge hingewiesen, die trotz der epischen Grundform sich vordrängen, so dürfen wir über die vorwiegend lyrischen und didaktischen Elemente, die das verlorene Paradies enthält, nicht hinwegsehn. Es giebt in der That keinen Gesang dieses Buches, der dem Leser nicht die ehrwürdige Gestalt, den edlen Charakter des Dichters vor Augen führte. Was er jemals genossen und gelitten, was er ersehnt und entbehrt hatte, die Ideale des Jünglings, die Kämpfe des Mannes, die Enttäuschungen des Greises, Urtheile über Menschen und Dinge, Erfahrungen des häuslichen und politischen Lebens, Worte bitterer Satire und Sprüche ruhiger Weisheit: das alles, für jeden theilnehmenden Leser unvergesslich, war in die Verse seines Gedichtes verwoben. Auch er konnte in mehr als einem Sinne sagen, dass er sein Paradies verloren habe, und Trauer bildet den Grundton seiner Leier. Er ruft das „heilige Licht“ an, die „Erstgeburt

des Himmels, gleich ewig mit dem Ewigen“, aber nur um sich zu erinnern, dass es ihm nicht mehr leuchtet:

Wohl wiederkehrt
Der Jahreszeiten Lauf; mir kehrt kein Tag
Zurück, kein Morgen- und kein Abendroth,
Nicht süsse Frühlingsblüthen, nicht die Rose
Des Sommers und der Heerden muntres Spiel,
Mir lacht der Menschen göttlich Antlitz nicht.

Er weiss, dass er nicht auf den Beifall der Menschen zu rechnen hat, er, das Mitglied der besiegten Partei, im Widerstreit mit den herrschenden Mächten und mit dem herrschenden Geschmack:

In bösen Tagen, unter bösen Zungen,
Von Finsternis, Gefahr und Einsamkeit
Umringt.

Mitunter beschleichen ihn rührende Zweifel an der Kraft seines Genius:

Ob nicht
Die stumpfgeword'ne Zeit, das kalte Land,
Des Alters schwerer Druck die Schwingen lähmt.

Aber immer wieder erhebt ihn eine heldenmüthige Anstrengung über die melancholischen Gedanken und den Schmerz herber Enttäuschungen empor. Er fühlt „das schönere Paradies“ in sich selbst. Je dunklere Nacht ihn umfängt, desto heller strahlt ihm „das himmlische Licht im Inneren“. Je weniger Hörer er für sein Lied zu finden erwartet, desto stolzer ist er darauf, dass sie würdig seien, es zu vernehmen. Mit den grossen blinden Sängern und Sehern der Vorzeit will er wetteifern:

Begeistert von Gedanken, die sich selbst
Zu Mass und Wohllaut fügen, wie versteckt
Aus dichtestem Gebüsch, im Dunkel wach,
Die Nachtigall ihr Lied erschallen lässt. —

Der Vergleich war schön, aber er war nicht erschöpfend. Die Muse Milton's war zu feurig und zu streitbar, um sich dabei zu begnügen, das schmachtende Lied der Nachtigall nachzuahmen. Sie stimmte eben so oft den alten Schlachtgesang an, der die zersprengten Kampfgenossen um die zerfetzte

Fahne sammeln und zum Trotz der übermüthigen Sieger weithin erschallen sollte. Man brauchte nicht lange zu suchen, um die „frechen Miethlinge der Kirche“ zu finden, die „jedes Gewissen mit weltlichem Zwang binden wollten“. Man hatte nur nach Whitehall zu gehn, um „das erkaufte Lächeln feiler Dirnen“ zu erblicken oder den „rohen Lärm“ der tobenden Bacchanten zu hören.

Die Zelte, die so reizend schienen, sind
 Der Bösen Wohnungen, in ihnen haust
 Des Brudermörders Stamm. Wohl sind sie klug,
 Bedacht auf Künste, die das Leben schmücken,
 Doch ihres Schöpfers, der sie klug gemacht
 Vergessen sie, verachten seine Gaben...
 Du sahest jene schöne Frauenschaar,
 Göttinnen gleich, so schmeichelnd, fröhlich, hold,
 Doch jeder Ehre baar, mit der geschmückt
 Das Weib des Hauses edle Zierde wird,
 Erzogen nur für Sinnenlust und Tand
 Zu frechem Tanz und lüsterne Gesang,
 Zum Zungendreschen und zum Augenspiel.
 Für sie wird jener ernste Männerstamm,
 So fromm, dass man sie Gottes Söhne hiess,
 Die Tugend schmäählich opfern und den Ruhm.
 Besiegt vom buhlerischen, süssen Reiz
 Gottloser Schönen, schwimmen sie in Lust.
 Jetzt lachen sie — bald schwemmt die Fluth sie weg,
 Und einen Strom von Thränen weint die Welt.

Es ist der Erzengel Michael, der diese Worte an Adam richtet, indem er ihm die Verbindung derer, welche als „Söhne Gottes“ erschienen waren, mit den Töchtern Kain's vorführt. Aber jeder fühlt, dass der Dichter auch seine eigene Zeit im Auge hat, die Lockerung von Zucht und Sitte, für welche die höheren Stände das Beispiel gaben, die Herrschaft leichtfertiger Schönen, die mitunter erst aus dem Ausland eingedrungen waren, die Verweichlichung englischer Männer, die erst wenige Jahre vorher unter dem Scepter puritanischer Strenge gestanden hatten. Und so bricht an zahlreichen Stellen des Gedichtes die religiöse, politische oder ethische Tendenz der besiegten Partei durch, sei es im Lobe des improvisirten Ge-

betes der ersten Menschen oder in der Verweisung des mönchischen „Plunders“ in's Narrenparadies, in der Anempfehlung des Masshaltens beim Genuss oder in den Ausfällen gegen „fürstlichen Pomp und goldbetresste Schranzen“. So oft die Fragen von Befehl und Gehorsam, Herrschen und Dienen berührt werden, erkennt man den Verfasser des Bilderstürmers und der Vertheidigung des englischen Volkes wieder. Er hält die Grundsätze aufrecht, die er damals verfochten hat, und wenn einer der gefallenen Engel seine Genossen auffordert, „die harte Freiheit dem leichten Joch glänzenden Dienstes vorzuziehen“, so scheint der Gegner des Salmasius wieder wie vor Jahren mahnend zu seinen Landsleuten zu sprechen. Aber er täuscht sich auch nicht darüber, dass jene „äussere Freiheit“ ohne Bändigung der „inneren unwürdigen Mächte“ nicht zu erringen ist. Er kennt keine politische Reform ohne sittliche Grundlage. Und so lange es an dieser fehlt, erscheint ihm die Herrschaft eines „starken Herrn“ als ein Ausfluss der göttlichen Gerechtigkeit. Es war eine grosse Summe schmerzlicher Erfahrungen in den wenigen Worten zusammengepresst:

Tyrannei muss sein,
Doch mindert dies nicht des Tyrannen Schuld.

So entsagungsvoll dieser Ausspruch auch klingt, so ist es doch nicht der Eindruck verzweifelnder Resignation, mit dem der Dichter uns entlässt. Die Weltanschauung, welche aus seinen Versen hervorleuchtet, die Moral, die er aus seinem Gegenstande zu ziehen weiss, lässt der Hoffnung Raum und fordert zu muthigem Handeln auf. Didaktisch wie sein Werk nach seinen ersten Zeilen sich einführte, gipfelte es in einer Lehre, die beiläufig schon oft genug in den früheren Schriften Milton's aufgetaucht war, hier aber den philosophischen Hintergrund für das ganze Gedicht bildete. Die Weltgeschichte ist dem Dichter ein beständiger Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und dem Teufel. Für das böse Princip wird die Möglichkeit des Eingriffs gegeben durch die Willensfreiheit des Menschen. Denn gleich seinem hingerich-

teten Freunde Henry Vane kann Milton sich nicht dazu entschliessen, die menschliche „Fähigkeit des Urtheilens und Wählens“ zu Gunsten einer starren höheren Macht abdanken zu lassen⁽¹⁾. Er lässt vielmehr Gott vom Menschen wie von den Engeln sagen (III. 98 ff.):

Ich schuf ihn gut und recht,
Kräftig zum Stehen, doch fähig auch des Falls.
So schuf ich auch des Himmels Geisterschaar,
Die treu Geblieb'nen, die Gefall'nen frei.
Denn wären sie nicht frei, was spräche mir
Für ihre Liebe und Beständigkeit?
Wenn sie nur thäten, was sie thun gemusst,
Nicht, was sie wollten? Welches Lob für sie,
Und am Gehorsam welche Lust für mich? . . .
Sie klagen fälschlich ihren Schöpfer an,
Ihr Dasein, ihr Geschick, als hätt' ein Schluss
Von unbedingter Kraft, Vorherbestimmung,
Voraussicht ihren Willen übermannt.
Sie selbst beschlossen ihren Fall, nicht ich.
Dass ich die Sünde schon vorher gewusst,
Macht sie nicht minder schuldig. Sicherlich,
Auch unvorhergewusst, trat Sünde ein.

Eben dieser Gedanke von der Möglichkeit zwischen Gutem und Bösem zu wählen, von der Freiheit „zu stehn oder zu fallen“ wird in den mannichfaltigsten Wendungen variirt. Gieng nach der Wahl der ersten Menschen das Paradies auch verloren, so verbleibt ihrem Stamm doch die Fähigkeit, gleichfalls durch Bethätigung der Willensfreiheit seine Zurückeroberung zu versuchen. Die Idee der allmählichen Entwicklung der Menschheit durch ihre eigene Arbeit war erst damit gegeben. Und Milton's Optimismus hält an dem Glauben fest, dass diese Entwicklung eine „Erhebung nach Stufen des Verdienstes“ zum Göttlichen sein wird. Auch der Teufel ist ihm nur ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Die ganze neue Welt war hervorgerufen, um einen Ersatz für die Empörung Satan's zu bieten. Der Sündenfall selbst bildete „einen Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit“. Die beiden idealsten Naturen, welche der englische und der deutsche Boden hervorgebracht hat, begeg-

nen sich in demselben erhabenen Gedanken. — Die Engel singen von Gott:

Wer sich vermisst
Dich zu verkleinern, wider Willen dient
Er deiner Macht, und was er Uebles will,
Weiss deine Hand zu grössrem Gut zu nutzen.

Und Adam giebt, nachdem er von den Schicksalen seines Geschlechtes Kunde erhalten hat, seiner feurigen Bewunderung Ausdruck:

O ew'ge Güte, Güte ohne Mass
Die all dies Gute selbst aus Bösem schafft
Und selbst das Böse noch in Gutes wendet:
Weit wunderbarer als die Schöpfung war,
Die Licht zuerst aus Finternis erschuf.

Es wird kein Zweifel darüber bestehn: das Epos Milton's ist das grossartigste Denkmal des Puritanismus. Er würde an idealem Schimmer unendlich in der Geschichte verlieren, wenn er dieser poetischen Urkunde beraubt wäre. Man stellt ihr mitunter eine zweite an die Seite, auf die er unbestreitbar gleichfalls ein Recht hat, stolz zu sein, die Pilgerreise John Bunyan's. Zu der Zeit, als das verlorene Paradies erschien, hatte der arme Kesselflicker von Elstow, der während des Protektorats zum feurigen Baptisten-Prediger geworden war, erst einen Theil seiner fast zwölfjährigen Haft hinter sich. In der Gefangenschaft begann er das Werk, das seinen Namen einige Jahre nach Milton's Tode berühmt gemacht hat. Und mit gutem Grunde hat es bis zum heutigen Tage seine ausserordentliche Volksthümlichkeit bewahrt. Die Ungezwungenheit der Allegorie, die Lebhaftigkeit des Dialogs, die Sicherheit der Charakterzeichnung, die eigenthümliche Verbindung kindlichen Humors mit pathetischem Ernst, endlich eine Sprache, die jeder Bauersmann und Handwerker fassen konnte, haben die Pilgerreise nächst der Bibel vielleicht zum verbreitetsten Buche englischer Zunge gemacht. Die Gespräche Adam's und

Eva's erschienen gekünstelt, verglichen mit den Gesprächen des christlichen Pilgers und der Herren Biegsam, Weltklug und Hoffnungsvoll. Wer die Milton'sche Hölle und den Milton'schen Himmel vollständig würdigen wollte, bedurfte eines wissenschaftlichen Kommentars. Das Thal des Todesschattens, die Burg des Zweifels und die Stadt Sion's waren jedem verständlich, auch wenn er nie etwas von Mulciber oder von Ambrosiadauft gehört hatte. Und dennoch wäre es eine unverzeihliche Verkennung der künstlerischen und der allgemein-geschichtlichen Bedeutung beider Werke ihnen den gleichen Rang anzuweisen oder gar Bunyan als poetisches Genie und als poetischen Vertreter des Puritanismus über Milton zu erheben.

In jenem erschien der Puritanismus der Heiligen, erfüllt von Visionen, aber ohne höhere Kultur, ein laut redendes Zeugnis für die schwärmerischen Ideen, welche gewisse Schichten einer Nation in einer kurzen Epoche bewegt hatten. Mit diesem suchte der Puritanismus an alle Elemente der Bildung anzuknüpfen, die während der Jahrtausende der Menschheitsgeschichte wie zu einem grossen Gemeingut angesammelt waren. Die Sagen und Erzählungen des Orients, die Mythologie der Griechen und Römer, rabbinische und patristische Ueberlieferung, antike und moderne Poesie, Philosophie und Theologie, Geographie, Geschichte und Astronomie: alles dies war dem Dichter geläufig, aus allem suchte er Steine für den Rohbau oder für die Ausschmückung seines Werkes zu brechen. Je schwerer er an der Masse des überkommenen Bildungsstoffes zu tragen hatte, desto bewundernswerther erscheint es, dass sich seine Phantasie, wenn nicht immer, so doch vielfach über das Hindernis lastender Gelehrsamkeit emporzuschwingen wusste. Je weiter sein geistiger Horizont sich ausdehnte, desto mehr Gestaltungskraft erforderte es, ihn mit poetischen Gebilden anzufüllen, stark genug, um die Träger seiner Gedanken zu werden. Für den ehrlichen Kesselflicker, der nur die Bibel, das Buch der Märtyrer und die Geschichte des Sir Bevis von Southampton gelesen hatte, waren freilich Schwierigkeiten, wie sie sich dem Genius Milton's entgegenstellten, nicht zu überwinden. Dafür

wusste er auch nicht Bilder vorzuführen, deren Erhabenheit oder Lieblichkeit ihres gleichen sucht, Jamben zu dichten, deren Kraft und Anmuth sich für immer dem Gedächtnis einprägt und dem Rahmen einer uralten morgenländischen Mythe eine ganze Weltanschauung einzufügen.

Mit anderen berühmten Dichtungen hat man das verlorene Paradies zu vergleichen, um ihm den verdienten Platz in der Weltliteratur anzuweisen. Ein Epos von religiösem Inhalt, wie es nun ein Mal ist, stellt es sich neben die grössten epischen Werke desselben Charakters in deutscher und italienischer Sprache⁽¹⁾. Es wäre eine Aufgabe für sich, zu zeigen, welchen Einfluss Milton auf die Entwicklung der deutschen Dichtung im achtzehnten Jahrhundert gehabt hat. So viel steht ausser allem Zweifel, dass einer der ersten Geister, dem wir die Wiederbelebung unserer schönen Literatur verdanken, die nachhaltigsten Einwirkungen von seinem englischen Vorgänger empfangen hat. Zwischen Klopstock und Milton, so verschieden übrigens ihre Naturen waren, bestand eine Art von Wahlverwandtschaft, und die *Messiade*, wie sie vorliegt, ist kaum zu denken ohne das verlorene Paradies. Auch die Entstehungsgeschichte beider Werke bietet mehr als eine Analogie. Klopstock wie Milton suchte zuerst nach einem vaterländischen Helden, als Gegenstand für ein Epos. Heinrich der Vogler war dem Deutschen, was König Arthur dem Engländer. Als der eine wie der andere Dichter den biblischen Vorwurf wählte, geschah es nicht so sehr aus ästhetischen Gründen als aus innerem religiösem Drang. Beide bereiteten sich durch sorgfältige Studien für ihre Aufgabe vor, beide gebrauchten Jahre, sie zu lösen.

Wer wollte indessen den gewaltigen Unterschied verkennen, der zwischen dem einen und dem anderen Werke besteht. Ich wage es auszusprechen: Die *Messiade* überragt an literaturgeschichtlicher Bedeutung das verlorene Paradies um eben so viel, als sie an dauerndem künstlerischem Werth hinter ihm zurückbleibt. Klopstock kam mit freudiger Begeisterung den Erwartungen und Anforderungen des Zeitalters entgegen und erregte daher einen Enthusiasmus der

Nation, der ohne gleichen war. Milton wandte sich stolz und ernst von den Idolen des herrschenden Geschmacks hinweg und blieb Jahre lang der Liebling einer auserwählten, nur langsam wachsenden Gemeinde. Auf Klopstock sah eine schwärmerische Genossenschaft nachstrebender Jünger als auf den bahnbrechenden Meister. Milton verharrte in einsamer Grösse für sich, ohne einen Bund gleichgesinnter Barden um sich zu sammeln. Klopstock war schöpferisch nicht nur im Stoff, sondern auch als Erneuerer und Vorbildner der Form. Milton brauchte das übliche poetische Handwerkszeug nur zu ergreifen und blieb bei der Wahl seiner Versform ohne nennenswerthe Nachahmer. Und dennoch droht der eine Dichter für sein Volk ein blosser Name zu werden, während der andere für das seinige noch immer eine lebendig wirkende Kraft ist. Heutzutage ist man fast versucht, das bekannte Lessing'sche Epigramm noch für zu milde zu halten. Klopstock wird in Wahrheit von jedem gelobt, aber fast von niemandem gelesen. Milton dagegen gehört nicht nur noch immer zu den Lieblingsdichtern der Gebildeten englischer Zunge, sondern ist auch bei uns in zahlreichen Uebersetzungen verbreitet. Der Grund davon ist nicht schwer zu erkennen. Die theologischen Vorträge und die lehrhaften Abschweifungen bei Milton kann man überschlagen, und man wird dennoch übergenuß von reiner, erquickender Poesie zurückbehalten. Bei Klopstock hingegen geht es nicht an, einzelnes unseren Geschmack Abstossendes auszuschneiden, man hat sich durch das ganze, unergründliche Meer von Gefühlsweichheit und Ueberschwänglichkeit hindurchzuarbeiten. An Milton's Hand fühlt man sich sicher geführt, man wird genöthigt, der dramatischen Entwicklung zu folgen, man findet sich immer bestimmten Charakteren gegenüber, wenn sie auch mitunter an Folgerichtigkeit und Lebenswahrheit etwas zu wünschen übrig lassen. Den Faden des Klopstock'schen Epos verliert man über den lyrischen Ergüssen und rhetorischen Weitschweifigkeiten hundert Mal aus dem Gesicht, und die Theilnahme erlahmt, da dem Dichter die Fähigkeit plastischer Gestaltung so gut wie ganz abgeht. Die Hexameter der *Messiad*e fallen immer

gleich volltönend in's Ohr, aber man vergisst auch leicht, bei ihnen etwas anderes als die musikalische Wirkung zu empfinden, weil man nicht mehr fähig ist, mit dem Dichter in „Thränen der Wonne“ oder in „Entzückungen stammelnder Freude zu zerfliessen“. Die Jamben Milton's wollen anschauliche Bilder vor das Auge stellen, welche ihren Reiz behalten, so lange ihre Gegenstände den Menschen noch anziehen und das menschliche Auge dasselbe bleibt. —

Klopstock wird je länger je mehr gegen Milton verlieren. Dante hält ihm vollkommen das Gegengewicht. Wie oft man auch eine Parallele zwischen dem italienischen und dem englischen Sänger gezogen hat, man wird immer auf's neue durch die Aehnlichkeit ihrer Schicksale und ihrer Individualitäten überrascht. Beide sind verflochten in die gewaltigen Kämpfe ihrer Zeit. Beide sind erfüllt von hohen Idealen einer Umgestaltung des kirchlichen und staatlichen Lebens. Beiden raubt der Gang der Ereignisse ihre theuersten Hoffnungen. Beiden bleibt der Trost stolzen Selbstgefühls und melancholischer Betrachtung. Und so sammeln sie beide in Jahre langer Arbeit ihre beste Kraft zur Ausführung zweier Kunstwerke, die auf ihre ganze Laufbahn einen unauslöschlichen Glanz zurückwerfen. Sie zeigen erst hier ihren Genius in voller Entfaltung. Sie erscheinen ausgerüstet mit allen Schätzen des Wissens ihrer Zeit. Sie umspannen Irdisches und Ueberirdisches in einem weiten Rahmen. Nicht weniger als Milton weiss Dante alles, was er jemals empfunden und erfahren hat, seine Freuden und Schmerzen, seine Hoffnungen und Befürchtungen in sein Gedicht zu legen und es in erhabenem Zorne zu einem Spiegel seines Zeitalters zu machen. Nicht weniger als bei Milton löst sich bei Dante der spröde, lehrhafte Stoff nicht immer in die reine poetische Form auf, ohne dass die Kraft des Dichters in den ermüdenden, scholastischen Spitzfindigkeiten völlig verloren gienge.

Allein bei aller Aehnlichkeit doch auch welche Verschiedenheit! Schon dadurch büsst der Vergleich sehr viel an Richtigkeit ein, dass Dante Italien erst eine volksthümliche Schriftsprache geschaffen hat, während Milton eine fein ausgebildete

Schriftsprache vorfand, deren Vergangenheit nach Jahrhunderten zählte. Der eine wird der Vater der Poesie seines Volkes, der andere steht am Ende der grössten poetischen Periode des seinigen. Sodann bedingt der Aufbau beider Kunstwerke ihre Ungleichartigkeit. Dort eine Reihe sich ablösender Bilder, die langsam am Auge des Dichters vorüberziehen, aber er selbst immer die Hauptperson, dessen wunderbare Wanderung, dessen Fragen und Betrachtungen sie mit einander verknüpfen. Hier eine dramatisch bewegte Erzählung, ein Kampf zwischen den himmlischen und höllischen Mächten, über dessen Schilderung der Dichter zwar sich selbst nicht vergisst, in den er aber keinen Anlass hat, sich einzudrängen. Bei der Ausmalung im einzelnen dort eine Kraft und oft bizarre Naivetät der Zeichnung, der man es anmerkt, dass der Zeichner mit scharfen Augen seine Studien nach der Natur gemacht hat, hier eine Fülle gewaltiger aber schwankender Vorstellungen und Gleichnisse, die dem Stubengelehrten grossen Theils aus seinen Büchern bekannt geworden waren. Bei Dante blickt einer der Verdammten die Wanderer an „mit dem Augenblinzeln eines Schneiders, der eine Nadel einfädelt“. Bei Milton schlagen Tod und Sünde eine Brücke zur neuen Welt, „gleich der des Xerxes, durch die er Asien an Europa band“. Die Dante'sche Hölle, der Trichter im Schooss der Erde, in eine bestimmte Anzahl von Ringen getheilt, erscheint messbar und darstellbar. Die Milton'sche Hölle, der bodenlose Abgrund unterhalb des Chaos, der als ein „ewigbrennendes Schwefelmeer“ in „äusserster Finsternis“ ruht, entzieht sich jeder bildlichen Wiedergabe. Der Dante'sche Lucifer steht dank den genauen Angaben des Dichters in festen, schauerlichen Zügen vor uns. Es ist ein dreiköpfiges Monstrum, mit einem rothen, einem schwarzen und einem gelblich-weissen Gesicht. Er hat sechs Flügel, grösser als irgend ein Segel, das Dante jemals gesehen hat, ohne Federn, wie die der Fledermaus. Aus seinen sechs Augen strömen Thränen und blutiger Geifer auf seine drei Kinne. Mit seinen drei Mäulern zermalmt er drei Verdammte „wie in einer Hanfbreche“. Der Milton'sche Satan wechselt beständig seine

Gestalt. Bald gleicht er dem Meerthier Leviathan, in dessen Schuppenhaut der Schiffer, im Glauben, es sei eine Insel, seinen Anker wirft. Bald ragt sein Wuchs in die Wolken „wie der Atlas oder Teneriffa“. Bald schreitet er „gleich einem gemeinen Soldaten letzten Ranges“ durch die teuflischen Schaaren.

Und doch, obwohl die ehernen Terzinen der göttlichen Komödie unzählige Bilder von unvergesslicher Lebenswahrheit und Anschaulichkeit vorführen: der Sinn des Ganzen und der Sinn des Einzelnen ist geheimnisvoll-dunkel, während das verlorene Paradies dem Leser keine Räthsel aufgeben will. Milton erzählt, als sei alles, was er meldet, wirklich geschehen, seine Worte sind buchstäblich und lediglich buchstäblich aufzufassen. Dante bewegt sich in beständigen Allegorieen, seine Rede ist beladen mit „Sphinx- und Themis-Sprüchen“ wie die seiner Beatrice und fordert eine mehrfache Deutung heraus. Der eine ist eben ein Kind des Mittelalters, der andere ist ein Kind der Neuzeit. Wenn jener das ptolemäische System mit gläubigem Vertrauen annimmt, so überhäuft dieser es, obwohl es ihm für seine poetische Maschinerie unentbehrlich ist, mit bitterem Spott. Wenn jener sich für eine Weltmonarchie und für ein gereinigtes Pabstthum begeistert, so findet dieser sein Ideal in einem freien, nationalen Gemeinwesen und in der Trennung von Kirche und Staat. Die göttliche Komödie mündet aus in eine traumhafte Vision, für deren Schilderung „die Sprache nicht mehr genügt“, in das selige Anschauen des Göttlichen, vor dessen Strahlen alles menschliche Wollen zerschmilzt. Das verlorene Paradies endigt mit dem Ausblick auf die arbeitsvolle Geschichte des menschlichen Geschlechts, dessen energischer Wille dazu berufen wird, sich ein neues Eden in sich selbst zu erobern.

Erhabene Denkmale zweier Weltanschauungen in grossartiger künstlerischer Fassung überdauern beide Dichtungen die Jahrhunderte, während der Strom der Zeit die schwach gezimmerten Götzen des Tages erbarmungslos wegschwemmt.

Viertes Kapitel.

Das wiedergewonnene Paradies. Simson der Athlet.

Das verlorene Paradies war ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Die poetische Aufgabe war, so weit der Gegenstand es zuliess, vollständig gelöst. Wer sich durch diese Lösung nicht befriedigt fühlte, wer eine Fortsetzung forderte, konnte wohl aus theologischen, aber nicht aus ästhetischen Gründen dazu bestimmt werden. Dies war der Fall des jungen Quäkers Thomas Ellwood, dem Milton zuerst in Chalfont Einsicht in das Manuskript gegönnt hatte. Ellwood selbst theilt uns mit, wie er bei der Rückgabe der Handschrift Milton gegenüber diesen Gedanken geäußert, und wie der Dichter seine Worte aufgenommen habe. „Nach einigem weiterem Gespräch über sein Werk sagte ich im Scherz zu ihm: Du hast uns viel vom verlorenen Paradies erzählt, aber was hast du uns vom gefundenen zu berichten? Er antwortete mir nicht, sondern blieb eine Zeit lang in Nachdenken versunken. Dann brach er das Gespräch ab und verfiel auf einen anderen Gegenstand. Als die Pest vorüber, die Stadt gereinigt und wieder sicher bewohnbar war, kehrte er dorthin zurück. Und als ich ihn hierauf dort besuchte, was ich selten zu thun versäumte, so oft ich gelegentlich nach London kam, zeigte er mir ein zweites Gedicht, das wiedergewonnene Paradies, und sagte scherzend zu mir: Dies verdankt man

dir, denn die Frage, die du in Chalfont an mich gerichtet hast, hat mich dazu geführt, während ich vorher nicht daran gedacht hatte“⁽¹⁾.

Gebührt somit Ellwood das Verdienst, die erste Anregung zu dem Plane des zweiten Epos gegeben zu haben, so hatte dieser Plan an sich für Milton einen grossen Reiz. Und kam in den Worten des Quäkers, dessen eigene Poesieen wenig Talent verrathen, nur ein religiöser Wunsch zum Ausdruck, so suchte der Dichter ihm, unbeschadet seiner früheren Schöpfung, so gut es angieng, künstlerisch gerecht zu werden. Im verlorenen Paradies hatte er einen Weheruf erhoben über den Lauf der Welt, die dahin geht „den Guten feindlich und den Schlechten hold, erseufzend unter ihrer eignen Last“. Er hatte den Sieg der teuflischen Gewalten an dem ersten grossen Beispiel gezeigt, das er an der Schwelle der Menschheitsgeschichte vorfand. Aber dies war nicht der Weisheit letzter Schluss. Niemand sollte darüber in Zweifel sein, dass das Licht zuletzt doch über die Finsternis triumphiren werde. Da sich dieser Triumph für Milton nothwendig in die Formen des christlichen Glaubens kleiden musste, so wurde der Mythos des alten Testaments mit beständigen Hinweisungen auf die Gestalt des Messias erfüllt. Durch seine Erscheinung wurde das verlorene Paradies wiedergewonnen, und den dunklen Mächten der sicher geglaubte Sieg wieder entrissen. Eine Messiade zu schreiben, das ganze Wirken und Leiden des Erlösers zu schildern, würde dennoch dem Zwecke Milton's wenig entsprochen haben. Für ihn kam es darauf an, einen Moment aus diesem Leben herauszugreifen, in dem der Gegensatz des verlockenden Bösen und des unerschütterten Tugendhaften dramatisch hervortrat. Er konnte die Figur des Satan, die im verlorenen Paradies fast die Rolle des Heros gespielt hatte, nicht entbehren. Er suchte nach einer Situation, die eben diesen Satan im Ringen mit Jesus zeigte. Da bot sich ihm jener sinnige Mythos von der Versuchung Christi in der Wüste dar. Man weiss, dass auch dieser Stoff schon mehrfach dichterisch behandelt war, u. a. in dem „Sieg und Triumph Christi“ von Giles Fletcher. Aber

es wäre unbillig, dies zu Ungunsten der Ursprünglichkeit Milton's geltend zu machen, der seinen Vorgängern höchstens einzelne Züge zu entlehnen hatte. Indem er den biblischen Mythos mit anderen Stellen der Evangelisten verknüpfte und das einfache Gerüst der Handlung mit den Schätzen seiner Erfindung und Gelehrsamkeit ausschmückte, wusste er dem verlorenen Paradies ein Gegenbild zu schaffen, das man ganz falsch beurtheilt, wenn man es für ein Bruchstück hält⁽¹⁾.

Freilich an Reichthum und Farbenglanz kann es nicht mit dem grossen Epos verglichen werden. Es fehlt der in überwältigenden und lieblichen Bildern wechselnde Schauplatz, die Masse der handelnden Personen, die Steigerung der Handlung, das Pathos der Sprache, der Schmelz der Schilderung. Die vier kurzen Bücher, in die der Stoff getheilt ist, sind kaum ein Epos zu nennen, sondern etwa eine didaktische Erzählung in Versen⁽²⁾. Allerdings hat Milton dafür gesorgt, dass der Leser immer an sein früheres Werk erinnert wird. Gleich die ersten Zeilen weisen darauf zurück:

Der ich gesungen, wie das Paradies
Verloren ward durch eines Menschen Schuld,
Besinge nun, wie eines Menschen Treu
Der ganzen Menschheit es zurückgewann.

Auch hier wird ein Höllenparlament gehalten, in dem Satan sich mit seinen „mächtigen Pairs“ berathschlagt. Auch hier erklingt der Himmel vom Worte des Höchsten und von den Chören der Engel. Aber die übersinnliche Maschinerie spielt eine sehr nebensächliche Rolle. Das Interesse konzentriert sich auf die Gespräche zwischen Satan und Jesus, und diese selbst sind möglichst auf ein irdisches Niveau herabgedrückt. Satan hat nur wenige Augenblicke, in denen er als der trotzig Rebell, prometheisch und titanenhaft, erscheint, wie wir ihn von früher her kennen. Er hat sein heroisches Zeitalter gehabt, die Jahrtausende der Thätigkeit, die er unserem Planeten gewidmet hat, haben ihn civilisirt, wenn schon er noch nicht in dem Grade von der Kultur beleckt worden ist wie Goethe's Mephistopheles. Nicht minder ver-

ändert ist die Gestalt Christi. Es ist nicht der Vicekönig des Himmels, der siegreich auf glänzendem Streitwagen einherfahrende Gottessohn, der uns entgegentritt, sondern der „vollkommene Mensch“, der Mann von unerschütterlichen Grundsätzen, das Ideal eines Puritaners. Aus puritanischem Geiste sind beide Werke hervorgegangen. Das wiedergewonnene Paradies ist ebenso von einer bestimmten Tendenz durchzogen wie das verlorene Paradies. Es richtet gleichfalls strafende Worte an das entartete Zeitalter und stellt ihm die Möglichkeit des Sieges über verführerische Mächte an dem edelsten Muster vor Augen. Es ist daher erklärlich, das dem Dichter dieses Kind seiner Muse nicht weniger lieb war als jenes und wohl glaublich, dass er mit Unmuth hörte, wenn man das eine nicht gleich günstig beurtheilte wie das andere. Die „Thaten“, die er neuerdings pries, erschienen ihm „mehr als heldenhaft, wenn auch still vollführt, ungerühmt Jahrhunderte lang, obwohl wie keine des Besingens werth“.

Vergleicht man das Gedicht mit den beiden kurzen Stellen des Evangeliums Matthaei und Lucae, so bemerkt man, wie viel Spielraum der ergänzenden Phantasie Milton's gelassen war. Er hütet sich, sofort mit der eigentlichen Handlung zu beginnen, sondern schickt ihr eine Einleitung voraus, die den grössten Theil des ersten Buches füllt. Bei der Taufe „dessen, der für den Sohn Joseph's galt“, bei der Verkündigung, dass der Getaufte der Sohn Gottes sei, lässt er Satan zugegen sein. Der böse Feind ahnt, dass die Stunde nahe, da der Fall Adam's gesühnt und seine Herrschaft über den Menschen gebrochen werden soll. Wie ehemals er bietet er sich vor seinen Genossen, um Gottes Absichten zu kreuzen, die Expedition auf die Erde zu unternehmen. Wie ehemals sieht Gott herab auf sein Unterfangen, dies Mal gewiss, dass „des Weibes Same allen Versuchungen widerstehn werde“. Ein langes Selbstgespräch, das Jesus in der Wüste führt, giebt Gelegenheit seinen Charakter zu entfalten. Man hat wohl nicht Unrecht, zu vermuthen, dass Milton bei der warmen Schilderung des frühreifen Lerneifers und des idealistischen Strebens seiner eigenen glücklichen Jugend gedacht

habe. Erst hierauf nimmt der erste Akt der Versuchung seinen Anfang, mit dem vierzigsten Tage jenes Aufenthaltes Jesu in der Wüste, als der Hunger den Wanderer zu quälen beginnt. Satan naht sich in der Verkleidung eines alten Landmannes, der jene Offenbarung nach der Taufe mitangehört haben will. Er fordert Jesus auf, wenn er wirklich der Sohn Gottes sei, ein Wunder zu thun und die Steine in Brot zu verwandeln. Erst als er sich zurückgewiesen und durchschaut sieht, lässt er die Maske fallen, aber nur um schmeichlerisch-beredt die Vorurtheile zu zerstreuen, die über ihn, den Teufel, im Schwange seien. Er läugnet, ein „Feind des Menschengeschlechts“ zu sein, durch das er nichts verloren, sondern etwas gewonnen hat. Vielmehr suche er den Menschen in Zeichen und Träumen guten Rath zu geben, bewundere alles Schöne und Herrliche und wünsche daher auch durch die Weisheit dessen gefördert zu werden, zu dem er spricht. Dieser zerreisst das Gewebe seiner Sophistik, nennt ihn einen Geist, der es trefflich verstehe, der Lüge etwas Wahrheit beizumischen und führt, ächt christlich, den Missbrauch der heidnischen Orakel auf teuflischen Trug zurück. Satan behält seine unterwürfige Haltung bei und sucht die Anwendung gelegentlicher Nothlügen zu rechtfertigen, zu der der „Unglückliche“ so leicht gedrängt werde. Aber er bittet wenigstens um die Gunst, sich demjenigen ferner nahen und Worte der Wahrheit aus dessen Munde hören zu dürfen, dessen Vater ja auch den „heuchlerischen und gottesläugnerischen Priester“ an seinem Altar dulde. Jesus stellt es in sein Belieben. Da die Nacht anbricht, nimmt der Versucher mit der Verbeugung eines höflichen Kavaliers von ihm Abschied.

Der Anfang des zweiten Buches, Klagen der Jünger und Maria's über das räthselhafte Verschwinden ihres Sohnes, ist sichtlich nur, um den Rahmen der dürftigen Handlung zu füllen, gedichtet worden. Die neue Berufung des höllischen Parlaments steht dagegen mit dem Gegenstande der Fabel in natürlichem Zusammenhang. Satan berichtet von seinem Misserfolge. Er hat sich überzeugt, dass es diesmal ganz anderer

Anstrengungen bedürfen werde als gegenüber Adam und fordert guten Rath von den Genossen. Belial, seiner alten Natur getreu, ist der Meinung, man solle dem Messias Weiber vor Augen und in den Weg stellen. Durch das Weib war der Mann schon einmal zu Fall gebracht worden, was lag näher, als ihn auf's neue durch „die schönsten Töchter der Menschen“ zu verführen. Aber Satan weist diesen Rath zurück. Er wirft Belial vor, dass er andere mit eigenem Mass-Stab messe. Er führt ihm schulmeisterlich die Beispiele eines Alexander und Scipio Africanus vor Augen, die mit geringerer Widerstandskraft Frauenreizen nicht erlegen seien. Mit „männlicheren Dingen“ will er Jesus verblenden, mit „Ehre, Ruhm und Volksgunst, Klippen, woran die grössten Menschen scheiterten“, und eine Schaar dienstbarer Geister soll ihm seinen neuen Plan ausführen helfen. Währenddess ist Jesus hungrig eingeschlafen und hat von Speise und Trank geträumt. Dem Erwachenden naht Satan dies Mal in zierlicher Höflings-tracht. Er zeigt ihm von weitem einen Tisch, auf dem aufgehäuft ist, was immer alle Welttheile hervorbringen, den Gaumen zu reizen. Schöne Jünglinge, liebliche Mädchen stehen bereit den Gast zu bedienen, die Luft ist von Wohlgerüchen geschwängert, süsse Musik erschallt; „wie schlicht war gegen diese Leckerbissen der Apfel, der einst Eva's Sinn verlockt“. Und „diese Früchte, bemerkt Satan, sind nicht verboten“. Aber Jesus wehrt sich gegen die Versuchung um „des Gebers“ willen. Wie in so manchen Episoden der romantischen Epen verschwindet mit einem Schlage der ganze Zauber. Nur der Versucher bleibt zurück, unwillig aber nicht entmuthigt.

Er macht Anstalten, sich seinem Ziele von einer anderen Seite zu nahen. Ich merke, ruft er dem Messias zu, dass nicht gemeiner Hunger dich verzehrt, sondern der Hunger nach grossen Thaten. Aber sie können nicht vollführt werden ohne grosse Mittel, und Reichthum, den auszuspender in meiner Hand liegt, ist eines der mächtigsten. — Es war ein Stück eigener Lebenserfahrung, wenn der Dichter den Erzfeind sagen liess:

Das Geld bringt Ehre, Freunde, Herrschaft, Sieg,
Indessen Tugend, Muth und Weisheit darben.

Mit überlegener Ruhe entzieht sich Jesus dieser neuen Schlinge. Auch er entfaltet wunderbarer Weise überraschende historische Kenntnisse, wie er denn seinen Widerpart an die Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit eines Cincinnatus, Fabritius, Curius Dentatus, Regulus erinnert. Nicht minder erscheint ihm die Krone des Herrschers verächtlich, die ihm Reichthümer verschaffen sollen. Ganz puritanisch, als sollte der Hof Karl's II. ihn hören, ruft er aus:

Die Krone,
Von aussen Gold, ist nur ein Dornenkranz,
Und seinem Träger bringt das Diadem
Gefahr und Sorgen, Nächte ohne Schlaf,
Die Bürde aller ruht auf seinen Schultern.
Darin besteht ja eines Königs Amt,
Sein Ruhm, Verdienst und Werth, sein höchstes Lob,
Dass er für's Ganze solche Lasten trägt.
Doch wahrer König ist, wer sich beherrscht,
Wer meistern kann Begierde, Wunsch und Furcht,
Und jeden Edlen ziert dies Königthum.

Einen Augenblick steht Satan beschämt und sprachlos da. Dann macht er seiner Bewunderung über so viel Weisheit Luft, aber auch seinem Bedauern, dass sie in der Wüste begraben sein soll. Er sucht seinen Hörer dazu aufzureizen, sich Ruhm zu gewinnen und hält ihm eine kleine Vorlesung über die Heroen des Alterthums, die auf dieser Bahn vorangegangen sind. Jesus erwidert:

Was ist der Ruhm als leerer Zungen Hauch,
Des Volkes Lob und selten reines Lob?
Und was ist Volk als eine wirre Heerde,
Ein bunter Haufe, der Gemeines preist,
Das, wohl erwogen, keinen Preis verdient.
Es lobt, bewundert und es weiss nicht was,
Nicht wen, der eine spricht dem andren nach.
Ist es ein Glück, der Menge zu gefallen,
In deren Mund als ihr Geschwätz zu leben,
Die den am höchsten ehren, den sie schmähn?

Mit gleicher Bitterkeit hatte sich der Verfasser des „Bilderstürmers“ über die „grosse Masse“ ausgesprochen. Sein eigenes zürnendes Urtheil vernimmt man auch in den folgenden Worten, mit denen Jesus den herkömmlichen Ruhm der kriegerischen Eroberer brandmarkt. Es war nur eine Variation des Spruches, den der Erzengel Michael, selbst ein tapferer Krieger, im verlorenen Paradiese während der Vision Adam's über die „Menschenschlächtereie“ gefällt hatte.

Im Irrthum lebt, wer es für rühmlich hält,
Ein weites Reich gewinnen mit Gewalt,
Das Land verheeren, grosse Schlachten schlagen
Und Städte stürmen. Ist es heldenhaft
Zu rauben, brennen, morden, friedliche
Nationen, die der Freiheit würd'ger sind
Als ihre Dränger, nah und fern zu knechten,
Nichts hinter sich zu lassen weit umher
Als Schutt- und Trümmerhaufen und durch Krieg
Des Friedens blüh'nde Werke zu zerstören?
Und dann, von Stolz geschwellt, sich Götter nennen,
Wohlthäter für die Menschheit und Befreier,
Mit Tempeln, Priestern, Opferdienst verehrt?
Der nennt sich Sohn des Zeus und der des Mars,
Bis der Erobrer Tod die lasterhaft
Entwürdigten für Menschen kaum erkennt.

Nicht die Vertheidigungskriege zur „Befreiung des Vaterlandes“ trifft diese herbe Anklage. Es wäre auch ein seltsamer Widerspruch gewesen, wenn derselbe Milton durch den Mund des Weisesten tapferen Waffenthaten schlechthin ihren Ruhm abgesprochen hätte, der einst zum Ruhmesherald des independentischen Heeres geworden war. Aber am höchsten stehen ihm doch die unblutigen Siege des Geistes, die anspruchslosen Thaten dessen, der für die Wahrheit kämpft und duldet. Hiob und Sokrates — der Messias nennt sie in einem Athem — sind seine Ideale. Ihr Ruhm bleibt hinter dem der stolzesten Eroberer nicht zurück.

Satan giebt seine Stellung noch nicht verloren, aber er sucht einen würdigeren Gegenstand des Ruhmes vor Augen zu führen. Sein Volk zu befreien, sich als Retter an seine

Spitze zu stellen, zeigt er als ein Ziel, der edelsten Anstrengung werth. Aber er giebt zu, dass ein Eingreifen in die grosse Politik ohne vorangegangene Schulung und Einsicht in die Weltlage nicht möglich sei. Hier wurde der biblische Mythos nach der Anordnung des Evangeliums Lucae wieder brauchbar. Mit grosser Kunst wird jener Scene des Ausblicks von dem hohen Berge über alle Reiche der Welt eine Schilderung der politischen Verhältnisse der ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung eingeflochten. Kleine geschichtliche Versehen laufen mit unter. Aber im ganzen und grossen ist die historisch-politische Auseinandersetzung geistvoll und richtig. Der Vorschlag, zunächst eine Anlehnung bei den Parthern gegen die Römer zu suchen, um alsdann nach Befreiung der „zehn Stämme“ ein selbstständiges Reich zwischen den rivalisirenden Mächten zu bilden, macht der satanischen Staatskunst alle Ehre. Diese „politischen Maximen“ finden aber bei dem Hörer keinen Anklang. Kriegsgeräth ist ihm „ein Beweis der Schwäche, nicht der Stärke der Menschen“. Die „tiefen Pläne von Feinden, Beistand, Schlachten, Bündnissen“ dünken ihn werthlos. Seine abgefallenen Brüder, die zehn Stämme, hält er seines Befreiungswerkes nicht für würdig. Er giebt zu verstehn, dass seine Aufgabe eine höhere sei. Satan geht auch auf diesen Gedanken ein, in der Meinung, es handle sich nicht um die Gründung eines nationalen Reiches, sondern um die Erwerbung der Weltherrschaft. Er lässt daher das Bild der gebietenden Siebenhügelstadt auftauchen mit allem, was sie Grossartiges enthält. Es ist ein glänzendes Gemälde, das der Blinde nach seinen liebsten jugendlichen Erinnerungen und seinen umfassenden antiquarischen Kenntnissen sich rekonstruiren konnte. Zuletzt erscheint die Gestalt des Tiberius auf Capri in seine Lüste versunken, und der Verführer schliesst mit der Aufforderung, mit seiner Hilfe „dies Ungeheuer vom Thron zu stossen“. Jesus bleibt auch durch diese „sogenannte Herrlichkeit“ ungerührt. Er entwirft das finstere Gegenbild der faulen römischen Kultur, die alle Laster erzeugt habe:

Welch Weiser, Tapfrer möchte wohl sich mühn,
 Sie, durch sich selbst geknechtet, zu befrein?
 Wer schafft ein freies Volk aus Sklavenseelen?
 Kommt meine Zeit, besteig' ich David's Thron,
 Und meines Reiches wird kein Ende sein.

Durch diese neue Ablehnung gereizt, vergisst Satan seine Rolle. Er zeigt sich als der Teufel, der er ist, indem er als Bedingung für seine Geschenke fordert, dass Jesus niederfalle und ihn anbete. Als bald, gehörig zurechtgewiesen, nimmt er seinen höflichen Ton wieder an und geht zu dem letzten Appell an den Ehrgeiz über, der noch möglich war. Wer Krieger Ruhm und irdische Herrschaft verschmähte, mochte dafür empfänglich sein, mit den Lorbeeren von Kunst und Wissenschaft geschmückt, ein Herrscher im Reiche der Geister genannt zu werden. Nicht glücklicher liess sich dies Motiv ausführen als durch eine blendende Schilderung griechischer Bildung. War Rom der eine Brennpunkt antiker Kultur, so war Athen der andere. Die „Mutter der Künste und Beredsamkeit“ stellt sich von weitem den Blicken dar, der „Olivenhain der Akademie“, die „Schulen der alten Weisen“, die geheime Macht „der Harmonie“ in den Gesängen der lyrischen und epischen Dichter, die Chöre und Jamben der „erhabenen Tragiker“, die unwiderstehliche Gewalt der „berühmten Redner“. Was Milton jemals bei zunehmender Bekanntschaft mit den Schätzen des griechischen Genius an Entzücken gefühlt hatte, findet hier in den Worten des Satan ein volltönendes Echo. Aber dem Messias erscheint auch dies alles als teuflische Lockung.

Wer Licht

Von oben, aus dem Quell des Lichts, empfängt,
 Braucht andre Lehren, wär's auch Wahrheit, nicht.
 Doch falsch sind jene, wenig mehr als Träume,
 Vermuthung, Phantasien auf Sand gebaut.

Die Ueberlegenheit des reineren Gottesbegriffes, die der Spross des auserwählten Volkes sich eigen weiss, reisst ihn zu einer höchst partiischen Vergleichung der beiden Kultur-elemente fort, aus deren Verbindung erst eine neue Epoche für die Geschichte der Menschheit beginnen konnte. Die Systeme der griechischen Philosophen finden keine Gnade vor

seinen Augen, „denn auch der Weiseste bekannte nur das zu wissen, dass er nichts wisse“. Die Poesie der Hellenen kann sich nicht messen mit den Gedichten der „Muttersprache“, mit ihren Hymnen und Psalmen. Die griechischen Rhetoren stehen weit zurück hinter den von Gott begeisterten Propheten. Hier ist „Einfachheit und Majestät“, „wahrer Preis des Heiligsten“, „gediegene Regierungsweisheit“, dort nur ein „Trugbild der Wahrheit“, gotteslästerlicher und schamloser Fabelwust, „Schwulst von Beiwörtern, dick aufgelegt wie Schminke auf einer Buhlin Wangen“. — Wie viel oder wie wenig Milton selbst von diesem Urtheil angehören mag, das wird man sagen dürfen, dass er es in seiner Jugend schwerlich, selbst durch den Mund eines anderen, ausgesprochen haben würde. Auch dazu hatte er durch die Sturm- und Drangperiode des Puritanismus hindurchgehen müssen, um den Teufel zum Verherrlicher der antiken Bildung zu machen und die specifisch christliche, aus dem Schoosse des Judenthums erwachsene Idee ihr feindselig und triumphirend gegenüberzustellen.

Der zweite Tag der Versuchung, dessen Schilderung sich tief bis in das vierte Buch des Gedichtes hinein erstreckt, ist damit zu Ende. Der letzte Akt des Mythos nach der Anordnung des Evangeliums Lucae blieb noch übrig, die Versuchung auf der Zinne des Tempels von Jerusalem, welche der Dichter auf den dritten Tag verlegt. Auch diesen Schlussakt hat er mit dem schönsten Schmuck seiner Phantasie verschwenderisch bedacht. Die Schilderung der vorangehenden Gewitternacht, des anbrechenden Morgens ist reich an frischen, gesättigten Farben. Das Gespräch, welches dem Zauberfluge zum Tempel vorausgeht, erinnert mitunter an das grossartige Pathos des verlorenen Paradieses. Das Ende hinterlässt einen erhebenden und beruhigenden Eindruck. Jesus kehrt „unbemerkt“, als Mann, der seinen Lohn in sich selbst trägt, in das einfache Haus seiner Mutter zurück. Aber der Chor der triumphirenden Engel lässt einen Freudengesang erschallen, in welchem noch einmal die Erinnerung an das grosse Epos nachklingt:

Jetzt ward durch deinen reinen Sieg gerächt
Die Ueberlistung Adam's, und zurück
Gewonnen das verlorne Paradies;
Vereitelt ist, was einst Betrug geraubt.

Bleibt der innige Zusammenhang der beiden Gedichte somit bis zum Schluss erhalten, so gemahnt das wiedergewonnene Paradies zugleich beständig an das erste grössere poetische Erzeugnis der Milton'schen Jugend. Einem unbefangenen Leser wird sich der Vergleich mit dem *Comus* sofort aufdrängen. Wie dort so ist hier die leitende Idee der Triumph der Tugend über die Verführung. Wie dort so kleidet sich hier der Kampf zwischen dem guten und zwischen dem bösen Princip in pomphafte Rhetorik. In beiden Fällen tritt die dramatische Gestaltungskraft hinter dem ausgesprochenen Lehrzweck zurück. Aber weit entschiedener als das Jugendgedicht trägt diese Schöpfung des Alters den Stempel ernster, fast finsterer Lebensanschauung. Der Schmelz der heiteren Renaissance ist beinahe verflogen, die sorglose Freude an der Antike hat der religiösen Beschaulichkeit Platz gemacht.

In einer anderen Beziehung hingegen hat die Antike sichtlich, je älter Milton wurde, einen immer stärkeren Einfluss auf ihn gewonnen. Es wird kaum einen grossen englischen Schriftsteller geben, dessen Latinismen einen solchen Umfang erreichen, als es bei Milton nachweisbar erscheint. Die beständige Beschäftigung mit den Autoren des römischen Alterthums, die frühe Angewöhnung ihrer Sprache zum poetischen und prosaischen Gebrauche, die Nothwendigkeit bei den wichtigsten Gelegenheiten im Amt und ausser dem Amt, zum Angriff, wie zur Abwehr sich des Lateinischen zu bedienen: alles dies hatte auf die Ausbildung des Milton'schen Englisch einen wesentlichen Einfluss ausgeübt und ihm ein bestimmtes, im Laufe der Zeit immer schärfer werdendes Gepräge gegeben. Es ist hier nicht nur von dem Milton'schen Sprachschatz die Rede und von dem Verhältniss, in welchem sich die angelsächsischen und romanischen Bestandtheile seines Vokabulars befinden. Allerdings schon eine Betrachtung dieses Gegenstandes hat zu interessanten Ergebnissen geführt. Man

hat die poetischen Werke Milton's einer genaueren Untersuchung auf diese Frage hin gewürdigt und gefunden, dass von den etwa 8000 verschiedenen Worten, die in ihnen vorkommen, ungefähr 5300 nicht-germanischen Ursprungs sind. Was Shakespeare betrifft, so hält man sich zu der Annahme berechtigt, dass von der Summe der 15000 Worte, die seinen poetischen Sprachschatz ausmachen mögen, etwa 6000 nicht dem angelsächsischen Stamm angehören. Milton's Zurückgreifen auf nicht germanische Formen in seinen Gedichten würde demnach zwar nicht absolut aber relativ bei weitem bedeutender erscheinen, als es bei Shakespeare der Fall ist. Unter diesen nicht germanischen Wortformen sind viele, die erst Milton in die englische Sprache eingeführt hat, wenn gleich es über jedes erlaubte Mass hinausgehen wird, mit Tocqueville ihre Zahl auf sechshundert anzusetzen. Unläugbar aber ist, dass die Jugendgedichte einen geringeren Procentsatz nicht-sächsischer Worte enthalten als die Gedichte des Alters.

Und zugleich legen diese beim ersten Blick vollgiltiges Zeugnis für das Vorherrschen von Latinismen nach anderer Richtung hin ab. Die Syntax Milton's zeigt eine entschiedene Hinneigung zu der lateinischen Sprache und dies je mehr, je älter er wurde, je häufiger er selbst Veranlassung gehabt hatte die lateinische Sprache anzuwenden. In seinen Jugendgedichten herrscht noch der leichte natürliche Satzbau des elisabethanischen Zeitalters vor, doch drängen sich bereits Wendungen ein, die wie ungeschickt aus dem Lateinischen übersetzt erscheinen. In den früheren seiner englischen Prosaschriften tritt die Einwirkung antiker Vorbilder schon deutlicher hervor. Im späteren Mannesalter, als er jene fein ausgearbeiteten Streitschriften verfasst hatte, die alsbald einen europäischen Ruf erlangten, dachte er, auch wenn er englisch schrieb, mit Vorliebe in lateinischen Formen. Konstruktionen, welche dem Genius der englischen Sprache von Haus aus fremd waren, Participialverbindungen, Verkürzungen durch die Anwendung des absoluten Casus, Auslassungen, Verschränkungen, Vertauschungen einzelner Redetheile werden immer häufiger. Das wiedergewonnene Paradies

nicht minder wie das verlorene Paradies sind von Latinismen der Art erfüllt, und der moderne Leser wird sich nicht selten an einzelnen Härten der Diktion stossen, welche auf diesen Ursprung zurückzuführen sind ⁽¹⁾.

Die Form des wiedergewonnenen wie des verlorenen Paradieses zeigt aber noch nach einer anderen Richtung hin eine Abweichung von den heimischen Gewohnheiten. Alle bedeutenden epischen Dichtungen Englands waren in das Gewand gereimter Verse gekleidet. Milton wagte es für die beiden Epen, die seinem Alter angehörten, den fünffüssigen, reimlosen Jambus zu wählen. Diese Verwendung des üblichen Versmasses des Dramas für die erzählende Poesie konnte als eine kühne Neuerung gelten. Sie erschien um so kühner, da der Reim in jener Zeit sich der höchsten Gunst erfreute und selbst Gebiete zu erobern drohte, die ihm bis dahin verschlossen gewesen waren. In Butler's Hudibras waren eben durch die gewagtesten, kecksten Reime höchst komische Wirkungen hervorgebracht worden. Dryden feierte durch die geschickte Handhabung der heroischen Stanze die grössten Triumphe. Mit ihm vor allem drang der Reim, nach dem verführerischen, französischen Muster, zeitweise sogar in's Drama ein. Erst wenige Jahre zuvor hatte Dryden selbst für die Zwecke der Bühne den Reim gerechtfertigt, weil „er die Phantasie am besten regele“. In seinem Essay „über die dramatische Poesie“ (1667) hatte er diese Ansicht näher ausgeführt. Von Robert Howard deshalb angegriffen, hatte er in der Vertheidigung seines Essays (1668) die Sache des Reimes im Drama nochmals verfochten. In seinem Aufsatz über „heroische Schauspiele“ (1672) kam er auf die Frage zurück und erst sechs Jahre später bequeme er sich dazu eine Manier aufzugeben, die dem Genius seines Volkes widerstrebte ⁽²⁾. Hatte sich nun aber der Reim gegen Ende von Milton's Leben selbst der Bühne zu bemächtigen gewusst, so schaltete er in der epischen Dichtung als legitimer Herrscher. Allein auch dieser Legitimität gegenüber erhob sich in Milton der Revolutionär. Der übertriebene Kultus des Reimes, zu dem man sich herabliess, reizte ihn erst recht zum Widerspruch. Er bekannte sich ohne Zweifel mit Wycherley zu

der Ansicht, „dass in Folge des Reimes mystischer Nonsens von den Kritikern oft für witzig, und Doppelsinnigkeiten von den Damen für zart und rührend gehalten würden“. Dieses Urtheil schimmert sichtlich durch die Worte hindurch, mit denen er genöthigt ward seine unerhörte Neuerung in Schutz zu nehmen⁽¹⁾.

Denn kaum war das verlorene Paradies erschienen, als nach der Versicherung des Verlegers viele Leser an der Reimlosigkeit des Gedichtes „Anstoss nahmen“. Er brachte daher 1668 eine Reihe von Exemplaren auf den Markt, denen nicht nur, nach lebhaft geäußertem Wunsche, ein Inhaltsverzeichnis der einzelnen Gesänge vorgedruckt war, sondern die auch eine kurze Vorbemerkung Milton's über „den Vers“ enthielten. In dieser nannte er den Reim geradezu „die Erfindung eines barbarischen Zeitalters“ und, namentlich wenn es sich um „längere Werke“ handle, nur dazu dienlich, „schlechten Inhalt und lahmes Metrum zu verbrämen“. Er gab zu, „dass einige berühmte moderne Dichter“ sich der Mode des „trivialen Reimgeklingsels“ anbequemt hätten. Aber er hielt sich davon überzeugt, dass dieser „Zwang“ der Güte ihrer Leistungen nur Eintrag gethan habe. Für sein Unterfangen, diese „Fesseln abzuschütteln“, „als der erste in England dem Epos seine Freiheit zurückzuerobern“, berief er sich auf das Beispiel Homer's und Virgil's, der „besten englischen Tragiker“ und „einiger italienischer und spanischer Dichter ersten Ranges“⁽²⁾. Immerhin war diese Methode der Vertheidigung eine sehr bedenkliche. Denn darüber konnte kein Zweifel obwalten, dass die vorzüglichsten epischen Werke der Neuzeit bei allen Völkern die Form des Reimes zur Verwendung gebracht und eben durch sie einen nicht geringen Theil ihrer Volksthümlichkeit erworben hatten. Auch hat der Vorgang Milton's auf die Dichter seines Vaterlandes wenig Eindruck gemacht. Allein er gieng auch hier stolz und unbekümmert den Weg, den er für den richtigen hielt. Indem er für das wiedergewonnene Paradies dieselbe Form wählte, die einige Jahre vorher in seinem grossen Epos Anstoss erregt hatte, zeigte er, dass er nicht gesonnen sei, dem Geschmack des Tages das kleinste Zugeständnis zu machen⁽³⁾.

Es wird dem Biographen eines grossen Künstlers erlaubt sein, über die eigenthümliche Technik, deren sich derselbe bediente, noch ein Wort zu sagen. Sucht man sich darüber klar zu werden, welcher Art Milton mit der erwählten Form zu schalten gewusst hat, so wird man seinem poetischen Takt vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im Drama erhält der reimlose Jambus schon durch den Austausch von Rede und Gegenrede, der mitten in einem Verse einsetzen kann, diejenige Abwechselung, ohne welche er von unerträglicher Eintönigkeit werden würde. Im gleichmässig einherwallenden Fluss des Epos müssen andere Mittel zur Anwendung kommen, um das Ohr nicht zu ermüden. Das Geheimnis des Milton'schen Versbaues liegt nun darin, dass er sich von dem Ideal des strengen zehnsilbigen Jambus möglichst weit entfernt. Jeder seiner Verse trägt zwar die ihm zukommende Bürde fünfmaliger, hervorgehobener Betonung, aber diese Bürde ist in den verschiedenen Versen sehr verschieden vertheilt. Mitunter nehmen zwei Silben die Stelle von einer ein, mitunter genügt eine Silbe, wo die Regel deren zwei erfordern würde. Dadurch wird die Möglichkeit gegeben, den Sinn dem Rhythmus anzupassen und bald den Eindruck einer spielenden Beschleunigung bald den einer bedeutungsvollen Zurückhaltung hervorzubringen. Zu diesen Mitteln der Tonmalerei kommen andere, die der Dichter mit nicht weniger feinem Gefühl angewandt hat, vor allem der weise Gebrauch der Alliteration und der Assonanz. — Es lässt sich allerdings nicht läugnen, dass die Behandlung des reimlosen Jambus im wiedergewonnenen Paradies hinter derjenigen im verlorenen Paradies zurücksteht. Hier erreicht die Milton'sche Verskunst ihre Höhe. Sie erhebt sich über die weichere, glattere Manier des Comus zu männlicher Kraft und Würde, ohne deshalb rauh und unmelodisch zu werden. In dem zweiten Epos dagegen scheint dem Dichter die Empfindung für die Wirkung des Metrums sehr wesentlich abhanden gekommen zu sein. Die eilfsilbigen Verse häufen sich im Uebermass, die Alliterationen und Assonanzen nehmen ab. Es ist, als wenn auch in diesem Punkte das Alter sich fühlbar machte, welches

stark sinnliche Mittel verschmähte. In noch höherem Masse gilt dies von der Versifikation des Dramas, mit dem die künstlerische Thätigkeit Milton's abschliesst⁽¹⁾.

Seiner poetischen Individualität würde ein unentbehrlicher Zug fehlen, wenn das wiedergewonnene Paradies das letzte Wort des Dichters geblieben wäre. Man erkennt allerdings in dieser Aeusserung seines Geistes die fromme Ergebenheit, die sittliche Hoheit und den Glauben an den Sieg des Guten, die sein Alter vor Verbitterung und Verzweiflung bewahrten. Aber man fühlt, dass noch etwas Unausgesprochenes in seiner Seele schlummert. Er konnte sich wohl über den Lauf der Welt zur Hoffnung auf bessere Zeiten erheben, aber er konnte sich nicht mit ihm versöhnen. Er durfte sich nicht damit begnügen die leidende Tugend zu preisen, deren Grösse in der Abwehr und Verneinung bestand, er lechzte nach einer befreienden, männlichen That. Der „sanfte Heiland“ mochte das Werk der Vergeltung dem göttlichen Vater überlassen, er war ein Mensch, ein Parteimann, mit Hass und Groll gegen die freudetrunkenen Sieger erfüllt, welche seine Ideale verhöhnten und auf dem Grabe seiner Hoffnungen ihre triumphirenden Tänze aufführten. Sein Schwanengesang wurde zum Fluch über ihre Herrschaft, zur Prophezeiung ihres Falles.

Die christliche Sanftmuth der evangelischen Erzählungen vertrug sich freilich sehr wenig mit einer solchen Stimmung. Der Dichter wandte sich daher zurück zum alten Testament, der unversieglichen Quelle puritanischer Leidenschaft, und fand in „der Geschichte Simson's, des Athleten“, den gewaltigen Stoff, aus dem er mit der Kraft eines Michel Angelo ein reckenhaftes Denkmal seines eigenen Schmerzes und Zornes herausschlug. Und so erschienen 1671 die beiden einander ergänzenden poetischen Zeugnisse des Puritanismus gemeinsam: das wiedergewonnene Paradies, ein Lobgesang des siegreichen Duldens, Simson, eine Verherrlichung der rächenden That. Vielleicht hatte der Dichter, um diese Zusammen-

stellung zu ermöglichen, darauf verzichtet, sein zweites Epos früher zum Abdruck zu bringen. Denn so viel darf man aus den Worten des Quäkers Ellwood entnehmen, dass es, wenn nicht früher, so doch jedenfalls vollendet wurde, als Milton nach der Pestzeit vom Lande in die Stadt zurückgekehrt war, und ohne Zweifel vollendet war, als das verlorene Paradies bekannt wurde. In den nächsten vier Jahren muss der Simson entstanden sein. Auch dieser Gegenstand hatte unter den dramatischen Entwürfen von Milton's Jugend eine Stelle gefunden, so zwar dass für ihn zwei verschiedene Tragödien in Aussicht genommen waren, deren eine das vierzehnte und funfzehnte, die andere das sechzehnte Kapitel des Buches der Richter umfassen sollte. Aber nichts spricht dafür, dass an die Ausführung dieser Idee schon in früherer Zeit Hand gelegt worden wäre. Gelegentlich wird einmal die Sage von Simson zu einem Vergleich in einer der kirchenpolitischen Schriften benutzt (s. o. II. 102). Besonderes Interesse für den Stoff tritt nicht hervor. Erst im Alter erweckte er eine natürliche Theilnahme, und die Dichtung erschien nun, als Anhang zu dem wiedergewonnenen Paradiese, wie ein Werk aus einem Gusse. Dies Mal scheint Milton selbst die Druckkosten übernommen und in einem Buchhändler, mit dem er sonst noch nicht in Verbindung getreten war, nur einen Agenten für den Vertrieb gewonnen zu haben⁽¹⁾.

Lassen wir zunächst den Inhalt des Werkes bei Seite, um seiner Form unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach langen Jahren wagte sich Milton wieder an eine dramatische Dichtung, von der er erst einmal, in dem Maskenspiele des Comus, eine Probe gegeben hatte. Seit dieser Zeit hatte, wenn nicht alles trügt, seine Beurtheilung der dramatischen Poesie eine Veränderung erlitten, die wie so vieles in der Entwicklungsgeschichte seiner Ideen auf Rechnung des mächtig erstarkenden Puritanismus zu setzen ist. Zwar gieng er keineswegs so weit, das Theater als solches zu verwerfen. Aber vergeblich sucht man in seinen Schriften eine Wiederholung der Ausdrücke, mit denen er einst die nationale Bühne gepriesen hatte. In seiner Schrift über das Wesen der Kirchen-

verfassung hatte er Gelegenheit genommen, sich über dramatische Dichtung auszusprechen. Aber es waren nicht mehr „der süsseste Shakespeare“ und „der gelehrte Ben Jonson“, die er als Muster aufführte, sondern die Tragödien des Sophokles und Euripides, wo nicht gar das „Pastoraldrama“, des hohen Liedes oder die „Scenen und Chöre“ der Apokalypse. Es kam die Zeit, in der das Theater ganz unterdrückt war, hierauf die Epoche des Rückschlags, in der es sich für den angethanen Zwang rächte und zum brauchbaren Hilfsmittel der zügellosen Reaktion herabsank. Für Milton war das ein Grund mehr, sich von der allgemein angenommenen Form abzuwenden.

Wieder stellte er sich in den schärfsten Gegensatz zu dem angesehensten Dichter des Tages, zu John Dryden. In seinem Essay über die dramatische Poesie (1668) hatte dieser u. a. die Ueberlegenheit des modernen über das antike Drama behauptet. Er hielt immer daran fest, dass das „Muster der Alten zu klein für die englische Tragödie“ sei. Milton im Gegentheile bestärkte sich immer mehr in der Ueberzeugung, dass die Form des antiken Dramas am höchsten stehe. Dieser Ueberzeugung gab er in einem kurzen Vorwort zum Simson „über diejenige Art dramatischer Poesie, die man Tragödie nennt,“ einen unverhohlenen Ausdruck. Er beginnt mit einer Vertheidigung der dramatischen Poesie überhaupt und beruft sich, wie schon in dem Motto seines Werkes, auf Aristoteles. Wenn er dann weiter eine Anzahl von Gewährsmännern herbeizieht, unter denen selbst der Apostel Paulus und Gregor von Nazianz nicht fehlen, so gemahnt das fast an eine der alten Vertheidigungen des Schauspiels aus den Tagen Elisabeth's. Er hält indess eine solche Vertheidigung für nöthig, weil die Tragödie zu seiner Zeit „bei vielen in Missachtung und sogar in Verruf gekommen sei“. Diese puritanische Verurtheilung erklärt er aus dem Verschulden der Dichter selbst, da sie „dem Ernst und der Würde der Tragödie komischen Stoff beimischen oder niedere und gemeine Personen in ihr auftreten lassen“. Ein derartiges Verfahren gilt „allen Verständigen als absurd und taktlos“. Es dient nur dazu, „auf

unerlaubte Weise die Gunst der grossen Masse zu gewinnen“. Hingegen giebt es ein anderes Ideal der Tragödie, das nicht der leiseste Vorwurf treffen kann. Es ist dasjenige der Alten, das Ideal, welches Aeschylus, Sophokles, Euripides zu verwirklichen gesucht haben, „die drei tragischen Dichter, die noch niemand sonst erreicht hat“. Es giebt „kein besseres Muster für irgend jemanden, der eine Tragödie zu schreiben unternimmt“. Ihnen will, nach dem Vorgang italienischer Dichter, auch Milton folgen. Er führt den alten Chor wieder ein, ohne diese Neuerung mit der Ausführlichkeit zu rechtfertigen, wie Schiller es im Vorwort zur Braut von Messina versucht hat. Die Zahl der handelnden Personen ist wie im griechischen Trauerspiel äusserst beschränkt. Wie hier ist dem „Boten“ die Aufgabe zugewiesen, über die Katastrophe, die sich dem Auge des Zuschauers entzieht, ausführlich Bericht zu erstatten. Der Schauplatz bleibt von Anfang bis zu Ende derselbe. Die Handlung spielt sich „nach alter Regel und den besten Mustern“ in vierundzwanzig Stunden ab. Unwillkürlich fühlt man sich mitunter an den gefesselten Prometheus, mitunter an den Oedipus oder Philoktetes gemahnt. —

Man braucht nicht zu sagen, dass Milton einen Weg betrat, auf dem er vereinsamt bleiben musste. Empört über die theatralischen Erscheinungen des Tages, sprach er ein Verdammungsurtheil aus, das zwischen der eingebürgerten Kunstform und ihren Auswüchsen keinen Unterschied machte, und vor welchem Shakespeare so wenig bestehn konnte wie irgend einer der Dramatiker der Restauration. Auch hat er selbst sich nicht darüber getäuscht, dass seine Stimme kein Echo finden werde. Er hatte, wie er sagt, sein Werk „niemals für die Bühne bestimmt“ und daher auch jede Eintheilung in Akte oder Scenen unterlassen. Bei alledem war es ein glücklicher Griff, dem biblischen Stoffe die Form des antiken Dramas zu geben. Wurde er damit auch der Bühne entzogen, so blieb ihm jene religiöse Weihe bewahrt, die sich auf keine bessere Weise erhalten liess. Und unverloren ist das Werk auch in dieser Gestalt der Nachwelt nicht gewesen. Der Mund des Schauspielers hat Milton's Dichtung freilich nicht zum Gemeingut

gemacht. Aber in Händel's majestätischen Tönen hat sie ein unvergängliches Dasein gewonnen.

Fasst man den Inhalt des Simson in's Auge, so hat man ausser den vier bezüglichen Kapiteln des Buches der Richter kaum eine andere Stelle des alten Testaments als Quelle des Trauerspiels heranzuziehn. Mit demselben poetischen Takt wie in den beiden Epen sucht Milton den biblischen Stoff auszunutzen und durch glücklich angebrachte Motive zu beleben. Der letzte Tag Simson's schliesst die ganze Handlung ein. Nur durch Rückblicke wird seine grosse Vergangenheit beleuchtet, und der historische Hintergrund erhellt. Es ist der Tag, an dem die Philister ihrem Götzen Dagon ein Fest feiern und dem blinden, zu niederer Sklavenarbeit verurtheilten Helden gestatten in frischer Luft zu rasten. Er wird zu einer Ruhebänk geleitet und bejammert sein schweres Loos, dessen gedenkend, „was er einst war und was er nun ist“.

Am lautesten erschallt seine Klage über die Blindheit:

Blind unter Feinden — ach ein härter Weh
 Als Ketten, Kerker, Armuth, Alters Druck.
 Das Licht, das erste Gotteswerk, erlosch
 Für mich, mir bleibt kein Quell des Trostes mehr . . .
 Oh Dunkel, Dunkel, Dunkel bei dem Glanz
 Des Mittags, ew'ge dichte Nacht und nie
 Die Hoffnung neuen Tag's!
 Du erstgeschaffner Strahl, du grosses Wort:
 „Es werde Licht, und Licht ward überall“
 Wie bin ich deines Segens so beraubt?
 Schwarz ist die Sonne mir
 Und schweigend wie der Mond,
 Wenn er die Nacht verlässt,
 In seiner finstren Höhle still versteckt.
 Da Licht dem Leben so nothwendig ist,
 Das Leben selbst ist, wenn es wahr, dass Licht
 Auch in der Seele wohnt,
 Und diese allen Theilen gleich gehört,
 Warum ward auf des Auges zarten Ball,
 So leicht getroffen und so schnell zerstört,
 Von der Natur die Kraft des Sehns beschränkt?
 Warum lässt sie es nicht wie das Gefühl
 Durch alle Poren gleicher Weise strömen? . . .

Der Chor tritt auf, eine Schaar der Landsleute und Freunde Simson's, um ihn zu trösten. Sein alter Vater Manoa erscheint zu gleichem Zweck. Er will versuchen ihn durch Zahlung eines Lösegeldes zu befreien und entfernt sich um seine Bemühungen fortzusetzen. Nach einem tiefsinnigen Chorgesang über den Wechsel des menschlichen Schicksals naht Delila, Simson's Weib, um seine Verzeihung zu erflehn. Ein Zwiegespräch voll Schärfe und Leidenschaft führt keine Versöhnung herbei. Nach dem Abgang Delila's spricht sich der Chor in einer Weise über die Ehe und das Verhältniß von Mann und Frau aus, die Milton's eigene Meinung wieder spiegelt⁽¹⁾:

Gottes heilige Gesetzesrollen
 Geben dem Manne Herrschermacht
 Ueber die Frau. Drum halte er Wacht,
 Dass er sie zügeln durch strenges Wollen,
 Möge sie schmeicheln, möge sie schmollen;
 Sonst bezwingt sie ihn, eh' er's gedacht.

Der Riese Harapha von Gath, der hierauf vor Simson tritt, ist eine Zuthat Milton's, dem zweiten Buche Samuelis (Kap. 21) entlehnt. Der Riese hat grosse Worte, aber er wagt nicht den angebotenen Kampf anzunehmen. Seine spöttischen Reden haben nur dazu gedient, das alte Kraftgefühl in dem blinden Helden zu wecken, und die Zustimmung des Chores hebt ihn noch mehr. Ein Bote fordert von ihm im Namen seiner „Lords“, zu Ehren Dagon's auf dem Festplatz eine Probe seiner Kraft zu geben, ein Anschlag, den ohne Zweifel der beleidigte Riese eingegeben hatte. Simson weigert sich unter „Athleten, Kunstreitern, Taschenspielern, Tänzern und Komödianten“ aufzutreten. Es bedarf des Zuredens des Chores und neuer energischer Mahnung des Boten, um ihn zum Gehen zu bewegen. Er geht, das Herz von heroischen Entschlüssen erfüllt. Eine Ahnung sagt ihm, dass dieser Tag durch eine grosse That bezeichnet oder der letzte seines Lebens sein werde. Manoa kehrt zurück und macht den Chor zum Vertrauten seiner frohen Hoffnungen. Während ihres Gespräches erschallt ein brausender Lärm, es ist der Beifall des Volkes, das Simson's Kraftentfaltung zu-

jauchzt. Sie sprechen weiter, da lässt sich ein neues, furchtbareres Getöse hören, „ein allgemeiner Seufzer, als wär' ein ganzes Volk dahingestorben“. Verstört und athemlos kommt ein Hebräer gelaufen, welcher dem Ruin entronnen ist. Er sagt das Schlimmste zuerst: Simson ist todt, durch eigene Hand gefällt, aber in seinem Sturze hat er seine Feinde begraben. Erst darauf sammelt er sich zu einer gedrängten Schilderung des Herganges, die es mit jedem antiken Musterstück der Art aufnehmen kann⁽¹⁾. Die Hörer geben ihren Gefühlen lebhaften Ausdruck, Manoa, gefasst und erhoben, fordert zu einer grossartigen Leichenfeier auf, und der Chor mit seiner Hindeutung auf die Weisheit des Höchsten schliesst das Ganze würdig ab.

Auch in dieser Dichtung springen einige Mängel sofort in die Augen. Man hat nicht ohne Grund in den einzelnen aneinandergereihten Scenen jede dramatische Steigerung vermisst. Man hat auch hier die Vordringlichkeit der Milton'schen Gelehrsamkeit bemerkt. Simson spricht von „verzauberten Bechern und lockendem Gesang“, als wären ihm die Mythen von Circe und den Sirenen bekannt. Der Chor der Hebräer vergleicht die Tugend mit dem „Vogel, der aus seiner Asche ersteht“, als wäre ihm die Sage vom Phönix gegenwärtig. Wortspiele und Bilder, welche an die Künsteleien der Donne'schen Schule erinnern, drängen sich ein. Aber nicht leicht wird jemand Milton's Tragödie aus der Hand legen, ohne von ihrer einfachen Grösse ergriffen worden zu sein. Die Charaktere werden klar und bestimmt durchgeführt. Die Sprache ist von natürlicher Würde und Hoheit. In den Chorgesängen zeigt sich zwar ein bedenklicher Mangel des freien, lyrischen Schwunges, desto besser wird der Ton reflektirender Theilnahme getroffen, die sich zu allgemeinen Betrachtungen erhebt. Die Verflechtung des Chores in den Dialog erscheint keineswegs, wie man befürchten sollte, als ein trauriger Nothbehelf. Allerdings hat Milton die lyrische Bedeutung des Chores noch auf andere Weise abgeschwächt. Er verzichtete auf die Theilung in Strophe, Antistrophe und Epode, weil, wie er im Vorworte zu seiner Tragödie sagt, seine

Chöre gar nicht auf den Gesang berechnet waren. Dafür entschloss er, sich hie und da den Reim anzubringen, dem er noch kurz zuvor auf einem anderen Felde den Krieg erklärt hatte.

Den grössten Reiz erhält das Werk durch seine beständig merklichen Beziehungen auf die Schicksale und auf die Persönlichkeit des Dichters. Man fühlt es, dass er mit dem Blute seines Herzens und mit dem Saft seiner Nerven schreibt. Wie Simson, so war auch er ein starker Held gewesen im Kampfe für eine verlorene Sache. Wie Simson, so war auch er zum Spott seiner Feinde geworden, der Philister der Revolution. Auch er hatte immer wie ein „Verlobter Gottes“ Enthaltensamkeit geübt und den Wahn der anderen nicht getheilt, dass „Wein und starkes Getränke“ besondere Kraft gebe. Auch ihn hatte einst ein Weib aus feindlichem Lager umstrickt, und der Missgriff hatte ihm die schönsten Jahre des Lebens verbittert. Endlich die elende Nacht der Blindheit war ihm gemein mit dem alttestamentarischen Heroen. Simson spricht es aus, aber es gab Momente, in denen Milton es ihm nachempfand:

Ich fühl' es, wie das Leben in mir sinkt,
Verwelkt ist all mein Hoffen, die Natur
Erschlafft in mir, wie müde ihrer selbst.
Die Bahn des Ruhms, der Schande lief ich durch,
Bei denen bin ich bald, die friedlich ruhn.

Und nicht bloss die Betrachtung seines persönlichen Schicksals legte dem Dichter einen Vergleich nahe. Der allgemeine historisch-politische Hintergrund, von dem sich die Gestalt seines Helden abhob, machte sein Werk zu einem ernsten Denkmal seiner eigenen Zeit. Wenn Simson die Häupter Israels schilt, welche „die grossen Thaten der Befreiung missachteten, die Gott durch ihn vollführt hatte“, wem sollten nicht die Mahnungen einfallen, die der Gegner des Salmasius ehemals an seine Landsleute gerichtet hatte? Schmerzbewegt ruft er aus:

Wie oft geschieht's, dass ein entartet Volk
Durch seine Laster bald zum Sklaven wird,

Die Fesseln höher als die Freiheit schätzt,
Höher als schlichte Freiheit goldne Fesseln.
Dann schleudern sie Verleumdung, Argwohn, Neid
Auf ihn, den Gottes hohe Gunst erweckt,
Sie zu befrei'n. Bleibt er der Fahne treu,
So lassen sie den Muthigen im Stich
Und häufen Undank auf die wackre That.

Er gedenkt der „ungerechten Tribunale“, des feindlichen Schwertes der Abgöttischen, das die „Leichen der Erwählten den Hunden und Vögeln zum Frass giebt“, und man hört den trauernden Freund der Cromwell, Bradshaw und Vane reden. Er schildert die verschiedenen Klassen der Sieger, die „stolzen und racheschnaubenden Verehrer Dagon's und seiner Priesterschaft“, die Gewinnsüchtigen, welche für ihren Privatvortheil „Gott und den Staat zu verschachern bereit sind“, die Milderer, die sich mit einem Lösegeld begnügen wollen, und man fühlt durch, dass er die Männer der Hochkirche und der Kavalierpartei nach dem Leben abzeichnet. Diese Erinnerungen an Selbsterlebtes verstärken den melancholischen Hauch, der über das ganze Drama ausgebreitet ist. Aber sie erscheinen verbunden mit dem stolzen Gefühle siegesfreudiger Zuversicht. „Der ganze Kampf ist zwischen Gott und Dagon“ ruft Simson aus, und Milton ruft es mit ihm. Er weiss, dass der Sieg bei Gott verbleiben wird, bei dem Gotte, in dessen Namen die edelsten Söhne des Puritanismus ihr Banner erhoben hatten. — Er hat die zweite glorreiche Revolution nicht mehr erlebt, aber weissagend schildert er, wie sie gleich dem erstarkten Helden an den Säulen der stuartischen Herrschaft rütteln und den gleissenden Bau der Restauration in Trümmer legen werde.

In dieser Gestalt des zürnenden Propheten sollten die folgenden Geschlechter das Bild des blinden Dichters festhalten.

Fünftes Kapitel.

Abschluss der gelehrten Arbeiten.

Im Gedächtnis der Nachwelt wird Milton immer vorzugsweise als Schöpfer jener drei grossartigen Dichtungen fortleben, deren Hervorbringung ihm eine unfreiwillige Musse nach der Wiederherstellung des Königthums ermöglichte. Ihm selbst galt die Arbeit des Lebens damit nur als zur Hälfte gethan. Mit dem Dichter Milton hatte, nicht eben zu dessen Vorthail, der Gelehrte Milton von jeher gewetteifert. Als er sich einst, um den Tageskämpfen nicht vom sicheren Ufer aus zuzuschauen, „auf der stürmischen See lärmenden und groben Gezänkes eingeschifft hatte“, waren es doch nicht bloss poetische Träume seiner „ruhigen und lieblichen Einsamkeit“ gewesen, aus denen er sich hatte losreissen müssen. Er hatte zugleich jene ernsten und nüchternen Studien einzuschränken gehabt, die, ohne Rücksicht auf obwaltende Streitigkeiten betrieben, ihren Lohn lediglich in sich selbst trugen. Doch waren diese rein wissenschaftlichen Bestrebungen deshalb keineswegs ganz in Vergessenheit gerathen. Drei grosse Arbeiten gelehrten Charakters waren in Angriff genommen worden und zum Theil schon ziemlich weit vorgerückt, als der Eintritt in den Staatsdienst eine neue Unterbrechung herbeiführte. Der Verlust des Augenlichtes musste die Vollendung jener Aufgaben noch mehr verzögern. Erst nach langen Jahren ward es möglich, wenigstens einige jener

Werke zu einem gewissen Abschluss zu bringen und ihnen ein paar kleinere Erzeugnisse des Gelehrtenfleisses hinzuzufügen.

Unter jenen schon längst begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten hatten sich die Vorbereitungen zur Herstellung eines lateinischen Wörterbuches befunden. Es gehört zu den scheinbaren Widersprüchen im Genius Milton's, dass er, dessen Phantasie Himmel, Hölle und Erde zu umspannen wagte, sich in der peinlichen Sorgfalt des Excerpirens und Kompilirens gefiel. Wie er sich mehrere wohlgeordnete Sammlungen von Lesefrüchten in besonderen Heften anlegte, deren eines erst kürzlich zum Vorschein gekommen ist, so wünschte er seine umfassende Kenntniss der römischen Literatur in einer praktischen Weise, die den höchsten Beifall Hartlib's und Comenius' gefunden haben würde, weiter zu verwerthen. Bemühungen dieser Art mussten, nachdem er erblindet war, eine schwer zu überwindende Schranke finden. So begreift man es, dass die Vollendung jenes lexikalischen Unternehmens am ehesten unmöglich wurde. Nach Phillip's Bericht fuhr er zwar „fast bis zu seinem Todestage mit den Sammlungen aus seiner Lektüre fort“, die zur Herausgabe eines „neuen thesaurus linguae latinae nach der Art des Stephanus“ dienen sollten. Allein die bezüglichen Papiere fanden sich nach seinem Tode „in einem so verwirrten und mangelhaften Zustande vor, dass sie als unbrauchbar für den Druck erschienen“. Sie sind indessen doch nicht ganz werthlos geblieben. „Was von ihnen vorhanden war“, fährt Phillips fort, „wurde für ein anderes Wörterbuch benutzt“, und in der That erklären die Herausgeber des sg. Cambridge-Wörterbuchs von 1693, die sich enge an Adam Littleton's Wörterbuch von 1678 anschlossen, wie dieser selbst, in der Vorrede, dass sie „drei grosse Manuskriptbände in Folio, alphabetisch geordnet und von dem gelehrten John Milton angefertigt“, hätten ausbeuten können⁽¹⁾. Es ist vermuthet worden, dass Edward Phillips selbst diese Papiere aus dem Nachlasse seines Oheims bereitwillig zur Verfügung gestellt habe. Jedenfalls scheinen sie sich eine Zeit lang in seiner Hand befunden zu

haben. Auch mögen sie ihm für eigene Veröffentlichungen, ein „Enchiridion“ und ein „speculum linguae latinae“ (1684), zu gute gekommen sein⁽¹⁾.

Ein genügendes Wörterbuch war nicht das einzige Hilfsmittel zur Erleichterung der lateinischen Studien, auf dessen Zurüstung Milton Mühe und Zeit verwandt hat,

Seit lange hatte ihn die Frage, auf welche Weise die lateinische Sprache am leichtesten erlernt werden könnte, lebhaft beschäftigt. In seiner Jugend mit Lily's veralteter Grammatik aufgezogen, musste er das Bedürfnis eines neueren Lehrmittels bei seiner eigenen pädagogischen Thätigkeit häufig empfinden. Durch die Bestrebungen des Comenius wurde er angeregt, sich mit diesem Thema weiter zu beschäftigen. Während er auf Hartlib's Wunsch seine Ideen über die Erziehung entwickelte, tauchte es auf's neue vor ihm auf, und Hartlib selbst hatte es ein Jahrzehnt danach auf seine Art behandelt. Im Jahre 1669 fasste Milton die Ergebnisse seines Nachdenkens in einer kurzen englisch geschriebenen Grammatik zusammen⁽²⁾. In einem Vorwort an den Leser bemerkt er, wie seit lange, nicht ohne Ursache, darüber geklat worden sei, „dass mit einer noch dazu sehr mittelmässigen Erlernung der lateinischen Sprache der zehnte Theil eines Menschenlebens daraufgehe“. Eine Hauptursache davon scheint ihm darin zu liegen, dass die Anfangsgründe, wie die höhere Grammatik, gesondert und gleich in lateinischer Sprache gelehrt werden, noch ehe die Schüler diese verstehn. Milton's Reform, und er schmeichelt sich in der That, wie er sie einführt, der erste zu sein, besteht also darin, dass er die elementaren und höheren Theile der Grammatik verbindet und zwar in englischer Sprache. „Was Buchstaben und Silben betrifft“, so ist das darüber zu Sagende weggeblieben, da es „vorher und mit geringen Abweichungen aus der englischen Fibel gelernt sein wird, und da sich doch nur wenige werden übereden lassen, das Lateinische anders auszusprechen wie ihr eigenes Englisch.“ Anderes, wie Unregelmässigkeiten von Deklination, Geschlecht, Konstruktion ist absichtlich ausgelassen, um nicht das Büchlein „durch

Kataloge zu überbürden“ und „die Reihenfolge der Regeln zu oft zu unterbrechen“. Ein „Wörterbuch mit guten Belegstellen“ scheint Milton für diesen Zweck besser zu dienen. Er tadelt trotz aller sonstigen Anerkennung an seinem Vorgänger Linacre, der eine lateinische Elementargrammatik in englischer Sprache für die Prinzessin Maria, Heinrichs VIII. Tochter, geschrieben hatte, dass er anderer Meinung gewesen sei. — Man sieht, das vornehmste Bestreben Milton's war darauf gerichtet, einen möglichst praktischen Leitfaden herzustellen, nicht nur für den Unterricht Jüngerer, sondern auch zur Selbstbelehrung Aelterer. Es hat wiederum etwas Rührendes, zu bemerken, wie er dem nützlichen Zweck zu Gefallen minder bedeutenden Aufgaben seine Kraft zuwandte.

Ein Werk von bei weitem grösserer Wichtigkeit, ja ohne Zweifel eines der interessantesten, das der Reihe seiner prosaischen Schriften angehört, liess er ein Jahr darauf erscheinen. Es ist die „Geschichte Britanniens, vorzüglich desjenigen Theiles, der heute England genannt wird, von den ersten sagenhaften Anfängen bis zur normannischen Eroberung“⁽¹⁾. Das Buch war von einem Bilde des zweiundsechzigjährigen Autors begleitet, welches der berühmte Kupferstecher William Faithorne nach dem Leben angefertigt hatte. Dies war die zweite jener grossen Arbeiten, die schon seit Jahren begonnen, in ihrer Fortführung aber oft genug unterbrochen worden waren. Vier Bücher waren vollendet gewesen, als Milton dem Rufe des republikanischen Staatsrathes folgte. Zwei weitere Bücher traten im Laufe der Zeit hinzu, und der Aufschub der Veröffentlichung konnte der Ausfeilung des Ganzen nur zu statten kommen. Ursprünglich war der Plan des Werkes noch grossartiger gewesen. Es sollte die vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten an „bis auf die Gegenwart“ umfassen. Allein der Erblindete war der Lösung einer solchen Riesenaufgabe nicht mehr gewachsen. Auch so indess ist seine Leistung, beschränkt auf einen kleineren Umfang, aller Achtung werth.

Während der Revolution war in politischen Schriften häufig eine entschiedene Hinneigung zu den vornormannischen

Zeiten hervorgetreten. Die bekämpften Zustände waren nicht selten in künstlicher Weise auf die Feudalmonarchie, als ihre hauptsächlichste Ursache, zurückgeführt worden⁽¹⁾. Milton, der geistige Vorkämpfer jener Revolution, war der erste, welcher eine ausführliche und wohlgeordnete Geschichte der früheren überlaut gepriesenen Epoche in der Muttersprache zu schreiben den Muth fand. Freilich hat erst anderthalb Jahrhunderte später das Zusammenwirken von Alterthumskunde, Sprachforschung und Rechtswissenschaft ein richtiges Verständnis jener dunklen Zeiten erschlossen. Allein schon die Kühnheit, mit der sich Milton nach seiner Art einen Weg durch das Dickicht der Ueberlieferung zu brechen suchte, würde ihm für immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der englischen Historiographie sichern, auch wenn seine Arbeit nicht noch durch andere Vorzüge ausgezeichnet wäre.

Allerdings wird man zunächst einen leisen Zweifel an der Befähigung des Schriftstellers für die Lösung seiner Aufgabe nicht unterdrücken können. Man hat Milton mitunter den historischen Sinn ganz abgesprochen. Niemand wird läugnen, dass die Art seines literarischen Eingreifens in die bewegenden Fragen des Tages Gründe genug für die Abgabe dieses Urtheils liefert. Mit schonungslosem Radikalismus hatte er mehr als einmal für einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit gesprochen. Der abstrakten Idee, nach der er die Dinge in Kirche und Staat umgestaltet wissen wollte, sollte sich der vorhandene spröde Stoff wohl oder übel fügen. Oft schien er dem Baumeister zu gleichen, der sich daran genügen lässt, einen kühnen Riss zu entwerfen, ohne sich zu fragen, ob er Hände und Steine zu seiner Ausführung finden werde. Allein er hatte doch auch niemals das Bedürfnis verläugnet, seine Theorieen durch den Hinweis auf geschichtliche Vorgänge zu stützen. Er hatte, wenn auch oft genug gewaltsam, den Zustand, den die Revolution geschaffen, an einen früheren Zustand der Nation anzuknüpfen gesucht. Seine Kenntniss ihrer historischen und rechtshistorischen Denkmäler war beinahe auf jeder Seite seiner Schriften hervorgetreten. Dazu kam, dass das Studium der heimischen Vor-

zeit für ihn noch einen besonderen Zweck hatte. Lange Zeit von dem Gedanken erfüllt, den sagenhaften und geschichtlichen Schatz der nationalen Vergangenheit in epischer oder dramatischer Form poetisch zu verwerthen, hatte er sich die Mühe nicht verdriessen lassen, sich mit den Quellen der älteren englischen Geschichte genau bekannt zu machen. In jener Liste dichterischer Entwürfe, die er bald nach der Rückkehr aus Italien angelegt zu haben scheint, war eine ganze Anzahl ihm wohlbekannter Autoritäten angeführt. Die grossen Sammlungen der englischen Chronisten von Parker, Savile und vor allem von William Camden waren ihm zugänglich. Ein erster Abdruck der angelsächsischen Chronik, der ihm sehr zu statten kommen musste, war wenige Jahre, ehe er ernstlich Hand an sein Werk legte, erfolgt. Die Bekanntschaft mit Franz Junius konnte dazu dienen, ihn über die Zustände der angelsächsischen Epoche mannichfach zu belehren. Von Arbeiten über die schottische und dänische Geschichte waren ihm wenigstens solche allgemeinen Charakters, wie diejenigen von Buchanan und Pontanus nicht fremd. Mit den Autoren des klassischen Alterthums endlich, von denen namentlich Cäsar und Tacitus für ihn in Betracht kamen, war er seit seiner Jugend vertraut. Es war mit einem Worte kein kleines Material, dessen er sich zu bemächtigen gewusst hatte, und die genaue Angabe der Belegstellen konnte die Zuverlässigkeit des Geschichtsschreibers verbürgen.

Indessen ohne kritische Sichtung wäre für den Erzähler die Fülle des Stoffes eher vom Uebel als vom Guten gewesen. Heutige Leser von billigem Urtheil, die sich hüten, den Massstab der Gegenwart an Milton's Leistung zu legen, werden finden, dass er auch in dieser Beziehung sich seiner Aufgabe wohl gewachsen zeigte. Man darf sagen, dass ihm der erste Grundsatz historischer Forschung, möglichst auf die gleichzeitigen Quellen zurückzugehen, unwiderruflich feststeht. Er scheidet ohne Schonung vieles aus der beglaubigten Ueberlieferung aus, was er als „absurde Erfindung“, als „grossartige Fabel“ kennzeichnet, ohne deshalb läugnen zu wollen, dass man „oft in Erzählungen, die als fabelhaft gegolten haben,

später Spuren und Reste von etwas Wahrem erkannt hat“. Ueber den sehr verschiedenen Werth der Quellen giebt er sich keiner Täuschung hin. Mehr als einmal äussert sich sein Urtheil in harten Worten. So wohl ihm ist, wenn er sich auf Gewährsmänner der griechisch-römischen Kultur berufen kann, so gerne er sich der Führung eines Baeda anvertraut, so heftig sträubt sich sein kritischer und protestantischer Sinn gegen eine gewisse „Sorte“ von mittelalterlichen Autoren. Sie stehen zwar oft „den Dingen, die sie beschreiben, nahe genug, da sie sich in ihrem Vaterlande ereignen. Der Zeit nach sind sie von den Ereignissen nicht gar weit entfernt, einige gehören sogar derselben Epoche an. Aber sie sind barbarisch in ihrer Sprache, unzuverlässig, wenn es sich um politische Angelegenheiten handelt, Lobredner dessen, was sie die heilige Kirche nennen, womit sie in Wahrheit sich selbst meinen, in Betreff der meisten anderen Fragen der Religion blind, dumm und abergläubisch: mit einem Worte Mönche“. Es widersteht ihm, „ihre Legenden für gute Geschichte anzunehmen“. Er erklärt, dass, „um einen Band schnell mit solchem Bettel zu füllen, nur zwei Dinge, Musse und Glauben, beim Schreiber wie beim Leser vorauszusetzen wären“. Die angelsächsischen Annalen schätzt er hoch als „Hauptquelle“ der nationalen Geschichte, als „Grundlage, die den späteren Mönchen für ihre Glossen und Kommentare gedient hat“ (S. 202). Allein „der Gedanke erscheint ihm qualvoll“, alle die „Bände eines Florenz von Worcester, Roger von Hoveden, Matthäus von Westminster und vieler anderer von geringerem Ruf mit allen ihren Mönchereien durchlesen zu müssen“. Findet Wilhelm von Malmesbury, „was den Stil und das Urtheil anbetrifft“, noch eher Gnade vor seinen Augen, so kennt sein Spott und sein Unwille keine Grenzen, wenn er auf die „Fabeleien“ Gottfried's von Monmouth zu sprechen kommt. Aber auch modernen Geschichtsschreibern weist er einzelne Irrthümer nach. Buchanan muss sich von ihm sagen lassen, dass „die angeborene Eitelkeit von solchen, die ohne Recht Historiker genannt werden, oder das Bestreben, die eigene Nation wahrheitswidrig zu preisen“, oft dazu führe, „ohne

weiteres zu erfinden, was dazu dienlich scheine, das Geschichtswerk zu schmücken oder den vaterländischen Ruhm zu erhöhen“ (S. 104).

Man sollte wünschen, dass die Kritik Milton's sich hie und da nicht bloss auf eine bequeme Negative beschränkt hätte. Nicht selten kehren Bemerkungen wieder, wie die, „er wolle über Ungewissheiten nicht länger streiten“, es „habe keinen Zweck, die verschiedenen Königsgenealogieen abzuschreiben und sein Buch mit barbarischen Namen anzufüllen“. Er überlässt es häufig dem Leser, sich selbst ein Urtheil zu bilden und begnügt sich, die verschiedenen einander widersprechenden Ueberlieferungen neben einander zu stellen. Noch öfter hält er es für erlaubt, einzelne Ereignisse ganz zu übergehen, deren wirkliches Geschehen ihm nicht hinlänglich begründet erscheint. Es ist indessen zu bedenken, von welchem Gesichtspunkt aus er seine Arbeit unternommen und auf welchen Leserkreis er sie berechnet hatte. An mehr als einer Stelle betont er den populären Charakter seines Werkes. Es sollte nicht Untersuchungen bieten, sondern die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassen. Mochten immerhin streitige Fragen den „Erforschern der Antiquitäten“ vorbehalten bleiben, ihm kam es auf eine „kurze und glatte“ Darstellung an, die man „bis dahin am meisten entbehrt habe“. Eben deshalb gönnt er, immer mit kritischen Vorbehalten, auch den „verrufenen Fabeln“, die nun einmal Eigenthum des Volksbewusstseins geworden waren, Aufnahme. Er gönnt sie ihnen, „wäre es auch nur zu Gunsten der englischen Poeten und Rhetoren, die ihrer Kunst gemäss wohl wissen werden, sie mit Verstand auszunutzen“⁽¹⁾. So wird vor allem die Artussage, die ihn schon früher als poetischer Gegenstand gefesselt hatte, in ihren Grundzügen mitgetheilt, wennschon es ungewiss bleibt, „wer Arthur war, und ob überhaupt jemals ein solcher in Britannien regiert hat“. Von den bedeutenden historischen Persönlichkeiten steht ihm, wie man denken kann, keine höher als die Alfred's des Grossen. Auch mit diesem hatte sich seine dichterische Phantasie einst lebhaft beschäftigt. In den Blättern seines Geschichtswerkes

setzte er ihm nun ein Denkmal. Er galt ihm offenbar als der edelste Vertreter des rein germanischen Staatsgedankens, während er die normannische Feudalmonarchie als das „Joch des fremden Eroberers“ betrachtete.

Das bisher Gesagte bezieht sich ausschliesslich auf den Inhalt der „Geschichte Englands“, allein um ihre Bedeutung vollkommen zu würdigen, wird man auch ihre Form in's Auge fassen müssen. Milton hatte einst in einem Privatbriefe seine Gedanken über historischen Stil in Kürze ausgesprochen. Er setzte beim Geschichtsschreiber Gesinnungen und Kenntnisse voraus, die der Bedeutung seines Gegenstandes angemessen wären. Er forderte eine „reine und ungeschminkte, klare und würdige Darstellung“. Auf besonderen Schmuck derselben legte er weniger Gewicht. „Denn“, dies hatte er hinzugefügt, ich frage einem Historiker nach, nicht einem Redner. Ich bin kein Freund häufiger Betrachtungen und weitläufiger Urtheile über das Geschehene, weil der Faden der Erzählung dadurch unterbrochen wird, und der Historiker damit dem Politiker in's Amt greift.“ Von allen Geschichtsschreibern lateinischer Sprache erkannte er dem Salust den Preis zu, und selbst Tacitus schien ihm keines höheren Lobes würdig zu sein, als dass er sich bestrebt habe, „mit allen Kräften den Salust nachzuahmen“. Bei diesem fand er alle seine Anforderungen erfüllt, vorzüglich jene Fähigkeit, „mit wenig Worten viel zu sagen“, die sich niemand „ohne den feinsten Takt und eine gewisse Mässigung“ zu eigen machen könne⁽¹⁾. Dieses historiographische Ideal vor Augen, befleissigte er sich, ihm nachzueifern, ohne deshalb zum sklavischen Kopisten zu werden. Seine Sprache ist einfach und nüchtern. Die Sätze sind gedankenreich, mitunter gedrungen. Bilder und Vergleiche werden verschmäht, ebenso „wohlgesetzte Reden, wie sie einige Historiker, um die Nachwelt zu täuschen, erfunden haben“. Nur selten erhebt sich die Darstellung zu höherem Schwunge, wie in der Einleitung zum zweiten Buche, die dem Preise der griechisch-römischen Kultur gilt.

Mit den bezeichneten stilistischen Eigenthümlichkeiten verbinden sich andere, welche in diesem prosaischen Werke

Milton's nicht zuerst, aber nur in wenigen der früheren mit gleicher Stärke auftreten.

Es ist schon von den Latinismen die Rede gewesen, die mit immer steigendem Umfange in die Gedichte Milton's eindrangen. Seine englischen Schriften in ungebundener Rede haben dasselbe Schicksal gehabt. Auch sie erscheinen von den Eigenthümlichkeiten des lateinischen Idioms durchtränkt, und die grosse geschichtliche Arbeit nimmt an dieser Manier einen stärkeren Antheil als irgend eine andere. Noch hatte sich eine gleichmässige englische Prosa nicht gebildet, aber dass man ein durchsichtiges, ja sogar ein anmuthiges Englisch schreiben könne, wurde der Nachwelt durch manches Memoirenwerk, durch Cowley und selbst durch Clarendon hinlänglich bewiesen. Dagegen die vaterländische Geschichte Milton's obwohl für einen weiten Leserkreis bestimmt, glänzte nicht in dem leichten, gefälligen Gewande, das die Massen entzückt und einem Schriftsteller die grösste Volksthümlichkeit sichert. Sie liess auf jeder Seite den genauen Kenner des antiken Stiles durchblicken und stellte Forderungen an die Denkweise der Leser, welche nur in einem beschränkten Kreise derselben erfüllt werden konnten.

Es wäre möglich, die Bemerkungen über Milton's englische Geschichte hiermit abzuschliessen, wenn sie der Kritik nicht noch eine sehr beachtenswerthe Seite darböte. Er hatte allerdings seine Abneigung gegen „häufige Betrachtungen und weitläufige Urtheile“ in einer historischen Arbeit ausgesprochen, allein man darf nicht glauben, dass deshalb seine Persönlichkeit hinter der reinen Erzählung ganz zurücktrete. Im Gegentheile hat er sich keineswegs enthalten, kurze Anspielungen auf neuere Ereignisse, gelegentliche Parallelen und moralische Aussprüche anzubringen. Von einem Manne, der einen so regen Antheil an der Politik genommen hatte, war es kaum anders zu erwarten, als dass er die Vergangenheit wie einen Spiegel für die Gegenwart betrachtete. Die Absicht, aus den früheren Schicksalen der Nation eine patriotische Nutzenanwendung für das lebende Geschlecht zu ziehen, bricht oft genug durch. In diesem Sinne mag man das wissenschaft-

liche Unternehmen Milton's nicht völlig von dem Vorwurfe der Tendenz freisprechen. — Er leitete sein fünftes Buch mit der Bemerkung ein: „Wenn Gottes Rathschlüsse einem sündigen Volke die Knechtschaft zugebracht haben, als den einzigen Zustand, der seinen Lastern angemessen ist, so sind alle Verfassungsformen gleich unfähig, dies zu vermeiden“. Er knüpfte an eine Schilderung König Cnut's die Sentenz an: „Es ist eine Lieblingsgewohnheit vieler Grossen, erst dann ihre Gewaltsamkeiten aufzugeben, wenn sie das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht haben, und zu glauben, Gott versöhnen zu können, indem sie ihn mit einem Stück der Beute abfinden“. Noch deutlicheren Bezug auf zeitgenössische Vorgänge hatte es, wenn er die frühere „Harmlosigkeit“ der Irländer mit dem Charakter ihrer Nachkommenschaft „heutigen Tages“ in Gegensatz stellte, oder wenn er dem „Heiden Penda“, der „das Anhören des Evangeliums in seinem Reich nicht verhindert habe“, vor „vielen angeblichen Christen seiner und der modernen Zeit“ den Vorzug gab. Gänzlich liess er sodann die Maske fallen, indem er gelegentlich den „Presbyterianern unseres Zeitalters“ einen Hieb versetzte, die sehr verschieden von gewissen Geistlichen des vierten Jahrhunderts „mit grossem Vergnügen auf öffentliche Kosten in einer Synode sitzen“, ohne deshalb Freunde „der Armuth“ zu sein⁽¹⁾.

Alle diese Anzüglichkeiten werden indess übertroffen durch eine sehr wichtige Ausführung, die Milton selbst als eine „Digression“ bezeichnet, und an welcher der Censor so viel Anstoss nahm, dass er es für seine Pflicht hielt, sie zu streichen. Sie ist nur dadurch gerettet worden, dass Milton einem Bekannten eine Abschrift zum Geschenk machte. Es war der Graf von Anglesey, der schon als Mr. Arthur Annesley zur Zeit des Interregnums keine unbedeutende Rolle gespielt hatte. Man darf sich billig wundern, einen Mann unter der Zahl von Milton's Freunden zu finden, dessen Verdienste um die Restauration mit der Grafenwürde belohnt wurden, und dem ein Zeitgenosse nachsagt, dass ihm keine Partei mehr traute, weil er sich selbst nur zu oft an den meist Bietenden verkauft hatte. Allein abgesehen von der Unzu-

verlässigkeit dieses Zeugen, hat der Graf von Anglesey als ein Freund religiöser Toleranz und ein Gönner der Wissenschaften sich einen Namen gemacht. So trug er denn auch kein Bedenken, Milton „häufig zu besuchen, liebte seine Unterhaltung“ und empfing aus seiner Hand jene Blätter, die vor dem Censor keine Gnade gefunden hatten. Im Jahre 1681 wurde diese unterdrückte Stelle mit einer Vorrede besonders veröffentlicht⁽¹⁾. Man findet sie in den gesammelten Werken des Dichters nach den ersten Sätzen des dritten Buches der englischen Geschichte vollständig abgedruckt. Er bemerkt zur Einleitung dieses Buches, dass es eine „mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit verdiene“. Er findet nämlich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Lage der alten Briten nach dem Aufhören der römischen Herrschaft und der Lage der neuen Briten im Verlaufe der „letzten Revolution“. In beiden Fällen war eine Art von „Interregnum“ eingetreten. Beide Male war dem Volke seine volle, „lange ersehnte Freiheit“ zurückgegeben. Beide Male wusste es dieselbe „nicht richtig zu benutzen“. Eine solche Parallele zu ziehn, scheint ihm, als Geschichtsschreiber, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Nation erhält dadurch ein Mittel zur „Selbsterkenntnis“, das ihr mehr nützen wird, als die „gewöhnlichen Schmeicheleien und Lobhudeleien“. Sie kann aus ihrer eigenen Vergangenheit für ihre Zukunft lernen. Und nun folgt ein Rückblick auf jene Ereignisse, die er mithandelnd erlebt hatte, in dem man den tiefen Schmerz eines um seine schönsten Hoffnungen betrogenen Patrioten erkennen wird.

Er läugnet, dass zu seiner Zeit wie damals vor mehr als einem Jahrtausend „Mangel an Kraft oder kriegerischem Muth“ das Versäumnis der „guten Gelegenheit“ verschuldet habe. Es waren „andere Ursachen“, ehedem wie neuerdings gleicher Weise, die „so viel Arbeit, Blutvergiessen und Verluste an Hab und Gut“ als nutzlose Opfer erscheinen liessen. Unter diesen „anderen Ursachen“ stellt er das Verhalten des langen Parlaments an die Spitze. Ein grosser Theil von dessen Mitgliedern verdankte nach seiner Ansicht Sitz und Stimme nicht sowohl wirklichen „Verdiensten“, als vielmehr

„Reichthümern“ und „ehrgeizigen Umtrieben“. Sobald sich ihr „oberflächlicher Eifer“ für die Sache des Volkes abgekühlt hatte, „zog jeder seine Privatzwecke dem öffentlichen Wohle vor und handelte je nach seinem Vortheil und Interesse“. „Da wurde das Recht verzögert und bald ganz geweigert, Gunst und Hass entschied alles. Daher kam das Faktionswesen und Verrath im Inneren und gegenüber dem Feinde. Ueberall war Unrecht und Unterdrückung. Schändliche und verabscheuungswürdige Thaten wurden täglich begangen und im geheimen oder öffentlich geschützt. Manche, die ohne irgend ein Verdienst aus dem Laden oder Magazin weggeholt waren, um im höchsten Rathe der Nation und in den Committees zu sitzen, trieben ihrem gewohnten Gewerbe gemäss Schacher mit dem Gemeinwohl. Es gab Leute, die es vortrefflich verstanden, ihnen zu schmeicheln und sich in ihre Launen zu schicken. Wer am meisten zahlen, wer sich unter dem Schein eines heuchlerischen Eifers einzuschmeicheln wusste, der empfing, mochte er noch so unwürdig sein, den Lohn der Gelehrsamkeit und Treue oder entgieng der Strafe seiner Verbrechen und Missethaten. Ihre Beschlüsse und Ordonnanzen, die der Erwartung des Volkes gemäss schlechte Gesetze aufheben und bessere einführen sollten, enthielten nichts als neue Auflagen, Zölle und Steuern, jährliche, monatliche, wöchentliche.“ Er fügte, gewiss nicht ohne in seinem Kreise Erfahrungen der Art gemacht zu haben, hinzu: „Den treuesten Anhängern der guten Sache, die ihre Person oder ihr Vermögen eingesetzt hatten, wurden ihre gerechten Ansprüche durch habgierige Sequestratoren abgestritten. Mit der Bittschrift in der Hand wurden sie nach langem Warten von einem Committee zum anderen geschickt, ohne irgendwo etwas auszurichten. Wenn man ihnen je einmal aus Scham und Klugheit wenigstens einen Schein von Recht zugestand, so weigerten sich die Mitglieder der Unterausschüsse in den Provinzen, meistens Leute von unersättlicher Habgier und notorischer Schlechtigkeit, die Befehle auszuführen, was sie nimmer gewagt haben würden, ohne mit einigen einflussreichen Männern der oberen Behörden im Einverständniss zu sein“.

Es ist, als könnte er dieses Thema, dem er einst in seinem Sonett an Fairfax den kräftigsten Ausdruck gegeben hatte, gar nicht erschöpfen. Immer wieder kommt er auf die „unzähligen Diebe im Amt“, auf die Entheiliger des „öffentlichen Vertrauens“ zurück, die „ungeheure Summen verbraucht“, das Kirchengut zu ihrem Privatvorteil „verschlungen“, Malignanten und Gutgesinnte in gleicher Weise bedrückt und den Staat dem „Bankerott“ entgegen geführt hätten. Er giebt zu verstehen, dass die „Süssigkeit betrügerischen Gewinns, die Lust zu herrschen, das Gefühl der eigenen Schuld und die Furcht vor dem Tage der Rechenenschaft“ einzelne selbst dazu vermocht habe, „heimlich die Unruhen des Staates zu nähren, die sie heilen sollten“. „Immer waren sie auf neue Arbeit, auf neuen Aufschub bedacht, damit ja der schreckliche Moment nicht käme, in dem sie aus Mangel an Geschäften ihre Macht niederlegen müssten, und das zum Verderben des ganzen Volkes.“ Es hätte nur noch gefehlt, dass er dem Gewaltstreiche Cromwell's, der die Versammlung auseinandersprenge, seinen ausdrücklichen Beifall geschenkt hätte. Allein soweit lässt er sich nicht fort-reissen. Die Zeit des Protektorates bleibt überhaupt von diesem Rückblick ausgeschlossen, der sich nunmehr den kirchlichen Zuständen zuwendet.

Schon bis hierher waren doch vornehmlich, wenn auch nicht ausschliesslich, die Presbyterianer bedacht worden. Auf sie allein ist gemünzt, was über die religiösen Verhältnisse gesagt wird. Vorzüglich der Westminster-Synode gilt der Zorn des Autors. Zunächst wird die Art ihrer Zusammensetzung durch Wahl des Parlaments von ihm getadelt. Er behauptet, dass man „durch Frömmigkeit und Kenntnisse hervorragende Männer ausgelassen habe“. „Der grösste Theil der Synode bestand aus Männern, die mit dem Anschein grossen Eifers von der Kanzel herab gegen die Habsucht und Pfründenhäufung der Bischöfe und Prälaten gedonnert hatten. Aber diese gewissenhaften Leute waren kühn genug, ehe irgend etwas von ihren Aufgaben erfüllt war, zur Schande ihres geistlichen Berufs und ihrer oft gerühmten Reformbestre-

bungen, mit wahrer Gier oder doch mit grossem Vergnügen Masterstellen in den Colleges der Universitäten und wohl dotirte Lecturerstellen in den Städten anzunehmen . . . Auf diese Weise wurden sie, die heftigsten Gegner der Non-Residenz, der Abwesenheit des Geistlichen von seinem Amtssitz, ihrerseits sehr rasch zu Pfründenhäufern und Non-Residenten umgewandelt . . . Und doch lief die Hauptlehre, für die sie so schnöden Sold nahmen und die sie für heiliger hielten als das Evangelium darauf hinaus, dass die geistliche Macht ihres Amtes nichts werth sei, im Vergleich mit dem körperlichen Zwange. Diesen anzuwenden ermuthigten sie die Obrigkeit auf alle Weise. Sie erachteten ihn für ein besseres Mittel, die Gewissen zu gewinnen als evangelische Ueberredung. Sie sprachen für Zwang ohne Ueberzeugung, während sie sich noch kurz zuvor beklagt hatten, dass man gegen sie unchristlicher Weise Gewalt gebrauche. Damit enthüllten sie, dass ihre Absichten selbst antichristliche waren. Sie wollten eine geistliche Tyrannei durch die Staatsmacht aufrichten lassen, um ihre eigene Autorität über die der Obrigkeit zu erheben. Sie wollten diese zu ihrem Executor machen, um kirchliche Vergehen zu strafen, die für das bürgerliche Recht nicht vorhanden sind“. Wie die Lehrer, so die Schüler. Diejenigen, welche sie als „eifrige und gottselige Männer“ empfohlen hatten, füllten ihre Stellen aus, „wie die Kinder des Teufels“, ungläubig, ungerecht, sittlich verderbt, so dass dem Werke der Reform ein Schlag versetzt, den Feinden Gottes und der Wahrheit eine Gelegenheit zum Lästern gegeben wurde, stärker „als jemals seit der ersten Predigt der Reformation“.

So war der Zustand in Staat und Kirche. Die Politiker sah das Volk „ohne Charakter und Beständigkeit, in Kleinigkeiten sehr geschäftig, in der Hauptsache müssig“. Es fieng an, „diejenigen zu verachten, die es einst geehrt hatte, sie zu verlassen, sie zu bekämpfen oder gegen sie zu konspiriren“. Die Männer der Kirche erschienen ihm als „schlaue Heuchler, als habgierige und unwissende Verfolger, ganz ähnlich ihren Vorgängern, gegen die sie ihre Anklagen geschleudert hatten“.

Nach einer erkünstelten Hitze von Scheinheiligkeit wurde es daher „kälter und verstockter als zuvor, lüderlich oder geradezu atheistisch“. Mit einem Worte: dem begeisterten Aufschwunge folgte eine allgemeine Ermattung. „Die, welche wir noch vor kurzem als unsere glorreichen Befreier priesen, denen das Volk verehrungsvoll anhieng, sie haben nicht nur ihre eigene Unfähigkeit verrathen, die versprochene Freiheit zu geben, sie haben auch die Nation untauglich gemacht, überhaupt irgend eine Freiheit zu empfangen oder zu ertragen. . . Denn die Freiheit hat ein scharfes, zweischneidiges Schwert, das nur gerechte und tugendhafte Männer führen können. Für die Schlechten und Sittenlosen wird es in ihrer eigenen Hand gefährlich und unlenksam.“ —

Wie oft hatte er früher hervorgehoben, dass es zwar Sache der Staatsweisheit sei, durch die Gesetze „den Verbrechern den nöthigen Zaum anzulegen“, aber ohne damit die Rechte der „Guten“ zu verletzen. Wie häufig hatte er auf die erste politische Pflicht hingewiesen, rechtzeitig zu suchen, die „Beschwerden des Volkes zu erkennen und ihnen Abhilfe zu verschaffen.“ Hier kommt er darauf zurück, allein er findet, dass, was er voraussetzt, über den Gesichtskreis jener „beschränkten Staatsmänner“ weit hinausgieng. Ihm, der früher mit solchem Stolz von seinem gottbegnadeten England gesprochen hatte, scheint nun, nachdem er so bittere Erfahrungen gemacht hat, das selbstgenügsame Engländerthum, die insulare Abgeschlossenheit eine hauptsächliche Ursache jener Enttäuschungen zu sein. Auch wurde die politische Korruption, wie sie unter dem Scepter Karls II. in üppigster Blüthe stand, unzweifelhaft in dem folgenden harten Urtheil mit betroffen: „Britannien, um eine Wahrheit auszusprechen, die nicht oft gesagt wird, ist zwar ein Land, fruchtbar an starken und muthigen Männern für den Krieg, aber durchaus von Natur nicht überreich an Männern, die im Frieden rechtschaffen und weise zu herrschen vermöchten. Man vertraut bei uns zu viel auf seinen Mutterwitz und vergisst, dass Bildung, Einsicht, selbstlose Hingabe an das Gemeinwesen ohne Rücksicht auf Geld oder eitle Ehren auf diesem Boden

gewissermassen fremde Früchte sind. Sie gedeihen hier nur in solchen Geistern, die eine sehr sorgsame und gründliche Erziehung erhalten haben. Wie Wein und Oel von auswärts bei uns eingeführt werden, so brauchen wir auch eine Einfuhr gereiften Verständnisses und vieler bürgerlicher Tugenden aus fremden Schriften und aus den Beispielen der besten Jahrhunderte. Andernfalls werden wir immer scheitern und niemals eine grosse Unternehmung glücklich zu Ende führen.“

Es liegt auf der Hand, warum diese Stelle dem Censor verdächtig vorkam. Mochte sie immerhin zunächst gegen eine Partei gerichtet sein, deren Schonung den herrschenden Gewalten gar nicht am Herzen lag, sie enthielt doch auch vieles, was diese selbst sehr unangenehm berühren musste. Nur das bleibt auffällig, dass andere Aeusserungen Milton's der officiellen Spürkraft entgingen. Wenn bei der Ausführung der Parallele davon die Rede war, dass „Lüge und Falschheit in Ansehn standen“, dass „Schurkerei geehrt und als Tugend belohnt wurde“, dass Frivolität und „Trunkenheit“ vorherrschten, so passte alles dies, obwohl es von den alten Briten gesagt war, ebensowohl auf das erneute Stuart'sche Königthum. Und so wandte sich der Schluss des ganzen Werkes, das bei der höchst einseitigen Schilderung der normannischen Eroberung und des ihr vorausgehenden bedenklichen Zustandes abbrach, mit einer mahnenden Frage an die Mitwelt: „Sind dies die Ursachen des Elends und der Knechtschaft unserer Ahnen gewesen, womit kann ich besser endigen, als hier das lebende Geschlecht inmitten seiner Sicherheit zeitig daran zu erinnern, von denselben unverbesserlichen Lastern die Wiederkehr gleichen Unheils zu fürchten?“⁽¹⁾.

Als Geschichtsschreiber mochte Milton immerhin den Ruhm einer gewissen Selbstständigkeit behaupten, als Philosoph musste er auf einen solchen Anspruch verzichten. Auch war es nicht seine Absicht diesen zu erheben als er der „Geschichte Britanniens“ zwei Jahre später eine „Logik“ folgen

liess. Er wählte absichtlich diesen Ausdruck für die „Kunst gut zu räsonniren“ statt des noch von Petrus Ramus gebrauchten „Dialektik“. Uebrigens schloss er sich durchaus an die Methode dieses Philosophen an, für den er eine hohe Verehrung äusserte und dem er nur eine allzugrosse Kürze vorwarf. Als Student hatte er die Qualen der üblichen scholastischen Abrichtung empfunden und sich bitter über die Misshandlungen der Logik, „der Königin der Wissenschaften“, geäussert. Vielleicht waren ihm schon damals die Schriften des Ramus als rettende Thaten erschienen. In jedem Falle widmete er ihnen später ein genaues Studium. Auch die Lebensgeschichte des kühnen Bekämpfers der aristotelischen Logik, welcher der Bartholomäusnacht zum Opfer gefallen war, hatte für Milton ein leicht begreifliches Interesse. Er hielt es für angemessen, eine kurze Biographie des berühmten Franzosen nach J. T. Freigius seinem Lehrbuch anzufügen⁽¹⁾.

Man erkennt in diesem auf Schritt und Tritt das fremde Vorbild wieder. Das Widerstreben gegen „gehäufte, lästige Regeln“, die Erhebung der „Natur“ gegenüber der „Kunst“, die Verwahrung gegen die „Einmischung von Physik, Ethik, Theologie in die Logik“: alles dies war im Geiste des Ramus gedacht. Seine Eintheilung der Logik wird im Grunde beibehalten, obwohl sich Milton die Miene giebt, hiebei von seinem Vorbild etwas abzuweichen. Auch er unterscheidet die Lehre von der Auffindung und von der Anordnung der Gründe und vergleicht diese Eintheilung mit der der Grammatik in die „Lehre von den einzelnen Worten und Syntax“. Desgleichen folgt er dem Ramus in der Herbeiziehung zahlreicher Stellen klassischer Autoren, als erläuternder Beispiele, ohne bei seinem guten Gedächtnis zu sklavischer Nachahmung genöthigt zu sein. Ich finde nicht, dass sich in Milton's Schrift ein Fortschritt über die Tradition der ramistischen Schule kundgäbe. Das Wesentliche ist, dass auch er die Vorstellungen ausser aller Beziehung zu den Sachen setzt und lediglich die Form des Denkens und Redens in's Auge zu fassen sucht. Uebrigens stellte er, den prosaischen Versuchen seiner Jugend getreu, den gesunden Menschenverstand über „alle Kunst“.

„Wendet man diese zu ängstlich, zu subtil und unnöthiger Weise an, so dient sie nur dazu einen an sich scharfen Geist, statt ihn noch mehr zu schärfen, vielmehr abzustumpfen, wie der überflüssige oder unnöthige Gebrauch von Arzneimitteln die Gesundheit untergräbt, statt sie zu stärken“. Die blosse Spekulation galt ihm einem Umherirren auf dürrer Heide gleich.

Milton hatte sich in seiner Logik gegen jede Einmischung theologischer Begriffe verwahrt, aber er hatte sich doch nicht enthalten, seinerseits bei der Auswahl erläuternder Beispiele an mehr als einer Stelle auf das theologische Gebiet zurückzugreifen. Es war nicht schwer, schon aus solchen Stellen zu erkennen, wie er über gewisse dogmatische Grundfragen, das Wesen des göttlichen Willens, die göttliche Vorsehung, das Verhältniss von Gott dem Vater zu Gott dem Sohne, u. a. m. dachte. Indessen hat er auf andere Weise noch viel gründlicher dafür gesorgt, die Nachwelt über die Gesamtheit seiner religiösen Anschauungen aufzuklären. Zu den längst begonnenen gelehrten Arbeiten hatte die Abfassung eines „vollkommenen Systems der Theologie“ gehört. Mehrere Jahre vor Uebernahme des Staatsamts hatte er angefangen, seinen Schülern von Zeit zu Zeit aus brauchbaren Handbüchern zu diktiren, was für die Vorbereitung eines solchen Werkes passend erschien (s. o. II. 398). Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, wie weit diese Vorarbeit in den folgenden Jahren gefördert wurde. Mit dem Eintritt der völligen Erblindung wurde die Herstellung der endgiltigen Redaktion begreiflicher Weise sehr erschwert. Es mag sein, dass im Jahre 1655 mit dieser der Anfang gemacht worden war, und man darf vielleicht aus einigen früher angeführten Worten Milton's folgern, dass er 1659 sein Diktat noch keineswegs abgeschlossen hatte (s. o. III. 219). Wie der reife Inhalt des ganzen Werkes, so sprechen auch äussere Gründe für die Annahme, dass es erst im Alter des Dichters vollendet worden ist. Prüft man das noch vorhandene Manuskript des Buches, so

erkennt man auf den ersten Blick, dass von den 735 Seiten, die es enthält, die letzten 539 einer in Absätzen diktirten Kladde gleichen, in welcher zahlreiche Verbesserungen und Zusätze, mitunter auf eingeklebten Blättern, von verschiedenen Händen erscheinen. Dass der Schreiber dieses grösseren Theiles des Werkes die griechischen und hebräischen Buchstaben nur sehr steif und mühsam auf's Papier brachte, ist klar. Ueber seine Persönlichkeit lässt sich aber nichts weiter feststellen, als dass er ein Amanuensis gewesen ist, dessen Dienste Milton vom Jahre 1658 an mehrfach in Anspruch nahm. Die ersten 196 Seiten dagegen machen durchaus den Eindruck einer für die Veröffentlichung berechneten Reinschrift. Sie weisen eine schöne, gewandte Hand auf, und eben diese hat guten Theils den Rest des Manuskripts durchkorrigirt, vermuthlich auch die durchgehende Paginirung und Ueberschriften über den einzelnen Kapiteln angebracht. Es ist dieselbe Hand, von welcher eine vollständige Abschrift der Milton'schen Staatsbriefe vorliegt, gleichfalls sichtlich zu dem Zwecke angefertigt als Vorlage für den Druck zu dienen.

Es haben sich Mittel gefunden, die Identität dieses Schreibers vollkommen festzustellen. Es war Daniel Skinner, der Sohn eines londoner Kaufmannes, ohne Zweifel ein Verwandter, vielleicht der Neffe jenes Cyriack Skinner, der Milton so nahe stand. Vermuthlich durch eben jenen wurde er dem Dichter empfohlen. Er kann nur gegen das Ende von dessen Leben genauer mit ihm bekannt geworden sein, denn er hatte erst 1673 in Cambridge den Grad des Baccalaureus erworben. Später hat er sich gegen den Verdacht vertheidigen zu müssen geglaubt, als ob er „im mindesten von irgend einem der Grundsätze Milton's angesteckt worden sei“. Es war „lediglich die Liebe zur Wissenschaft“, „der Wunsch etwas von Milton zu lernen“, was ihn öfter zu ihm in's Haus führte. Sehr bald indessen wurde er, wie erwähnt, einer der nützlichsten Gehilfen für seine Arbeiten. In seinen Händen verblieb beim Tode des Dichters sowohl jene Kopie der Staatsbriefe wie das Manuskript des theologischen Traktates. Er wandte sich zum Zwecke der Veröffentlichung beider

Stücke an die Elzevir'sche Buchhandlung in Amsterdam, ohne etwas Böses dabei zu denken. Zu seinem Glücke zögerte Elzevir mit der Herausgabe. Als 1676 in England eine unrechtmässig erworbene und verstümmelte Ausgabe der Staatsbriefe erschien, bat Daniel Skinner, ihm zu gestatten seine vollständigere Kopie drucken lassen zu dürfen oder die unrechtmässige Edition seines Nebenbuhlers zu verfolgen. Allein nun wurden die Behörden auf die nachgelassenen Papiere eines Schriftstellers, den sie noch im Tode fürchteten, erst recht aufmerksam gemacht. Skinner, der als ein „kecker“ und „wilder junger Mann“ bezeichnet wurde, gerieth in die grössten Ungelegenheiten, obgleich sowohl er selbst wie Elzevir die feierliche Versicherung gaben, dass nichts von Milton's Manuskripten veröffentlicht werden sollte. Skinner nahm sie darauf aus den Händen des Buchhändlers wieder in Empfang und nach einigen Zwischenfällen erhielt er in einer fetten Stelle seines College reichlichen Lohn, ohne Zweifel nicht nur für die loyale Gesinnung, die er zur Schau getragen hatte, sondern auch für die Auslieferung jener verdächtigen Papiere, welche in's Staatsarchiv wanderten. Hier hat man sie im Jahre 1823 entdeckt. Zwei Jahre später wurde das theologische Werk bekannt gemacht, und im Anschluss an diese Veröffentlichung erschien der berühmte Essay des jungen Macaulay⁽¹⁾.

Das freudige Erstaunen, mit dem man in England die unvermuthet zum Vorschein gekommene Reliquie Milton's begrüßte, war durchaus berechtigt. Man lernte ein Werk kennen, in welchem sich die Fortschritte seiner religiösen Anschauungen deutlich verfolgen liessen, und aus welchem seine umfassende Gelehrsamkeit, sein rastloser Forschungstrieb, seine erstaunliche Kühnheit glänzend hervorleuchteten. Was andere Schöpfungen seines Geistes bereits hatten durchblicken lassen, erhielt hier eine vollkommene Bestätigung. Er hatte als Independent nicht nur in Fragen der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Ritus mit dem Programm des strengen Calvinismus gebrochen, das für seine Jugend bestimmend gewesen war, auch im Dogmatischen war er über

die geheiligte Tradition mit einer Unerschrockenheit hinausgeschritten, welche die grosse Masse der Rechtgläubigen schaudern lassen musste. Freilich fanden sich auch in dieser Arbeit alle jene Eigenthümlichkeiten wieder, welche die Schwächen mancher seiner früheren Schriften ausgemacht hatten: ein ängstliches Anklammern an den Buchstaben der Bibel, während er die starre Wortgläubigkeit seinerseits verurtheilt, eine sophistische Auslegung einzelner biblischer Stellen, während er gegen die Sophistereien früherer Theologen eifert, eine häufige Vermischung alttestamentarischer und neutestamentarischer Ueberlieferung, während er doch nicht weniger häufig den Unterschied in der Anwendbarkeit von Gesetz und Evangelium festzuhalten sucht. Man erhält auch hier das Bild eines freien und reichen Geistes, der sich über den engen Gesichtskreis der Mitlebenden zu erheben strebt, ohne sich von dem Grund und Boden der Bildung, auf dem er mit ihnen erwachsen ist, loslösen zu können.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser grossen theologischen Arbeit und früheren kleineren desselben Autors tritt sofort hervor. Sie ist frei von dem heftigen, polemischen Tone, den er so häufig angewandt hatte. Allerdings enthält sie gelegentliche Ausfälle gegen katholische wie protestantische Lehrsätze und Schriftsteller, gegen akademische Institute und kirchliche Privilegien. Sie erklärt an einer Stelle sogar ganz puritanisch den „Hass gegen die Feinde Gottes und der Kirche für eine religiöse Pflicht“ (V. 101). Aber niemals werden wir an jene rohen Sitten literarischer Klopffechtereie erinnert, welche so manche theologische Ausführung in anderen Werken Milton's entstellen. Hier befreit er sich einer ruhigen, leidenschaftslosen Sprache. Auch dichterische Bilder und Vergleiche werden vermieden. Nur eine einzige Anspielung auf die Zeitverhältnisse kommt vor, durch die, wie einst im Lycidas, die pflichtvergessene, „beutelustige“ Geistlichkeit getroffen wird (IV. 460). Nur eine einzige Beziehung auf eigene Arbeiten lässt sich nachweisen, welche durch die erneute Behandlung der Ehescheidungsfrage nahe gelegt wurde (IV. 249).

Der Zweck des Werkes erklärt seinen eigenartigen Charakter. In der Vorrede, die sich an „alle Kirchen Christi und an alle Bekenner des christlichen Glaubens in der Welt“ richtet, spricht sich der Verfasser mit einer eigenthümlichen Mischung von Stolz und Bescheidenheit über seine Absicht aus. Er gesteht, dass die Arbeiten seiner Vorgänger ihn nicht befriedigt haben, und dass er das Ergebnis seiner Forschungen für seinen „besten und reichsten Schatz“ halte. Aber indem er „der ganzen Welt“ mittheilen will, was zunächst nur „für ihn selbst“ zu eigener Aufklärung und Erinnerung bestimmt gewesen war, fordert er die Kritik gelehrter und verständiger Richter heraus und verwahrt sich gegen den möglichen Einwand, als wolle er seine Ansichten dem Leser aufdringen. Er hofft vielmehr, dass sein Beispiel Nachahmung finde. Er wünscht, dass „andere durch ihn bewogen werden, sich nach derselben Art zu belehren wie er“. Denn von diesem protestantischen Ursatz, der ihn sein ganzes Leben hindurch leitete, geht er auch hier wieder aus: „In den göttlichen Dingen darf man sich nicht auf den Glauben oder das Urtheil anderer verlassen“. „Wer erlöst werden will, der muss seinen eigenen persönlichen Glauben haben. . . Alle Verheissungen Gottes gelten nicht einer trägen Rechtgläubigkeit, sondern einem beständigen Fleiss, einem unermüdlichen Suchen nach Wahrheit.“ „Die Autorität der ganzen Körperschaft der Theologen und des ehrwürdigen Namens der Mutter Kirche“ darf das Recht „der freien Forschung und Erörterung“ nicht einschränken und sich dem „individuellen Glauben und der individuellen Ueberzeugung“ nicht entgegenstellen. „Ohne diese Freiheit giebt es keine Religion und kein Evangelium, sondern nur noch Gewalt, deren Unterstützung die christliche Religion schändet. Ohne diese Freiheit sind wir noch immer Sklaven, nicht mehr wie früher des Gesetzes Gottes, sondern eines Gesetzes der Menschen, oder richtiger einer barbarischen Tyrannei.“ Daher der Anspruch, selbstständig „über jedes Dogma denken und schreiben zu dürfen“, die vorbeugende Bitte „an alle Parteien“, es freundlich aufzunehmen, wenn er etwas vorbringe, „was von

gewissen recipirten Ansichten abweiche“, der Wunsch, „nicht mit dem gehässigen Namen eines Ketzers gebrandmarkt zu werden, ohne dass seine Lehre an dem Zeugnis der Schrift geprüft worden sei“.

Es ist etwas Lessing'sches in dieser kraftvollen Vertheidigung des Rechtes individueller Kritik. Nur die letzten Worte dieser Vertheidigung deuten an, worin Milton wesentlich hinter den kühnen Bahnbrechern der folgenden Zeiten zurückbleiben musste. Das Zeugnis der Schrift ist das einzige, das ihm verbindlich erscheint. Die christliche Religion „steht und fällt — ihm wie dem Pastor Goeze — mit der Bibel“. Nur dass er nicht müde wird, wie sonst, so auch hier, als ächter Independent die „äussere Autorität des Glaubens in der Schrift“ der „inneren des Geistes“ unterzuordnen, des jedem Einzelnen innewohnenden „heiligen Geistes“, unter dessen „Führung“ allein ein richtiges Verständnis der biblischen Urkunden zu erlangen sei. Er hatte sich genau ebenso in einer Stelle des verlorenen Paradieses geäussert (XII. 511 ff.). Ihm galt

die Wahrheit

Allein in jenen Schriften rein erhalten,
Jedoch nur zu verstehen durch den Geist . . .

Diesem Grundsatz zufolge verschmäht er auch hier die blosse „Spekulation“. Er will nicht nach der Art seiner meisten Vorgänger „ganze Seiten mit der Erläuterung seiner eigenen Ansichten anfüllen und nur am Rande auf Kapitel und Verse der Bibel verweisen“. Er will „im Gegentheil seine Blätter selbst zum Ueberfluss mit Stellen aus der Schrift anfüllen und seinen eigenen Worten so wenig Raum als möglich gönnen“. Indem er sich an das herkömmliche dogmatische Schema anschliesst, trägt er die sämtlichen einschlagenden Stellen des alten und neuen Testaments zusammen und sucht „aus der so gewonnenen, rein biblischen Terminologie das Dogma darzustellen und zu erklären“. Er bietet mit einem Worte, wie man ganz richtig gesagt hat, einen der ersten Versuche zu einer rein biblischen Theologie. Und hierin liegt ein um so grösseres Verdienst, da in seinem Jahrhundert

„die exegetischen Vorlesungen von den Universitäten fast verschwinden, und der Scholasticismus der Dogmatik nur nach traditionellen Autoritäten sucht“. Dass Milton zur Durchführung der erwählten Methode besonders befähigt war, wird niemand läugnen wollen. Er war seit seiner frühesten Jugend mit den biblischen Schriften auf's innigste vertraut. Er kannte sie ohne Zweifel guten Theils auswendig. Er befand sich im vollen Besitz der nöthigen philologischen Kenntnisse, soweit sie im siebzehnten Jahrhundert zu erwerben waren. Er handhabte mit Geschick und Unerschrockenheit die biblische Kritik, soweit sich sein Zeitalter überhaupt zu ihr erhoben hatte. Häufig geht er auf die Lesarten der verschiedenen alten Handschriften und Versionen zurück (z. B. IV. 94, 112, 371). Einmal erklärt er, dass „Moses das Buch der Genesis viel später geschrieben zu haben scheine als die Verkündigung des Gesetzes“ (IV. 223).

Indessen, wenn er sich zunächst an die Worte der Bibel hält, so lässt er deshalb nicht unberücksichtigt, was die Gelehrsamkeit so vieler Jahrhunderte bei der Verarbeitung dieses Stoffes zusammengetragen hatte. Das Studium älterer Compendien hatte ihn zur Abfassung seines eigenen Werkes angeregt. Diktate aus den weit verbreiteten Büchern des Niederländers Wilhelm Ames und des Schweizers Johannes Wolleb hatten seine Zusammenstellung vorbereitet. An beide schloss er sich nicht nur in der Eintheilung, sondern auch in der Auswahl der Citate und in einzelnen Ausdrücken sichtlich an, wiewohl er im sachlichen Urtheil nicht selten von ihnen abwich. Aber daneben waren ihm die Werke Calvin's, Beza's, Polanus', Episcopius', Curcellaeus' u. a. sicherlich zur Hand. In der patristischen Literatur zeigte er sich wohl bewandert. Mit den Klassikern war er zu gut bekannt, als dass es ihn nicht hätte gelüsten sollen, hie und da inmitten der Bibelverse einen heidnischen Ausspruch des Thucydides und Euripides, Virgil's und Ovid's gelegentlich anzubringen (IV. 259, 278. etc.).

Wenn das Milton'sche Werk darin originell erscheint, dass es eine rein biblische Theologie herzustellen versucht,

so ist es nicht weniger beachtenswerth wegen der engen Verbindung von Dogmatik und Ethik, die in ihm durchgeführt wird. Allerdings fand Milton hierfür in Ames und Wolleb ein Vorbild. Aber im allgemeinen war man im siebzehnten Jahrhundert auch in der reformirten Kirche daran gewöhnt, wenn nicht Glaubenslehre und Sittenlehre zu trennen, so doch der letzten häufig nur eine oberflächliche Betrachtung zu widmen. Hier dagegen werden beide ganz gleichwerthig behandelt. Beschäftigt sich das erste umfangreichere Buch mit der „Kenntnis Gottes“, so nimmt das zweite, das „vom Kultus Gottes“ betitelt ist, auf die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten besondere Rücksicht, weil „wir in der Erfüllung dieser Pflichten Gott dienen, so lange wir uns dabei den göttlichen Vorschriften unterordnen“. Man hat also den Vorthail, Milton, als Systematiker einer christlichen Tugendlehre, mitunter als Meister einer überfeinen Kasuistik, über eine Masse praktischer Fragen des täglichen Lebens, allerdings unter beständiger Beziehung auf die Bibel, sich aussprechen zu hören. Handelt er über die Stellung des Weibes zum Manne, über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern, über die würdigste Art des Benehmens und der Unterhaltung, über das Gebot, Leid und Unrecht männlich zu tragen, so glaubt man darin einen Kommentar zu seinem eigenen Leben, einen Niederschlag seiner persönlichen Erfahrungen zu finden. Erklärt er es mit dem Worte Gottes für vollkommen verträglich, einen religiösen Eid zu leisten oder Kriegsdienste zu thun, billigt er ausdrücklich die Sitte, dass „die Weiber unter der Gemeinde schweigen“, so scheint darin eine Abwehr gegen die Lehren gewisser Sekten seiner Zeit, und namentlich der Quäker, zu liegen. Auch sonst bemerkt man beständig den mächtigen Einfluss der ganzen Epoche, zu deren begeistertem Dolmetscher er sich früher so oft gemacht hatte. Die Lehre vom Widerstandsrechte des Volkes gegen den Tyrannen, von dem allgemeinen Verhältnis des Staates zu den kirchlichen Genossenschaften, insbesondere von der Ungehörigkeit, Kultussteuern auf die Gesammtheit der Staatsbürger zu legen und das Institut der Zehnten auf-

recht zu erhalten, von dem „rein bürgerlichen“ Charakter der Ehe und des Begräbnisses: alle diese bedeutenden Gegenstände, die seine Feder in früheren Jahren so vielfach in Bewegung gesetzt hatten, finden hier in einem grösseren Rahmen ihren Platz. Mitunter drückt er sich etwas vorsichtiger aus als es ehemals nöthig gewesen war, wie wenn er zugiebt, „aus Gründen des öffentlichen Friedens und der persönlichen Sicherheit“ erscheine es hie und da geboten, „auch den Befehlen eines Tyrannen in gesetzlichen Dingen Gehorsam zu leisten“ (V. 156). Mitunter äussert er seinen Gegensatz zu dem kirchlichen Formalismus noch entschiedener als jemals sonst, wie wenn er die ein für alle Mal „festgesetzte“ Uebung zwingender Ritualien für „überflüssig“ erklärt oder die „Heilighaltung eines bestimmten Sabbathtages“ als eine Folge lediglich menschlicher Auswahl betrachtet (V. 31, 74).

Wer an der Hand Milton's das ganze ungeheure Gebiet durchwandelt, das er in diesem Werke umspannt, wird auf Schritt und Tritt an die grossen Gedichte seines Alters erinnert werden. Vor allem zu dem verlorenen Paradiese bemerkt man fast auf jeder Seite Parallelstellen. Oft stimmen einzelne Wendungen bis auf den Buchstaben überein, aus keinem anderen Grunde, als weil für das poetische wie für das prosaische Werk der gleiche Satz aus der Bibel herübergenommen ist. Eine solche Vergleichung lässt erst in voller Klarheit erkennen, wie viel Theologie in das verlorene Paradies hineinverarbeitet worden ist, und wie sehr die Gewissenhaftigkeit und Belesenheit des Gottesgelehrten Milton der Naivetät und Ursprünglichkeit des Dichters Milton nothwendig den schwersten Eintrag thun musste. Andererseits wird man nicht länger bezweifeln dürfen, dass vieles, was als freies Gebilde dichterischer Phantasie Bewunderung erregen mochte, im Grunde nichts ist, als der wirkliche Ausdruck ernstester religiöser Ueberzeugung. Vom Glauben an Hexerei und Astrologie, dem sein Zeitalter noch sehr ergeben war, scheint Milton, der Verehrer der Naturwissenschaft, sich frei gemacht zu haben⁽¹⁾. Den Glauben an Engel und Teufel, die ihm in der Bibel leibhaftig entgegentraten, hielt er um so entschiedener

fest. Er weiss, dass die guten Engel um den Thron Gottes stehn, dass Christus ihr Haupt ist, und dass ihrer sieben das besondere Geschäft haben, Gottes Aufträge zur Erde zu überbringen. Er zweifelt nicht daran, dass auch die Teufel ihren Fürsten haben, dass sie sich in verschiedene Rangklassen theilen, und dass die Hölle „an einem Orte äusserster Finsternis, aber nicht in den Eingeweiden der Erde“ gelegen sei. Er ist des Eintreffens des jüngsten Tages versichert, an dem die bösen Engel und die ganze Menschheit gerichtet werden, die sündige Welt verbrennt, und nach welchem ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht, der Wohnort eines verjüngten Geschlechtes, der „Gerechten“, wie er gesungen hatte, denen „goldene Tage ewigen Glückes“ beschieden sind. Dass er nicht etwa nur poetisch schwärmte, sondern sehr nüchtern räsonnirte, beweist die Wichtigkeit, mit der er einzelne Fragen behandelte, wie z. B. ob der jüngste Tag wirklich nur vierundzwanzig Stunden dauern werde, oder ob das Wort „Tag“ nicht in einem weiteren Sinne zu nehmen sei, „da es sich um das Urtheil über so viele Myriaden von Menschen und Engeln handle“ (IV. 484). Bedenkt man, dass Hartlib sehr ernsthaft mit einem Freunde darüber korrespondirte, ob die Engel Bärte haben oder nicht, dass Robert Boyle sich sehr ausführlich über die Eigenschaften der Engel verbreitet⁽¹⁾, so wird man nicht erstaunt sein, Milton an gewissen mythologischen Vorstellungen festhalten zu sehn, die seine poetische Einbildungskraft nur im einzelnen auszumalen nöthig hatte.

Ein anderes Ergebnis der Vergleichung zwischen dem verlorenen Paradiese und dem theologischen Traktate wird noch wichtiger erscheinen. Für das grosse Gedicht bildete gleichsam den philosophischen Hintergrund die Frage vom Ursprunge des Uebels. Es war nicht möglich sie nur zu streifen ohne zu dem Centraldogma des Calvinismus, dem Dogma der Prädestination, entschieden Stellung zu nehmen. Wir wissen, wie Milton in früheren Jahren hierüber gedacht hat. Er hatte sich einst wiederholt als Gegner des Arminianismus erklärt. Er hatte den Arminius selbst einen „Verführten“

genannt, freilich ohne sich einzugestehn, dass er seinerseits schon halb und halb derselben „Verführung“ erlegen sei. (S. o. II. 185, 313.) Im Verlauf der Jahre entfernte er sich immer weiter vom Standpunkte der calvinistischen Orthodoxie. Derselbe Freiheitsdrang, der ihn an so vielen anderen Stellen die Schranken des genfer Systems durchbrechen liess, machte ihm auch das harte Dogma unerträglich, welches das ganze Lehrgebäude des genfer Reformators beherrscht. Das dritte Kapitel des ersten Buches seiner umfassenden theologischen Arbeit handelt „von den göttlichen Dekreten“, das vierte „von der Prädestination“, das achte „von der Vorsehung“, das eilfte „vom Falle der ersten Menschen und von der Sünde“. Durchliest man diese Kapitel, zieht man die zahlreichen Stellen des verlorenen Paradieses, welche eben diese Gegenstände behandeln, zur Vergleichung herbei, so bemerkt man hier wie dort völlig dieselbe Anschauung, deren entschiedene Abweichung von den recipirten Glaubenssätzen in die Augen springt. Diese Anschauung steht mit dem independentischen Glaubensbekenntnis der Savoy-Synode von 1659 in Widerspruch, während sie hie und da an die verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Baptisten erinnert⁽¹⁾.

Als Grundlage der ganzen Beweisführung sucht Milton aus zahlreichen Bibelstellen darzuthun, dass Gott nicht alle Dinge absolut beschlossen hat. Den Gegnern dieser Ansicht, den Verfechtern der unerbittlichen Prädestinationslehre, wird der Vorwurf gemacht, dass nach ihrer Ansicht „alle Freiheit des Handelns in menschlichen Dingen aufhören würde, so wie jedes Bestreben und jeder Wunsch, das Rechte zu thun. Denn wir könnten so argumentiren: Wenn Gott für alle Fälle meine Erlösung beschlossen hat, so werde ich, ich mag handeln, wie immer ich will, nicht untergehn. Aber Gott hat auch beschlossen, als Mittel zur Erlösung, dass du recht handeln sollst. Ich muss also nothwendig ein oder das andere Mal recht handeln, da Gott es so beschlossen hat; inzwischen will ich nach meinem Gefallen handeln. Wenn ich niemals recht handle, so wird sich zeigen, dass ich niemals für die Erlösung vorherbestimmt gewesen bin, und dass, was für

Gutes ich auch immer hätte thun mögen, es vergeblich gewesen sein würde“ (IV. 33). Kein Zweifel, dass Milton hier bewusst den Finger in die grosse Wunde des calvinistischen Dogmas legt. Er bezeichnet als nothwendige Folge desselben jenen sittlichen Fatalismus, eine Folge, der Calvin selbst nur durch ein inkonsequentes Verlassen seiner Theorie vorzubeugen gewusst hatte⁽¹⁾. Milton im Gegentheil will den Glauben an den freien Willen des Menschen nicht aufgeben. Und so beurtheilt er den Sündenfall in den prosaischen Sätzen seiner Dogmatik nicht anders wie in den kunstvoll gefügten Jamben seines Epos. „Was immer dem freien Willen der ersten Menschen überlassen war, konnte nicht unabänderlich oder absolut von aller Ewigkeit vorherbestimmt sein . . . Gott wusste vorher, dass Adam in Folge seines eigenen freien Willens fallen würde, sein Fall war also gewiss, aber nicht nothwendig, da er von seinem eigenen freien Willen abhieng, der mit der Nothwendigkeit unvereinbar ist.“ Dies Verhältnis des göttlichen Vorherwissens und der Willensfreiheit der geschaffenen Wesen wird noch einmal in den unzweideutigen Worten zusammengefasst: „Gott beschloss in seiner Weisheit, Menschen und Engel als vernünftige Wesen zu schaffen, d. h. als solche, die frei handeln. Aber er sah zugleich voraus, wohin sich in der Benutzung ihrer ungehemmten Freiheit der Antrieb ihres Willens neigen würde. Wie also, werden wir sagen, dass diese Voraussicht oder dies Vorherwissen auf Seiten Gottes ihnen die Nothwendigkeit auferlegte, in irgend einer bestimmten Weise zu handeln? Nicht mehr, als wenn der künftige Erfolg von irgend einem menschlichen Wesen vorhergesehen gewesen wäre“ (IV. 38—41). Es ist nur nöthig, einen Rückblick auf die klassische Stelle aus dem verlorenen Paradiese (s. o. S. 96) zu werfen, um genau dieselbe dogmatische Auseinandersetzung in Versen zu geniessen⁽²⁾. Eben diesem Gedankengange entsprach es, wenn Milton gegen „die Uebung der Schulen“ ankämpfte, „das Wort Prädestination nicht allein im Sinne der Wahl, sondern auch im Sinne der Verwerfung zu gebrauchen“. Für ihn, der „keine Verwerfung Einzelner von aller Ewigkeit her kennt“, ist Prädesti-

nation gleichbedeutend mit dem uranfänglichen göttlichen Vorsatz, „aus Mitleid für das Menschengeschlecht diejenigen zu erretten, welche glauben und im Glauben verharren würden“.

Man sieht, wie Verstand und Gefühl des poetischen Theologen und des theologischen Poeten sich abmühen, das Mysterium des Glaubens aufzuhellen. Aber man bemerkt auch, dass es ihm so wenig wie tausend anderen gelingt, unvereinbare Widersprüche zu beseitigen. Es geht ihm nicht besser als seinen gefallenen Engeln, von denen ein Theil, um sich die Zeit zu vertreiben, über eben dies Thema disputirt „und findet aus dem Irrsal keinen Weg“. Das Wollen und das Wissen Gottes sind nicht im Einklang. Die freie Entscheidung des Geschöpfes läuft der absoluten Vorsehung des Schöpfers entgegen. Das Böse war nicht im Weltplan gelegen, und doch weiss es sich in die Welt einzudrängen. Ein Dualismus der Anschauung bleibt bestehen, aber mit ihm wird wenigstens der Gedanke der Selbstbestimmung gerettet, auf dem das höchste menschliche Streben beruht.

Milton's Abweichung von der strengen Doktrin des Calvinismus wird allgemein zugegeben. Seine ketzerische Auffassung der Dreieinigkeitslehre hat man mitunter zu verdecken gesucht. Zwar erscheint er in seiner Jugend und im früheren Mannesalter, auch was diesen Punkt betrifft, noch durchaus orthodox. Zahlreiche Aeusserungen in gebundener und ungebundener Rede liegen vor, welche dies zur Genüge beweisen⁽¹⁾. Aber wie er allmählich vom strengen Calvinisten zum Arminianer wurde, so konnte er sich der „Ansteckung der Arianer“ nicht erwehren, vor der er ehemals gewarnt hatte. Wiederum war es in erster Linie das verlorene Paradies, aus dem sich diese Umwandlung erkennen liess. Schon De Foe hat sie herausgefühlt und unter anderen scharfen Anmerkungen hervorgehoben, dass „Milton in diesem Punkte nicht rechtgläubig sei“⁽²⁾. Als man in Italien 1758 das Gedicht auf den Index der verbotenen Bücher setzte, wurde unter den Ketzereien, die es enthalte, namentlich angeführt, „dass die Menschwerdung Christi seine Trennung vom Vater erfordert habe, dass Jesus Christus nicht der natürliche, sondern

der Adoptivsohn des Ewigen sei, nicht ihm gleich, sondern ihm ähnlich“⁽¹⁾. Ein Theil dieser Worte erscheint zu stark, ein Theil trifft das Richtige. Allerdings ist es so gut wie unmöglich, einzelne Widersprüche aufzuheben, die sich in der poetischen Behandlung dieses Gegenstandes vorfinden. Auch ist unschwer zu bemerken, dass der Dichter sich eine gewisse Zurückhaltung auflegt, wie sie durch die Natur seiner Aufgabe geboten war. Er hält sich wie gewöhnlich an die Sprache der Bibel und überlässt es dem Leser, sich aus ihren poetisch verwertheten Aeusserungen ein Gesamtbild herzustellen. Aber die Nothwendigkeit, „selbst am Throne des Allerhöchsten dramatisches Leben zu entfalten“, in Rede und Gegenrede einen bestimmten Gedankenaustausch zwischen Gott Vater und Gott Sohn stattfinden zu lassen, begünstigt seinen Abfall vom strengen Dogma der Trinität. Während der heilige Geist überhaupt nur als die inspirirende Muse auftritt, ohne in die Handlung einzugreifen, erscheint Gott der Sohn, der „Vicekönig“ des Höchsten im Himmel und sein Vermittler auf Erden, als „Erstling der Schöpfung“, durch den, „als durch sein Wort, der Vater alle Wesen schuf“. Er ist zwar „der Abglanz seines Ruhmes“, eins mit ihm im Wollen und Vollbringen, aber er stellt sich doch dar als ihm untergeordnet, und einmal ist von seiner „Aehnlichkeit“ statt von seiner Gleichheit mit Gott die Rede. Das wiedergewonnene Paradies, das dazu bestimmt war, in Christus einzig den „vollkommenen Menschen“ zu verherrlichen, bot keinen Anlass dar, den Eindruck dieser heterodoxen Anschauungen Milton's abzuschwächen. Man durfte ihn dreist den Arianern zuzählen, auch ehe sein theologisches Werk bekannt war.

Aus diesem ergiebt sich nun mit voller Klarheit, dass auch hiebei zwischen dem Dichter und dem Gottesgelehrten Milton die entschiedenste Uebereinstimmung herrscht. Die Einleitung zu dem Kapitel „vom Sohne Gottes“ macht kein Hehl daraus, dass hier etwas vorgebracht werden soll, was dem Autor „glaubwürdiger“ erscheint als das „allgemein anerkannte Dogma“. Er hält es für nöthig, die „Freiheit“, die

er sich nehmen will, zu entschuldigen und er thut es, indem er wiederum das Recht ungehinderter Forschung auf Grundlage der Schrift für sich, als Glied der reformirten Kirche, in Anspruch nimmt. In der Bibel findet er aber „nur einen wahren absoluten und höchsten Gott“. Wenn der Sohn nichtsdestoweniger auch Gott genannt wird, so muss er „den göttlichen Namen und die göttliche Natur von Gott dem Vater nach dessen Willen empfangen haben“, seine Einheit mit dem Vater ist „keine Einheit des Wesens“, er hat zwar existirt „ehe die Welt erschaffen war“, aber „nicht von aller Ewigkeit an“. Ganz gegen seine Gewohnheit ruft er sich bei diesem Thema neben den biblischen Citaten auch die „Vernunft“ zu Hilfe, und heftiger als er es sonst in diesem Werke zu thun pflegt, eifert er gegen „gewisse Individuen, die durch betrügerische Kunststücke den klaren Sinn der Schriftstellen zu verdunkeln . . und sophistischer Weise absurde Paradoxen aufrechtzuhalten suchen“. Es lässt sich denken, dass dieser Widerstreit mit der herrschenden Dreieinigkeitslehre noch eine Verschärfung erfahren musste in dem Kapitel „vom heiligen Geiste“, der seinerseits sowohl „dem Vater wie dem Sohne untergeordnet“ erscheint.

Wenn diese Ideen an theologische Begriffe anknüpfen und in der theologischen Schulsprache auftreten, so enthält das grosse Werk Milton's einige andere beachtenswerthe Aeusserungen einer kühnen Kritik, die man ausschliesslich dem philosophischen Gebiete zuweisen wird. Wir haben keine Nachricht darüber, ob der Dichter die Schriften Giordano Bruno's gelesen hatte, dessen Schicksal ihm schwerlich verborgen geblieben war. Wir wissen auch nicht, ob er von dem Genius Spinoza's Kunde hatte, von dessen Leben und Lehre Robert Boyle wie Heinrich Oldenburg ihm mit Leichtigkeit etwas hätten berichten können⁽¹⁾. Aber so wenig Gemeinsamkeit Milton mit den Verkündigern des Pantheismus sonst zu haben scheint, so legen gewisse Sätze seines theologischen Traktates die Vermuthung nahe, dass doch eine geistige Berührung zwischen ihm und jenen stattgefunden habe. Indem er in gewohnter Weise die Lehre „von der Schöpfung“ entwickelt,

streitet er lebhaft gegen den Gedanken, „dass die Welt aus nichts geschaffen sei“. „Es ist klar, — zu diesem Schlusse gelangt er — dass die Welt aus Materie gebildet ward. Denn da Thätigkeit und Leiden Begriffe sind, die einander bedingen, so kann keine Thätigkeit wirken, ohne dass ein Leidendes (wie die Materie) vorhanden ist“. Auch hier wieder drängt sich neben der „Schrift“ die „Vernunft“ ein, und diese führt ihn noch einen Schritt weiter. Die Materie muss „von Ewigkeit her“ bestanden haben, weil es unbegreiflich wäre, „von welchem Zeitpunkt an sie entstanden sein sollte“. Ist sie aber ewig, so kann sie nicht neben Gott bestanden haben, „es bleibt nur das eine übrig“, dass sie Gott immanent war, dass Gott sie aus sich entwickelte. „Es ist ein Beweis der höchsten Macht und Güte, dass eine solche verschiedenartige, vielförmige und unerschöpfliche Anlage substantiell in Gott gelegen war und nicht in ihm schlummern blieb, sondern sich so weit und der Art ergoss, fortpflanzte und ausdehnte, wie es sein Wille war.“ Wie die Materie von Ewigkeit an war, so ist sie auch in Ewigkeit unzerstörbar. „Wenn alle Dinge nicht nur von Gott, sondern auch aus Gott sind, so kann kein erschaffenes Ding jemals aufhören zu sein . . . Gott ist nicht Willens, oder, besser gesagt, nicht fähig, irgend ein Ding zu vernichten.“ Selbst bei dem Hinweis auf den „Weltbrand“ wird „nur eine Umwandlung der Substanz“ als möglich vorausgesetzt⁽¹⁾ (IV. 177 — 181, 488).

In engem Zusammenhange mit diesen Betrachtungen stehen diejenigen, die sich auf das Wesen der menschlichen Seele und des menschlichen Körpers beziehen. „Der Mensch, ein Theil der sichtbaren Schöpfung, ist ein individuelles Ganzes, nicht zusammengesetzt oder trennbar, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus zwei verschiedenen Naturen, Seele und Leib, zusammengefügt, vielmehr der ganze Mensch ist Seele, und die Seele ist die individuelle, belebte, empfindende und vernünftige Substanz“. Undenkbar, „gegen die Schrift, Natur und Vernunft“, ist „das Dasein der menschlichen Seele, abgesondert vom Körper“. Auch wird die „menschliche Seele nicht täglich durch unmittelbares Eingreifen Gottes geschaffen,

sondern auf natürlichem Wege, wie der Leib, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.“ Gleicher Weise „kann auch der Tod keine Trennung von Seele und Leib genannt werden“. Der ganze Mensch stirbt. „Jeder Theil seines Wesens kehrt zu den Elementen zurück“⁽¹⁾.

Unvermittelt stehen diese Aussprüche neben früher erwähnten desselben Autors. Er fühlt wohl, dass es nach diesem philosophischen Bekenntnis noch schwerer wird, den Ursprung des Uebels zu erklären, da die „Materie wesentlich gut war, da sie unverdorben von Gott ausgieng“, und so „die Seele, die individuelle, belebte, empfindende und vernünftige Substanz, rein von ihm empfangen werden musste“. Aber er zerreisst die geschlossene Kette der Ideen mit derselben gläubigen Sorglosigkeit, mit der er die „ausserordentliche Vorsehung Gottes“ durch ein Wunder in die gesetzliche „Ordnung der Natur“ willkürlich eingreifen lässt (IV. 212).

Es wird nun nicht mehr auffallend erscheinen, warum Milton im Vorwort seines Buches so sehr darauf bedacht war, sich im voraus gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen. Allein noch einige andere Stellen seines Traktates neben jenen von dogmatisch-philosophischem Charakter waren vorhanden, an die sich Anklage und Verleumdung der aufgeschreckten Zionswächter mit Leichtigkeit hängen konnten. Die freie Auffassung des Scheidungsrechtes, wie sie sich der Verfasser des Tetrachordon gebildet hatte, wird, wie bemerkt, wiederum mit alter Unerschrockenheit vorgetragen. Unerwartet ist es, ihn auch über die Taufe eine Meinung äussern zu hören, die sich mit der herrschenden Uebung in Widerspruch setzt. Die Sitte der Kindertaufe fand er nur durch „hohle Argumente“ gestützt. Mit den angeblichen Beweisen aus der Bibel wurde es ihm nicht schwer fertig zu werden, und die Vernunft sagte ihm, dass Unmündige ebenso wenig Gewinn aus dem an ihnen vorgenommenen Akte ziehen könnten wie „Erwachsene aus dem Anhören einer ihnen unbekannten Sprache“. Geht er auch nicht so weit, eine Wiedertaufe zu fordern, so setzt er doch bei den Täuflingen ein Alter voraus, in dem sie „der

Erkenntnis und des Glaubens“ fähig seien. Auch scheint ihm, wie er bereits im verlorenen Paradiese XII. 442 angedeutet hatte, das Eintauchen in fließendes Wasser die unerlässliche Form zu sein (IV. 404 ff.). Am meisten muss es indessen überraschen, in Milton einen Vertheidiger der Polygamie zu entdecken. Hier ist einer der Punkte, wo ihm seine mangelnde Kritik in der richtigen Schätzung alttestamentarischer Ueberlieferungen und Institute, seine Beurtheilung der Schrift, als eines vollständigen Codex der Moral, einen Streich gespielt hat, den ihm auch ein grosser Theil der Nachwelt nicht leicht vergeben wird. Er fand, dass die „heiligen Patriarchen, die Grundpfeiler unseres Glaubens“, mit voller Billigung Gottes mehrere Weiber zu gleicher Zeit gehabt hatten. Er war sich nicht bewusst, dass das neue Testament die Vielweiberei ausdrücklich verboten habe. Alle Bibelstellen, die man ihm entgegenhalten konnte, suchte er zu widerlegen, und mitunter mag ihm auch das abfällige Urtheil, dem er überhaupt das schöne Geschlecht im Gegensatz zum starken unterwarf, die Feder geführt haben. Immerhin wird man anerkennen, wie er selbst in dieser Frage, unbekümmert um die Meinung anderer, mit Freimuth seine Behauptung zu begründen versucht (IV. 225).

Ueberblickt man die ganze Masse von Ideen, die in dem theologischen System verarbeitet worden ist, so wird man die Richtigkeit des Ausspruches Milton's, „dass er keiner Sekte angehören wolle“, vollkommen würdigen⁽¹⁾. Seine Kinder scheinen die Kirche regelmässig besucht zu haben. Von ihm selbst wird berichtet, dass er gegen Ende seines Lebens kein erklärtes Mitglied irgend einer Religionsgenossenschaft gewesen sei, an keiner ihrer Versammlungen Antheil genommen oder in seiner Familie von ihrem besonderen Ritus Gebrauch gemacht habe. Man hat es durch seine Blindheit einigermaßen erklären wollen, dass er es vorzog, dem sonntäglichen Gottesdienst seiner Pfarrkirche fern zu bleiben. Aber man wird beachten müssen, dass er die Religionsübung des Einzelnen, von der Gemeinschaft mit anderen Getrennten, ausdrücklich in Schutz nahm, woferne „das Gewissen dabei seine

Befriedigung findet“⁽¹⁾. Jene stillen und ernsten „Kontemplationen“ über ein ihm vorgelesenes Stück der Bibel, mit denen er den Tag begann, machten seinen Gottesdienst aus. Uebrigens war er weit entfernt davon, anderen seine Art aufzudrängen. Er handelte auch hierin als ein freier Mensch.

Sechstes Kapitel.

Des Lebens Ende.

Das Tagewerk Milton's war seinem Abschlusse nahe. Die grossen Vorsätze, mit denen er sich seit Jahren getragen, waren erfüllt. Dem müden Arbeiter gleich konnte er die Hand sinken lassen. Mochte so mancher der stolzen Träume, in denen der schwärmerische Jüngling Vaterland und Menschheit umfasst hatte, zerronnen sein, mochten sich in den Stürmen, durch die er hindurchgegangen, seiner Stirn und seinem Denken die scharfen Linien sorgenvoller Strenge eingegraben haben, in einem war der Milton des Alters dem Milton der Jugend gleich geblieben: in dem Streben nach Wahrheit, in der Begeisterung für das Schöne, in dem Gefühle sich „immer wie unter dem Auge seines grossen Werkmeisters“ zu befinden.

Nur von ferne drangen die Nachrichten aus der grossen Welt an sein Ohr. Er konnte es mit stiller Genugthuung begrüssen, als Clarendon von seiner stolzen Höhe stürzte. Er mochte die allgemeine Freude theilen, als Englands Bündnis mit Holland und Schweden bekannt wurde. Aber solche Momente der Zufriedenheit mit dem Laufe der öffentlichen Angelegenheiten dauerten nur kurze Zeit an. Lange genug hatte er an der Politik thätigen Antheil genommen, um aus den Berichten der Freunde erkennen zu können, dass

Europa schweren Kämpfen entgegengehe, und dass England in ihnen eine sehr unwürdige Stellung einzunehmen im Begriff sei. In seiner Jugend hatte beständig das Schreckbild einer habsburgischen Universalmonarchie gedroht. In seinen alten Tagen warf das Schreckbild einer bourbonischen Universalmonarchie schon düstere Schatten voraus. Ludwig XIV. begann das Zeitalter zu beherrschen, und Karl II. hatte seine Gründe, auf's neue die schmachvolle Rolle seines Vasallen auf sich zu nehmen. Die Triple-Allianz, auf englische Anregung gegen Frankreichs erobernde Uebermacht abgeschlossen, hatte keinen gefährlicheren Gegner als den englischen König. Er arbeitete im geheimen an ihrer Auflösung. Er erschien als Bundesgenosse Frankreichs gegen die Niederlande. Mit welchem Wechsel der Empfindungen musste der aufhorchende Blinde von den erschütternden Ereignissen erzählen hören, deren Kunde den Welttheil bewegte, von dem jähen Ruin der niederländischen Macht, von dem furchtbaren Schicksale der Brüder de Witt, von dem heldenmüthigen Widerstande des Oraniers, von den gewaltigen Kämpfen zu Land und zur See!

Es waren nicht bloss ernste Betrachtungen politischer Natur, zu denen diese Vorgänge den denkenden Engländer anregten. Seit einigen Jahren war in der Nation eine religiöse Bewegung wieder mächtig geworden, die sich von Tag zu Tage lebhafter äusserte. Auch hier wiederholten sich für Milton die Eindrücke früherer Zeiten. Er war aufgewachsen mit dem puritanischen Gefühle der Angst vor einer gewaltsamen Zurückführung zum Katholicismus und mit dem puritanischen Gefühle des Hasses gegen alles, was mit dem Katholicismus in Verbindung stand. Er erlebte, dass diese Gesinnungen in der Brust seiner Mitbürger mit verstärkter Gewalt wieder aufwachten und im Parlamente den Ausdruck der heftigsten Opposition fanden. Alles, was in einer früheren Epoche den finstersten Argwohn gegen die Regierung Jakob's I. und Karl's I. geweckt hatte, weckte ihn nun gegen die Regierung Karl's II., nur dass die Rolle, die ehemals von Spanien gespielt worden zu sein schien, neuerdings auf Frankreich

übergegangen war. Zwar blieben die Verhandlungen mit Ludwig XIV., welche dazu bestimmt waren, die Wiederherstellung des Katholicismus anzubahnen, in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Allein das Land hatte eine dunkle Ahnung von den Gefahren, welche die französische Allianz sowohl für die parlamentarische Verfassung wie für die anglikanische Kirche in sich berge. Auch damals wieder war es das Loos der englischen Katholiken, dass ihrer Sache durch ihre Vertheidiger am meisten geschadet wurde. Auch damals wieder musste die Idee der Toleranz den Massen in dem bedenklichen Licht einer Gefährdung der Landesfreiheiten und der Landeskirche erscheinen. Noch war die Erinnerung an die Pulververschwörung und an den irischen Aufstand in den Gemüthern lebendig. Man glaubte die ganze bewaffnete Macht des Reiches papistischen Händen ausgeliefert. Der Herzog von York, dessen Uebertritt zum Katholicismus bald offenkundig wurde, kommandirte die Flotte. Katholische Officiere standen in den Regimentern, die zum Zweck einer Invasion Holland's zusammengebracht waren. Den Gesetzen gegen die Rekusanten zum Trotz wuchs die Anzahl der katholischen Kapellen und Bethäuser, der Priester und Jesuiten, der Bruderschaften und Klöster, und der König selbst schien diese Fortschritte mit günstigen Augen anzusehn.

Seine Indulgenz-Erklärung, unmittelbar vor dem Ausbruch des holländischen Krieges erlassen, gab den populären Befürchtungen neue Nahrung. Dass sie den protestantischen Dissenters Freiheit des Kultus in Aussicht stellte, erschien nur als Deckung jener anderen Klausel, welche die Strafgesetze gegen die Katholiken aufhob, woferne sie sich auf den häuslichen Gottesdienst beschränkten (15. März 1672). Das Parlament weigerte sich anzuerkennen, dass die Prärogative der Krone auf kirchlichem Gebiet bis zu einer Aufhebung bestehender Gesetze ausgedehnt werden dürfe und machte die Bewilligung von Geldmitteln für den Krieg von der Zurückziehung der königlichen Deklaration abhängig. Karl II., ohne Hoffnung, diesen Widerstand mit Gewalt brechen

zu können, entschloss sich nachzugeben. Aber mit diesem Siege war das Gefühl der allgemeinen Unruhe nicht befriedigt. Man glaubte der drohenden Gefahr durch Annahme der Test-Akte begegnen zu müssen, durch welche sich jeder von der Bekleidung eines öffentlichen Amtes ausgeschlossen sah, dem sein Gewissen verbot, das Dogma von der Transsubstantiation abzuschwören und das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen (1673). Der Herzog von York legte seine Admiralswürde nieder. Thomas Clifford, dessen Name den Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung jenes schmachvollen Cabal-Ministeriums gebildet hatte, schied aus dem Schatzamt aus. Nicht wenige Inhaber militärischer und civiler Posten waren genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen. Die Nachricht, dass der Bruder des Königs im Begriff stehe, den Interessen Frankreichs und des Katholicismus gemäss, eine modenesische Prinzessin heimzuführen, erweckte neue Besorgnisse für die Zukunft des Landes und steigerte die Erregung gegen die Mitglieder einer Kirche, deren Eroberungspläne man durch die königliche Familie selbst befördert zu sehn fürchten musste. — Es erschien wünschenswerth in demselben Augenblicke, da man das Verhältniss zum Katholicismus in einem eben so argwöhnischen wie unduldsamen Geiste ordnete, die protestantischen Nonkonformisten um so entschiedener mit der herrschenden Landeskirche zu versöhnen. Allein die Verhandlungen, deren Zweck es war, die harten Bestimmungen der letzten Jahre zu mildern, endeten, ohne durch Erlass eines Gesetzes den erwünschten Abschluss zu erhalten.

Man muss sich diese Vorgänge vergegenwärtigen, um es richtig zu würdigen, dass Milton ein Jahr vor seinem Tode noch einmal mit einer Schrift hervortrat, welche die öffentlichen Angelegenheiten berührte⁽¹⁾. Nach langer Pause erhob er wieder seine Stimme in den Kämpfen des Tages, durch innere Neigung unwiderstehlich dazu gedrängt, wenn auch vielleicht von wenigen nur beachtet. „Von wahrer Religion,

Ketzerei, Schisma, Toleranz“ unternahm er zu sprechen. Die Untersuchung, „welche Mittel am besten gegen das Wachsthum des Papismus anzuwenden seien“, sollte ihn besonders beschäftigen. Er kehrte damit zu Gegenständen zurück, denen die Kraft seiner Mannesjahre gehört hatte, und jede Seite seiner Schrift legte Zeugnis dafür ab, dass er in seinen Stärken wie in seinen Schwächen der Alte geblieben war. Er erklärt es nur für eine einfache Pflichterfüllung, dem guten Zweck „der Warnung des Volkes vor dem Wachsthum des römischen Unkrauts“ auch seine Hand zu leihen. Aber seine Methode sollte sich von derjenigen anderer Schriftsteller, die neuerdings in dieser Frage das Wort genommen hatten, unterscheiden. Er will nicht „in das Labyrinth der Konzilien und Kirchenväter eindringen“, jenen „Urwald, in dem der Papist zu kämpfen liebt, nicht aus Hoffnung auf den Sieg, sondern um die Schande seiner Niederlage verdecken zu können“. Er will sich vielmehr an „die gewöhnliche Fassungskraft“ wenden und die Entscheidung aus allgemeinen Grundsätzen ableiten. Eine Erläuterung dessen, was er unter „wahrer Religion“ begreift, macht daher billig den Anfang. Der bekannten Formel gemäss besteht sie nur in derjenigen Art der Gottesverehrung, die aus dem Worte Gottes selbst, d. h. aus der Bibel gelernt wird. Aber das Recht der freien Auslegung bleibt dabei gewahrt. Allerdings darf „allein das Wort Gottes die Norm wahrer Religion bilden“, aber niemand soll gezwungen sein, „zu glauben gegen oder ohne Autorität der Schrift“, nur weil „die Kirche so glaubt“. Diese beiden Grundsätze scheinen Milton Gemeingut des gesamten Protestantismus zu sein. Er bezweifelt nicht, dass, wenn sie aufmerksam befolgt worden wären, „viele Debatten und Streitigkeiten, viele Spaltungen und Verfolgungen“ in der protestantischen Welt sich hätten vermeiden, und dafür alle Kräfte „gegen den gemeinsamen Feind“ vereinigen lassen. Aus dem Begriff der „wahren Religion“ ergibt sich der Begriff der „Ketzerei“. Ketzerei besteht in einer Religion, „welche aus menschlicher Tradition und aus Zusätzen zum Worte Gottes geschöpft und danach geglaubt wird“. „Daraus

folgt mit voller Klarheit, dass von allen bekannten Sekten oder vorgeblichen Religionen in der Christenheit der Papismus heutigen Tages die einzige oder grösste Ketzerei ist, und der halsstarrige Papist, der so schnell bei der Hand ist alle anderen als Ketzer zu brandmarken, selbst der einzige Ketzer.“

Von diesen theoretischen Vordersätzen aus gilt es die Anwendung auf's praktische Leben zu machen. Was zunächst den Protestantismus betrifft, so hiesse es von seinem wichtigsten Princip abfallen, wenn man sich durch die schreckenden Worte Schisma und Sekten dazu verführen lassen wollte, den Begriff der Ketzerei auf die verschiedenen Denominationen anzuwenden, die sich auf Grund der Reformation gebildet haben. Denn darin sind sie sich alle gleich, dass sie „einig das Wort Gottes als Glaubensregel anerkennen und sich mit allem Eifer und aller Aufrichtigkeit des Herzens bemühen, sie durch Lesen und Studium und Gebet um Erleuchtung des heiligen Geistes zu verstehn“. Sie können darin irren, aber „Irrthum ist eine menschliche Schwäche, und niemand ist hier auf Erden unfehlbar“. Von einem höheren Gesichtspunkt aus erscheinen daher alle die Unterschiede zwischen den Anhängern der reformirten Lehre als geringfügig. „Der Lutheraner glaubt an die Konsubstantiation; es ist in der That ein Irrthum, aber kein tödtlicher. Dem Calvinisten legt man den Prädestinationsglauben zur Last, und dass er Gott zum Urheber der Sünde mache, allein er thut es ohne irgendwie unehrerbietig von Gott zu denken, indem er möglicher Weise seine absolute Gewalt übereifrig betont und nicht ohne sich auf die Schrift zu berufen. Den Anabaptisten klagt man an, dass er den unmündigen Kindern das Recht auf die Taufe abspreche, auch er behauptet, ihnen nichts zu verweigern, als was ihnen gleichfalls durch die Schrift verweigert wird. Der Arianer und Socinianer wird beschuldigt, die Lehre von der Dreieinigkeit zu läugnen, indess sie versichern nach der Schrift und dem apostolischen Bekenntnis an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist zu glauben, während sie allerdings die Ausdrücke Trinität, Triunität,

Koëssentialität, Tripersonalität und dergleichen als scholastische Begriffe, die sich in der Schrift nicht vorfinden, verwerfen. Der Arminianer endlich wird deshalb verdammt, weil er den freien Willen gegen die freie Gnade behauptet, aber er weist diese Beschuldigung in allen seinen Schriften zurück und gründet sich ausführlich nur auf die Schrift“. Man erkennt in diesen Sätzen den Autor des grossen theologischen Systems wieder. Er hat sich sein eigenes Haus nach reiflicher Ueberlegung gegründet, aber er ist tolerant gegen die Nachbarn, die auf demselben Boden mit ihm, wenschon nach einem anderen Stil, gebaut haben.

„Fragt man nun, wie weit sie geduldet werden sollen, so antworte ich: zweifellos in gleicher Weise, da sie alle Protestanten sind.“ Man gebe ihnen daher vollkommene Freiheit des Kultus und der Rede, Freiheit „durch Disputationen, Predigen in ihren Gemeinden, Veröffentlichung von Druckschriften von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen“. Es war die ausgesprochene Verurtheilung der Politik, welche seit der Restauration die Gesetzgebung gegenüber den Dissenters beherrscht hatte, die Forderung der Toleranz für alle Bekenner des Protestantismus in einem weiteren Umfang, als sie Cromwell jemals gewährt, als sie Milton selbst in einer Zeit zu verlangen gewagt hatte, da die besiegte bischöfliche Kirche dem strengen Puritaner als „abgöttisch“ erschienen war.

Ganz anders stellt er sich zum Katholicismus, „die einzige und grösste Ketzerei“, wie er ihn definirt hatte. Wir wissen bereits, dass er weit davon entfernt war, eine Gleichgiltigkeit der staatlichen Gewalten gegenüber Ketzerei, dies Wort in seinem Sinne aufgefasst, in Schutz zu nehmen. Schon aus diesem Grunde hat er sich niemals dazu verstehn können, den Grundsatz der Toleranz in gleicher Weite auf Protestanten und Katholiken anzuwenden. Immer aber, und in der damaligen erregten Zeit mit doppeltem Gewicht, war noch etwas anderes hinzugetreten. „Beim Pabstthum hat man es mit einem Zwiefachen zu thun. Es beansprucht eine doppelte Macht, eine kirchliche und politische, beide usurpirt, aber

sich gegenseitig stützend. . . In diesem gemischten Charakter giebt der Pabst vor, ein Recht auf Königreiche und Staaten und insbesondere auf dies englische Reich zu haben. Er setzt Könige ein und ab und entbindet das Volk des Gehorsams gegen sie . . . Auch jetzt hat er, obgleich wir sein babylonisches Joch abgeschüttelt haben, nicht aufgehört, durch seine Spione und Agenten, seine Bullen und Emissäre auf die Vernichtung von König und Parlament hinzuwirken und so viele als möglich aus dem Volke zu verführen, zu korrumpiren und zum Abfall zu bringen“. — Es ist nicht anders: Milton bleibt auch darin ein beschränktes Kind seiner Zeit, dass er den Katholiken schlechtweg als Staatsfeind, die blosse Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als Zeichen einer Gesinnung auffasst, die als solche Strafe verdiene. Auf die Frage, ob „Leute von diesen religiösen Grundsätzen gegenüber dem Staate“ überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft zu dulden seien, will er sich indess nicht einlassen. Dies ist Sache „der Obrigkeit, die am besten fähig ist, für ihre eigene und die öffentliche Sicherheit zu sorgen“. Für ihn handelt es sich, das Dasein von Katholiken im Staatsverbande einmal als ungefährlich zugegeben, um jene andere Frage, „in wie weit die Ausübung ihrer Religion zu dulden sei“. Und in diesem Punkte ist er unerbittlich. Jeder Kultus kann entweder „öffentlich oder privat“ sein, aber der Kultus der katholischen Religion, „insoferne er abgöttisch ist, darf weder auf die eine noch auf die andere Weise geduldet werden, weder öffentlich, ohne damit allen gewissenhaften Zuschauern den stärksten und unerträglichsten Anstoss zu geben, noch privatim ohne eine schwere Beleidigung Gottes, der sich gegen alle Art Idolatrie, auch die geheime, erklärt hat“. Der katholische „Bilderdienst und seine gesammte Zubehör“ darf nach seiner Ansicht selbst mit Verletzung katholischer Gewissen entfernt werden. Wer sich zum Katholicismus bekennt, soll wenigstens nicht das Recht haben, es vor der Welt zu zeigen. Ausgenommen bleiben selbstverständlich „Fremde (Gesandte), die durch das Völkerrecht privilegiert sind“.

Man sollte hienach erwarten, dass die harten Pönalgesetze

den vollen Beifall Milton's finden würden, allein so weit lässt ihn sein independentisches Gefühl wieder nicht gehn. Den Katholiken „um ihrer Religion willen körperliche Strafe oder Geldbusse aufzulegen“ scheint ihm weder die Milde des Evangeliums zu gestatten, noch die Sicherheit des Staates zu erfordern. Disputationen mit den Katholiken hält er nur dann für wünschenswerth, wenn sie die Schrift allein als Norm anerkennen wollen. Das Hauptmittel „um dem Wachsthum des Papismus entgegenzuarbeiten“ sieht er indessen in einer eifrigen Lektüre der biblischen Urkunden, die in englischer Uebersetzung „jedem Stande“ zugänglich gemacht worden sind, und in einer „Besserung der Sitten“, ohne die man es immer sehr bequem finden wird, sich der römischen Kirche mit ihrer „leichten Beichte und Absolution, mit ihren Indulgenzen und Messen, Agnus Dei und Reliquien“ in die Arme zu werfen. In einer Zeit, die nicht müde wurde, über den biblischen Jargon der Heiligen zu spotten, wollte er es nicht gelten lassen, dass sich „der Landmann, der Kaufmann, der Jurist, der Arzt, der Staatsmann durch seine Geschäfte für entschuldigt halten dürfe kein eifriges Studium der Bibel zu treiben“. Unter einem Geschlecht, in welchem „in den letzten Jahren Stolz, Luxus, Trunkenheit, Unzucht, Schwören und Fluchen . . immer mehr zugenommen hatten“, wagte er es, dem Grabe nahe, noch einmal den Warnruf des puritanischen Moralpredigers erschallen zu lassen.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, bemänteln zu wollen, dass eben die puritanische Denkungsart dem Toleranzbegriff Milton's bis zu seinem letzten Athemzuge eine unübersteigliche Schranke gesetzt hat. Nur ein gänzliches Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse konnte einen ehrlosen Schwindler veranlassen, Milton einige Jahre nach seinem Tode als Mitglied eines „papistischen Klubs“ zu bezeichnen⁽¹⁾. Er hatte einst den Worten Roger Williams' gelauscht. Aber er ist niemals zu jener Freiheit der Anschauung vorgedrungen wie der Gründer von Rhode-Island, der hochbetagt aber ungebrochen auf dem zukunftsreichen Boden jenseits des Oceans

noch immer das glänzende Banner aufrecht hielt, das er zuerst den Muth gehabt hatte zu entfalten⁽¹⁾.

Zu eben der Zeit als Milton's Schrift „von wahrer Religion“ erschien, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit noch in anderer Weise wiederum auf seinen Namen hingelenkt. Milton war nur einer von vielen gewesen, die sich durch die Tagesereignisse veranlasst gesehen hatten, das unerschöpfliche Thema von der Zuständigkeit der Staatsgewalt in Fragen des kirchlichen Lebens auf's neue zu behandeln. Aus der grossen Literatur, die sich damals um diesen Gegenstand drehte, hatte das Werk Samuel Parker's über die „Kirchenpolitik“ nicht das geringste Aufsehn gemacht, theils wegen des Inhaltes des Buches, das allen puritanischen Geistern höchst anstössig sein musste, theils wegen der Persönlichkeit des Autors, den sie als einen Abtrünnigen zu betrachten Grund genug hatten. Denn Parker war in jungen Jahren eine Säule der independentischen Partei gewesen, um nicht lange nach der Restauration seinen Frieden mit den herrschenden Mächten in Staat und Kirche zu machen und unter Jakob II., vielfach für einen Proselyten des Katholicismus gehalten, als Bischof von Oxford zu enden. Sein kirchenpolitisches Werk verwickelte ihn in heftige literarische Streitigkeiten. Anfangs nicht ohne gewisse Erfolge, hatte er das Unglück, dass auch Milton's Freund, der geistreiche Andrew Marvell, gegen ihn auftrat. Dieser setzte ihm mit so viel Witz und Derbheit zu, dass er nach Burnet's Urtheil alle Freunde des Humors auf seine Seite brachte und „vom König bis zum Krämer“ eifrige Leser fand. Parker blieb indessen die Antwort nicht schuldig. Auch nahmen zahlreiche Vertheidiger seine Partei. Und einer von ihnen benutzte, wie Parker selbst, die Gelegenheit, nicht nur Marvell alles Böse nachzusagen, sondern auch seinen Freund Milton, gleich als wäre dieser sein heimlichen Mitarbeiter gewesen, an den Pranger zu stellen. Es ist als hätte man es darauf abgesehn gehabt, ihn mit Gewalt in eine Fehde hineinzuziehen, die ihm von Haus

aus ganz fremd war. Seine politische Thätigkeit wird in Erinnerung gebracht, die wichtigsten seiner Schriften werden durchgenommen. Er ist, wie er es schon für frühere Gegner gewesen war, der „blinde Schulmeister“, er hat durch seine Schriften über die Ehescheidung „die Unzucht geheiligt“, selbst daraus wird ihm ein Verbrechen gemacht, dass er sich im verlorenen Paradies für den reimlosen Jambus entschieden hat.

Marvell hielt es für seine Pflicht, den alten Genossen zu vertheidigen. Milton ist, in dieser Weise lässt er sich vernehmen, ein Mann von so grosser Gelehrsamkeit und von so grossem Verstande wie irgend einer. Es war sein Unglück in einer stürmischen Zeit zu leben und auf die unterliegende Seite geschleudert zu werden, und er hat inmitten des Kampfes gewisse gefährliche Traktate geschrieben. . . Bei der Rückkehr des Königs hat er, wie du selbst, vor diesem Gnade gefunden und seitdem in stiller Zurückgezogenheit seine Vergangenheit abgebüsst. Ich habe dich einige Zeit danach in Milton's Hause zufällig getroffen. . . Damals wandertest du Moorfields auf und ab und suchtest in den Sternen zu lesen, wie lange wohl die Herrschaft des Königs dauern könnte. Das war die Zeit, in der du Milton unablässig besuchtest und Tag für Tag in seinem Hause zu finden warest.“ — Wie man hieraus ersieht, hatte Samuel Parker selbst in früheren Jahren zu Milton's Bekanntenkreise gehört. Um so grösser war Marvell's Erbitterung, als er die Verleumdungen seines Freundes gewahr wurde. Doch that er Parker darin ohne Zweifel Unrecht, dass er sie sämmtlich auf dessen Rechnung schrieb. Sie scheinen grössten Theils aus der Feder eines gewissen Richard Leigh geflossen zu sein, der, ohne seinen Namen zu nennen, gegen Marvell in die Schranken getreten war⁽¹⁾. Vielleicht war es dieser ungenannte Denunciant, dem Milton noch selbst das Handwerk zu legen gewillt war. Wenigstens will sich sein Neffe erinnern, „dass er eine Erwiderung auf ein possenhaftes Libell eines kleinen marktschreierischen Skribenten in London für den Druck vorbereitet hatte“. Doch fügt er hinzu, dass „diese Erwiderung niemals herausgekommen sei, entweder auf das Abrathen

von Freunden, welche den Burschen seiner Beachtung nicht werth fanden oder aus irgend einem anderen unbekannten Grunde⁽¹⁾.

Eine andere Schrift, ein kurzer Abriss einer geographisch-historischen Beschreibung des russischen Reiches und der angrenzenden östlichen Länder ist erst acht Jahre nach Milton's Tode erschienen⁽²⁾. Das Werkchen war, wie der Herausgeber in einer Vorbemerkung versicherte, „von der eigenen Hand des Autors geschrieben, ehe er sein Augenlicht verlor, und er hatte kurz vor seinem Tode den Druck verfügt“. Der Buchhändler hatte indess gehofft, noch „irgend ein anderes passendes Stück von der Hand desselben Autors“ zur Ergänzung dieser Kleinigkeit zu erhalten und aus diesem Grunde die Edition verschoben. Auf eine genaue Beschäftigung mit der Geographie Russland's hatten bereits mehrere Stellen des verlorenen Paradieses schliessen lassen. Dass die Arbeit schon „vor vielen Jahren“ vollendet war, bestätigt auch die kurze Vorrede, welche Milton gegen Ende seines Lebens im Hinblick auf die Veröffentlichung abgefasst hatte. Zugleich spricht er sich hier über den Zweck seiner Studie aus. Sie sollte, wie es scheint, nur den ersten Theil eines grösseren Ganzen bilden, einer Sammlung von Traktaten, welche die politische Geographie einzelner Länder mit besonderer Rücksicht auf die Sitten, die Religion, die Regierung ihrer Bewohner darzustellen bestimmt waren. Der Mangel einer solchen Sammlung war Milton vermuthlich beim Unterricht aufgefallen. Was er vorfand, erschien ihm wenig genügend, „entweder zu kurz und lückenhaft“ oder „zu umfangreich und ermüdend“ sowie auch „angefüllt mit langen Geschichten von lächerlichen, abergläubischen Vorstellungen, Ceremonieen, wunderlichen Gewohnheiten und anderen unbedeutenden und gleichgiltigen Dingen“. Ein nachahmenswerthes Vorbild erblickte er in Paolo Giovio's „*Descriptio Britanniae, Scotiae, Hiberniae et Orcadum nec non Moscoviae*“ (1571), auch geht man wohl nicht irre, wenn man annimmt, dass ihm Tacitus' *Germania* als höchstes Muster vorgeschwebt habe. Das ganze Unternehmen gehörte so recht in den Kreis der encyklopä-

distischen Bestrebungen, welche sich, wenn auch vorzüglich nach anderer Richtung hin, in Comenius und Hartlib geäußert hatten⁽¹⁾. Es galt auch hier das vorhandene Material zu sammeln und in allgemein verständlicher Form einem grösseren Leserkreis zugänglich zu machen. Erste, entschiedene Versuche einer Popularisirung der Wissenschaft, die im folgenden Jahrhundert eine ungeahnte Ausdehnung erlangten. Wie sehr die Stimmung der Zeit der Ausführung eines solchen Planes entgegenkam, bewies der grosse Absatz, den die berühmte Sammlung der Elzevier'schen Republiken fand.

Nach dem Gesagten wäre es unbillig, an Milton's Arbeit den Anspruch selbstständiger Forschung zu stellen. Er war darauf angewiesen, aus zweiter Hand zu schöpfen und verzichtete auf eine einlässliche Kritik. Unter den von ihm benutzten Reisebeschreibungen, mit deren Register er seine Skizze beschliesst, sind ihm vorzüglich diejenigen zu Statten gekommen, die er in den Sammelwerken von Richard Hakluyt und Samuel Purchas vorfand. Einige Notizen verdankte er vielleicht auch seinem Freunde Marvell, der 1663 als Sekretär Lord Carlisle's eine Reise nach dem Norden unternommen hatte. Was ihm die verschiedenen Berichte darboten, hat er nicht ohne Geschick, in knapper aber ansprechender Form verarbeitet. Irre ich nicht, so zeigt sogar das Englische dieses Büchleins einen leichteren Fluss, als man ihn sonst in Milton's Schriften zu finden gewohnt ist. Man wird es begreiflich finden, dass die Geschichte des Demetrius den Dichter besonders angezogen zu haben scheint. Wenn er an einer Stelle hervorhebt, dass das russische Gesetz dem Manne im Falle „äussersten Widerwillens“ die Scheidung erlaube, so hat er sich dabei ohne Zweifel seiner eigenen Beschäftigung mit eben dieser Frage erinnert.

Es mag sein, dass Milton durch diese erneute Beschäftigung mit den Angelegenheiten der östlichen Völker und durch eine Aufforderung des Buchhändlers dazu bewogen wurde, eine Arbeit zu veröffentlichen, für die man vergeblich nach einem tieferen Grunde sucht. Es war eine englische Uebersetzung der lateinischen Deklaration, welche die Wahl Johann Sobieski's

zum König von Polen verkündigte. Immerhin war sowohl die Heldengestalt des neuen Königs wie auch der staatsrechtliche Akt, dem er seine Würde verdankte, wohl fähig die Theilnahme eines Mannes zu erregen, welcher sich noch der Zeiten erinnern konnte, da einem Cromwell von einem englischen „Reichstag“ die Krone angeboten worden war. Auch konnte das Aktenstück in gewissem Sinn zur Bekräftigung der politischen Theorie dienen, die Milton einst im Kampfe für den Begriff der Volkssouveränität mit offenem Visier verfochten hatte, nun aber unter veränderten Verhältnissen nur durch den Hinweis auf auswärtige Ereignisse seinen Landsleuten nahe legen durfte⁽¹⁾.

Von grösserem Werthe für die Freunde des Dichters war es, dass ein Jahr vor seinem Tode eine neue Ausgabe seiner vermischten Gedichte nöthig wurde, der er einen Abdruck des Traktates „über die Erziehung“ beifügte⁽²⁾. Achtzehn Jahre waren verflossen, seit diese Gedichtsammlung zuerst erschienen war, doch war die Vermehrung, welche sie nach einem so langen Zeitraum erfuhr, nicht sehr bedeutend. Ausser demjenigen, was nach dem Jahre 1645 entstanden war, fanden auch zwei poetische Jugendversuche, welche früher gefehlt hatten, hier Aufnahme. Dagegen erschien es bedenklich, vier der Sonette zum Abdruck zu bringen, in denen die antiroyalistische Gesinnung des Autors unverhüllt hervortrat, die Sonette auf Fairfax, Vane, Cromwell und das zweite, welches Cyriack Skinner gewidmet war. Auch das Widmungsschreiben Lawes' zum Comus und der schmeichelhafte Brief Henry Wotton's blieben fort. — Wurde die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums in dieser Weise wieder auf Milton gelenkt, so war es begreiflich, dass ein unternehmungslustiger Buchhändler sich noch anderer Schöpfungen seines Geistes zu bemächtigen suchte. Derselbe Verleger, bei dem die Deklaration der Polen und nach Milton's Tode der Abriss der russischen Geschichte erschien, Brabazon Aylmer, wusste aus dieser beinahe erschöpften Mine noch einen Gewinn zu ziehn. B. Aylmer war nach der Schilderung eines Zeitgenossen nicht nur „ein sehr gerechter und frommer

Mann“, sondern „mit den Erfordernissen seines Geschäftes wohl vertraut und so gut wie irgend ein anderer seiner Berufsgenossen mit höchst nützlichen Unternehmungen beschäftigt“. Seiner Gewandtheit ist es später sogar gelungen, vorübergehend den Verlag des „verlorenen Paradieses“ zu erwerben. Was er damals erlangte, war von anderer Art. Dank der ausserordentlichen Sorgfalt Milton's waren Abschriften von einunddreissig seiner lateinischen Privatbriefe vorhanden, die er des Abdruckes nicht für unwerth hielt. Da diese aber nicht einmal ein mässiges Bändchen füllten, so liess ihn der Verleger „durch einen gemeinschaftlichen Freund“ ersuchen, auf irgend eine Ergänzung bedacht zu sein. Das einzige, was sich ihm darbot, waren jene sieben rhetorischen Essays, die der cambridger Studienzeit angehörten, und er glaubte nach Brabazon Aylmer's Versicherung sich ihrer „nicht schämen zu müssen“. Auf diese Weise sind uns diese anziehenden Dokumente einer früheren Epoche des Dichters, wenn auch in nachlässiger Wiedergabe, erhalten worden⁽¹⁾. Dagegen wurde die Absicht des Verlegers vereitelt, auch die Staatsbriefe Milton's, die aus der Zeit seines Sekretariats stammten, an's Licht zu bringen. Die Machthaber des Tages, welche die „Erlaubnis dazu hätten geben müssen“, waren, wie er bemerkt, „aus gewissen Gründen dagegen“. Sie sind zuerst 1676 von einem fanatischen Royalisten edirt worden, der seiner Vorrede zufolge einige Zeit schwankte, „ob er sie der Presse oder den Flammen“ überliefern sollte. Im Jahre 1690 erschien eine Ausgabe in Deutschland, und 1694 hat sodann Edward Phillips eine englische Uebersetzung dieser politischen Aktenstücke veröffentlicht, der er die Biographie seines Oheims und jene vier früher ausgelassenen Sonette hinzufügte. Die Stuarts waren verjagt, und unter Wilhelm III. war es kein Verbrechen mehr ein Gedicht zum Preise Oliver Cromwell's oder Henry Vane's der Vergessenheit zu entreissen⁽²⁾.

In einer anderen Publikation Edward Phillips', die nur ein Jahr nach dem Tode Milton's erschien, aber schon zwei Monate vor seinem Ende die Censur passirt hatte, fällt es nicht schwer, wenn nicht seine Hand, so doch seinen Geist

zu entdecken. Es war ein kritisch-biographisches Sammelwerk, in welchem berühmte Dichter des Alterthums und der Neuzeit behandelt wurden. Schon die Vorrede ist reich an Aeusserungen, wie sie Phillips oft genug aus dem Munde des Oheims vernommen haben mochte. Die ideale Auffassung des Dichterberufs, die Polemik gegen die Nachahmung der Franzosen, die Erhebung des „heroischen Gedichtes“, des Epos, auf die höchste Stufe unter den verschiedenen Gattungen der Poesie: alles dies deutet auf den Einfluss Milton'scher Lehren hin. Man glaubt, ihn selbst zu hören, wenn die „Grösse des Dichters“ lediglich nach der „Grösse der Erfindung“ bemessen, wenn die Kunst des Versificirens, das „leere Wortgeklingel“, dem „erhabenen Gegenstande“, „der Majestät des Vorwurfs“ nachgesetzt, wenn von dem Dichter verlangt wird, dass er nicht versäume, sich unablässigen, selbst gelehrten Studiums zu befleissigen, um bei seinen Schilderungen von Menschen und Dingen keine Fehler zu begehn. Was zum Nachtheil des Reimes gegenüber dem reimlosen Verse, zum Vortheil der antiken Tragödie gegenüber der modernen gesagt wird, klingt wie eine Erinnerung an die Vorreden zum verlorenen Paradiese und zum Samson. — Bei der Beurtheilung der einzelnen Dichter kommt wiederum Milton's Einfluss zur Geltung. Euripides, den er so hoch verehrte, ist der „Fürst und Koryphäe der griechischen Tragödie“. Shakespeare und Ben Jonson werden in einer Weise charakterisirt, welche sehr an Milton's eigene Worte erinnert (s. o. I. 253). Wenn unter den Italienern „Giacopo Gaddi“ genannt wird, der „unter den Dichtern seines Volkes berühmt sei“, so ist darin vielleicht eine schmeichelhafte Erinnerung Milton's an den florentiner Jugendfreund zu finden. Wenn Hugo Grotius' lateinische Gedichte besonders hervorgehoben werden, so sollte der „vertriebene Adam“ unter ihnen sicherlich nicht die letzte Stelle einnehmen. Und so darf man vielleicht auch Milton'sche Einwirkung in dem Urtheile erkennen, das über Corneille und Dryden ausgesprochen wird. In beiden Fällen fehlt es nicht an Worten der Anerkennung, aber zu gleicher Zeit findet der Tadel der „heroischen Schauspiele“, ihrer Unart „beständiger Reime“, ihrer

Ueberladung mit „affektirter Liebe und Ehre“, mit einem Worte „jener Korruption der englischen Bühne“ durch das Eindringen französischen Geschmacks einen so energischen Ausdruck, wie er dem Dichter des verlorenen Paradieses wohl angestanden hätte. Dies Epos selbst und sein Verfasser werden mehrfach in einer Weise hervorgehoben, die der Pietät wie dem Taktgefühl von Edward Phillips alle Ehre macht⁽¹⁾.

Milton war noch die Freude zu Theil geworden, eine zweite Auflage seines grössten Werkes vorbereiten zu können. Das Gedicht hatte denn doch trotz der Ungunst der Zeiten so viel Beifall gefunden, dass etwa anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen dreizehnundert Exemplare verkauft worden waren. Man kennt eine Urkunde (vom 26. April 1669), durch welche der Empfang jener weiteren 5 Pfund quittirt wurde, deren Auszahlung der Buchhändler vom Absatz der erwähnten Anzahl von Exemplaren abhängig gemacht hatte. Es bleibt unklar, warum fünf Jahre verstrichen, ehe Hand an eine zweite Auflage gelegt wurde. Allein Thatsache ist, dass eine solche erst im Todesjahre Milton's erschien. Hier hatte er, von kleinen Verbesserungen abgesehen, als wichtigste Aenderung die Theilung des Ganzen in zwölf Bücher vorgenommen, welche die Zufügung einiger überleitender Verse im Anfang des achten und zwölften Buches nach sich zog. Auch fehlte es dieser zweiten Ausgabe nicht an vorgedruckten Lobversen, die zwei Freunde, der Arzt Samuel Barrow und der Dichter Andrew Marvell, beigesteuert hatten. Sie machen beide kein Hehl daraus, wie tief sie von der Grossartigkeit des Milton'schen Gedichtes durchdrungen sind, und der erste glaubt es sogar über die epischen Meisterwerke der römischen und griechischen Literatur erheben zu dürfen⁽²⁾.

Noch weit besser beweist indess eine andere Thatsache, dass sich die Aufmerksamkeit auf den blinden Sänger und seine grösste Schöpfung hinlenkte. Der angesehenste Dichter des Tages war ohne Zweifel John Dryden. Er hatte 1670, zwei Jahre nach dem Tode Davenant's, auch die Würde des poeta laureatus erlangt. Nach Milton's Urtheil war sein Ruhm allerdings wenig verdient, wenn anders das scharfe

Wort „Mr. Dryden ist ein Reimer, aber kein Dichter“ wirklich von ihm gesprochen worden ist. Immerhin ward ihm der Triumph, den gefeierten und verwöhnten Liebling der vornehmen Welt als Bittenden in seiner ärmlichen Wohnung zu empfangen. Dryden gieng zu ihm und bat ihn um Erlaubnis, aus dem „verlorenen Paradiese“ ein „gereimtes Drama“ machen zu dürfen. Milton erwiderte ihm nicht ohne Ironie, er gestatte ihm „seine Verse zuzuspitzen“, indem er auf die herrschende Mode anspielte, die bunten Bänder, mit denen man sich schmückte, noch in Metallspitzen auslaufen zu lassen⁽¹⁾. Es war indessen nicht bloss auf ein „gereimtes Drama“ abgesehen, sondern auf ein ähnliches Experiment, wie es sich in unseren Tagen Faust und Wilhelm Meister und Hamlet haben gefallen lassen müssen. Dryden wünschte aus dem verlorenen Paradiese ein Libretto zu machen, obwohl er eine theatralische Aufführung gar nicht ernstlich in's Auge gefasst hatte. Und so erschien kurze Zeit nach Milton's Tode „der Stand der Unschuld oder der Fall des Menschen, eine Oper“. Die Freunde Milton's werden über diese Entheiligung empört gewesen sein. Man sieht ganz deutlich, wie Andrew Marvell in seinem Lobgedichte vor der zweiten Ausgabe des „verlorenen Paradieses“ sich heftig gegen Dryden wendet. Eben dieser ist es, der es „gewagt hat, die ganze Schöpfung in Scenen zu verwandeln und als Theaterstück vorzuführen“, der das „Reimgeklingle“ nicht unterlassen konnte, während Milton es verschmäht hatte.

Dryden selbst war sich der Grösse seines Vorbildes und seiner eigenen Schwäche sehr wohl bewusst. Er soll nach der ersten Lektüre des verlorenen Paradieses gesagt haben: „Dieser Mann sticht uns alle aus und die Alten dazu“, und diese Ansicht findet sich in den berühmten Versen wieder, die Dryden 1688 der vierten Ausgabe des verlorenen Paradieses beizufügen erlaubte. Aber er zögerte auch nicht, unmittelbar nach Milton's Tode in jener „Apologie für heroische Poesie und poetische Lizenz“, die er der Veröffentlichung seines Operntextes vorausgehen liess, seiner Meinung öffentlich Ausdruck zu geben. Mit vollem Freimuth gesteht er ein, dass

sein Werk „seine ganze Grundlage, einen Theil seines Planes und viele seiner schönsten Stellen dem verstorbenen Autor des verlorenen Paradieses verdanke“. Er hofft zu seinem eigenen Vortheil, dass niemand sich die Mühe nehmen werde, die beiden Werke mit einander zu vergleichen, da das Urbild des seinigen „unzweifelhaft eines der grössten, edelsten und erhabensten Gedichte“ sei, die „das Zeitalter oder die Nation“ hervor gebracht habe. Ein solches Urtheil, von einem Manne in der Stellung Dryden's ausgesprochen, durfte wohl als der Ausdruck eines grösseren Kreises von Lesern gelten⁽¹⁾. Freilich erst eine spätere Zeit hat dem Dichter des verlorenen Paradieses die zweite Stelle auf dem englischen Parnass angewiesen, aber der Abend seines Lebens wurde doch noch durch einige Strahlen der öffentlichen Gunst vergoldet.

Man sollte wünschen, dass sich auch das Bild seines Familienlebens in dieser letzten Zeit mit heiteren Farben ausmalen liesse, allein wir wissen nur zu gut, dass das Verhältniss der Kinder zu ihrem Vater diesem sein Alter verbitterte. Mitunter sieht man Bilder, welche den blinden Dichter darstellen, wie er in theatralischer Haltung den verzückt aufhorchenden Töchtern die Aussprüche seiner Muse in die Feder diktirt. Der Phantasie des Künstlers mag eine derartige fromme Täuschung gestattet werden. In Wahrheit liess sich von kindlichem Gefühl dieser Töchter kaum reden, und keine von ihnen wurde dem Oedipus zur Antigone. Es mag sein, dass sie sämmtlich die Herrschaft der Stiefmutter, so milde diese auch war, von Anfang an drückend fanden. Die beiden jüngeren waren des Nachschreibens und Vorlesens in Sprachen, die sie nicht verstanden, schon längst überdrüssig geworden. „Sie konnten, nach Phillips' Worten, den Aerger wegen dieser Art von Beschäftigung nicht immer verbergen, und er brach je mehr und mehr in Ausdrücken des Unwillens hervor. Zuletzt wurden sie sämmtlich, die älteste mit eingeschlossen, aus dem Hause gethan, um das Anfertigen von künstlichen und feinen Handarbeiten zu erlernen, namentlich Stickereien in Gold oder Silber.“ Auch hatte die älteste zur Zeit, da ihr Vater starb, ein Posamentir-Geschäft, „von dem sie, nach der gericht-

lichen Aussage eines Zeugen, leben konnte“. Ob diese Entfernung vom väterlichen Hause wirklich auf den Willen Milton's zurückzuführen ist, machen gewisse Worte, die er selbst hat fallen lassen, einigermassen zweifelhaft, das aber wird auch sonst bezeugt, dass alle drei Töchter die letzten „vier oder fünf Jahre“ seines Lebens mit ihm nicht unter einem Dache wohnten. Als Pflegerin und Genossin blieb ihm sein Weib, seine „Betty“, wie er sie zu nennen liebte. Sie soll ihn wegen seiner Sorglosigkeit in Geldsachen mitunter geneckt haben⁽¹⁾, übrigens lebten beide in bestem Einvernehmen. In einfach-häuslicher Weise erfüllte sie ihre Pflichten, wie sie denn auch als Wittwe das Andenken des verstorbenen Gatten immer geehrt hat und einige kostbare Reliquien, die an ihn erinnerten, bis zu ihrem Tode sorgfältig aufbewahrte.

Noch schien nichts auf das nahe Ende Milton's hinzuweisen. Er war gesund, selten gebrauchte er irgend eine Medicin, nur hie und da nahm er etwas Manna. Das Brustbild des Zweiundsechzigjährigen, jener Stich Faithorne's, welcher der „Geschichte Englands“ hinzugefügt worden ist, nach Aubrey's Versicherung freilich ebenso unähnlich wie die übrigen Bilder vor Miltons Büchern, giebt denjenigen Begriff von dem Aeusseren des Dichters, wie es sich der Vorstellung der Nachwelt eingeprägt hat. Ernst und einfach erscheint die Tracht: der faltenreiche, dunkle Mantel, der sich um die Schultern schlingt, der weisse, herabfallende Kragen, unter dem nur eben eine Quaste sichtbar wird. Das Haar, anscheinend noch wenig grau, in der Mitte gescheitelt und auf beiden Seiten lose niederwallend, umschliesst ein schmales, hageres Gesicht, in dem man wohl noch die Züge des Jünglings herausfinden kann, dem aber die Spuren Jahrzehnte langer äusserer und innerer Kämpfe eingeprägt worden sind. Der weiche, mädchenhafte Ausdruck ist verschwunden, scharfe Linien umspielen die festgeschlossenen Lippen, die Augen blicken starr, doch ohne deutliche Anzeichen, dass ihre Sehkraft erloschen ist. Der äusseren Erscheinung entsprach das Wesen des Mannes. Ein nicht geringer Grad von Selbstge-

fühl, verbunden mit puritanischer Strenge, verliehen der Persönlichkeit des alternden Milton etwas Imponirendes und Ehrfurcht Gebietendes, ohne dass er deshalb die Gabe anmuthiger Unterhaltung verloren hätte. „Sein Temperament war ernst, aber nicht melancholisch oder wenigstens nicht bis gegen Ende seines Lebens. Er war nicht mürrisch, grämlich oder zänkisch, sein Geist war über kleinliche Dinge erhaben.“ So fanden ihn die Freunde, die ihm geblieben waren, und auch andere, „Männer von Adel, viele Leute von ausgezeichneten Eigenschaften“ und selbst „Fremde“, die ihn „fast bis zu seinem Todestage“ aufsuchten. An warmen, sonnigen Tagen trafen sie ihn „in einem grauen groben Rock“, die frische Luft geniessend, vor der Hausthüre sitzen. Ein gewisser Dr. Wright, Geistlicher in Dorsetshire, sah ihn in seinem Hause „eine Treppe hoch“ in einem einfachen Zimmer, das „mit einer schmutzig grünen Tapete behangen war“. Der Dichter sass „in einem Armstuhl, schwarz und sauber gekleidet, blass, aber nicht leichenhaft, seine Hände und Finger geschwollen und mit Gichtknoten bedeckt. Er sagte unter anderem, wenn er von diesen Schmerzen frei wäre, würde seine Blindheit schon erträglich sein“⁽¹⁾.

Es ist das letzte Bild, das wir uns vom verlöschenden Dasein Milton's machen können. Leidend wie er war, suchte er sich doch nicht niederbeugen zu lassen. Unter den Schmerzen seiner Gichtanfälle hörte man ihn scherzen und singen. Aber seine Qualen nahmen zu, und er täuschte sich nicht darüber, dass er bald ausgeduldet haben werde. Eines Vormittags gegen Ende des Juli 1674 besuchte ihn sein Bruder Christoph, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er beim Beginne der Gerichtsferien London verliess, um sich zum Landaufenthalt nach Ipswich zu begeben. Ihm, dem Juristen, erklärte der Kranke mündlich seinen letzten Willen, formlos und ohne dass seine Frau und eine Magd, Elisabeth Fisher, die sich im Zimmer befanden, zur Bezeugung herbeigerufen worden wären. Auch wurde diese Willenserklärung, von Christoph Milton später zu Papier gebracht, in einem Processe, den die drei Töchter gegen ihre Stiefmutter anstrebten, nicht

als Testament anerkannt, und sie hatte sich mit ihnen wegen der Erbschaft auseinanderzusetzen. Immerhin wird durch die Aeusserungen des Vaters, der sein Ende herannahen fühlte, und durch Zeugenaussagen, die nach seinem Tode vor dem Richter abgelegt wurden, die schwere Verschuldung der Töchter klargestellt. „Das Erbtheil — sagte der Dichter seinem Bruder —, welches mir von H. Powell, dem Vater meiner ersten Gattin, zukommt, hinterlasse ich den lieblosen Kindern (to the unkind children), die ich von ihr hatte; aber ich habe nichts davon empfangen. Meine Meinung ist, dass sie keinen anderen Genuss von meinem Vermögen haben sollen als jenes Erbtheil und was ich ausserdem noch für sie aufgewandt habe, da sie sehr pflichtvergessen mir gegenüber gewesen sind. Mein ganzes übriges Vermögen überlasse ich der Verfügung meiner lieben Frau Elisabeth.“ Sie hatte, wie er hervorhob, immer „sehr liebevoll für ihn gesorgt“. Den Kindern verblieb also der Anspruch auf die niemals ausgezahlte Mitgift ihrer Mutter, 1000 Pfund nebst den Zinsen von etwa zwanzig Jahren, und Milton mochte glauben, dass die Familie Powell ebenso fähig sein würde, die Summe auszusahlen, wie sie dazu verpflichtet war. Auch hatte er wiederholt erklärt, dass er „zu seinen Lebzeiten für seine Kinder gesorgt“ und „den grössten Theil seines Vermögens“ darauf verwandt habe. Ausserdem hatte er noch später gegenüber seiner Frau den Wunsch ausgesprochen, dass, falls sein Nachlass 1000 Pfund übersteige, auch dieser Ueberschuss seinen Kindern zu gute kommen solle. Doch fanden sich nach seinem Tode nur etwa 900 Pfund vor, welche, wenn es nach seinen Bestimmungen gegangen wäre, die Wittwe ohne Abzug erhalten haben würde⁽¹⁾.

So viel sieht man deutlich: Milton wünschte seinen Kindern zu zeigen, dass sie durch ihr Benehmen wenig Dank von ihm verdient hätten. Er sprach sich seinem Bruder gegenüber „in voller Ruhe, leidenschaftslos“ darüber aus, ohne sich „auf Einzelheiten einzulassen“. Doch erinnerte sich Christoph Milton, ihn früher darüber haben klagen zu hören, dass seine Kinder „sich um ihn in seiner Blindheit nicht kümmerten und sich nichts daraus machten, ihn zu verlassen“. Nicht genug damit,

die Aussage jenes Dienstmädchens, der Elisabeth Fisher, belastete die Töchter noch schwerer. Was sie zu Protokoll gab, stützte sich auf eine schmerzliche Mittheilung Milton's selbst. Kurz vor seiner dritten Heirat habe eine Magd seiner zweiten Tochter Mary gesagt, sie höre, der Vater wolle sich wieder verehelichen, worauf Mary geantwortet: das sei nichts Neues, „aber wenn sie von seinem Tode hören könnte, das wäre etwas“. Und er habe hinzugefügt, „dass alle seine Kinder sich gegen ihn verschworen und die Magd angestachelt hätten, ihn bei ihren Markteinkäufen zu betrügen, dass sie auch einige seiner Bücher weggenommen hätten und den Rest den Kehrlichtweibern verkaufen wollten“. Es ist möglich, dass einiges in dieser Aussage auf einem Missverständniss beruht, da Milton nach anderen Nachrichten einen Theil seiner Bibliothek gegen Ende seines Lebens selbst zu Geld gemacht haben soll⁽¹⁾. Es ist auch nicht schwer, mildernde Umstände für die Töchter geltend zu machen, die zu jener Zeit noch jung, ohne rechte Aufsicht sich selbst überlassen heranwuchsen. Namentlich die jüngste, Deborah, möchte man für schuldfrei erklären, da sie damals noch nicht eilf Jahre alt war und noch als alte Frau mit Liebe von ihrem Vater gesprochen hat. Aber alles in allem erhält man den Eindruck, dass schon von frühe an der Charakter der Töchter sich nicht auf's beste entwickelte. Man begreift nun erst recht, warum Milton sich auf Zureden eines wohlmeinenden Freundes hatte entschliessen können, in einer dritten Gattin sich eine Stütze seines Alters zu suchen. Vorher musste er sich vorkommen, wie sein Samson Agonistes, in dessen rührenden Versen (75 — 79) etwas von seinem eigenen Weh nachklingt:

. . Bei'm Licht im Dunkeln, täglichem Betrug,
Schmach, Spott, Verachtung, Unrecht ausgesetzt,
Daheim wie draussen immer wie ein Narr,
Schein ich kaum halb zu leben, mehr als halb
Schon todt zu sein. . .

Die jüngste Tochter Deborah war kurz vor dem Ende Milton's mit einer Lady Merian, vielleicht einer Freundin der Lady Ranelagh, nach Irland gegangen. Ihre Schwestern waren

vermuthlich in London geblieben, aber es ist zweifelhaft, ob die Kinder am Bette ihres Vaters standen, als seine Todesstunde herannahte. Er überlebte jenes ernste Gespräch, das er mit seinem Bruder geführt hatte, nur um wenige Monate. Doch schien er noch Anfang Oktober 1674 „sehr munter und in guter Gesundheit zu sein“ und plauderte über Tisch in gewohnter heiterer Weise mit seiner Frau. Danach nahmen unter erneuten Gichtanfällen seine Kräfte rasch ab. Nach einer wohl zulässigen Annahme hauchte er am Sonntag, den 8. November, seinen letzten Athem aus, und sein Todeskampf war so leicht, dass sein Ende von denen, die sich im Zimmer befanden, nicht gleich bemerkt wurde. Am 12. November wurde die Leiche Miltons am oberen Ende des Chores der kleinen Kirche St. Giles, Cripplegate, beigesetzt. In dieser Kirche waren vierundfünfzig Jahre vorher Oliver Cromwell und Elisabeth Bourchier getraut worden. In demselben Raume ruhten die Gebeine von Milton's Vater. Die Freunde und „Bewunderer“ des Dichters, die sich in der Stadt befanden, gaben dem Sarge das Geleite, und es fehlte nicht an „theilnehmendem Zulauf des Volkes“.

Man darf vermuthen, dass sich unter dem Trauergefolge, wenn nicht der Bruder, der vielleicht noch auf dem Lande verweilte, so doch der ältere Neffe des Verstorbenen befunden hat. Jener hatte noch eine Laufbahn vor sich, auf der man einen Milton anzutreffen nicht hätte glauben sollen. Er wurde als ein ergebenen Anhänger Jakob's II. bei Gelegenheit einer parteiischen Erneuerung des Tribunals unter die Richter der Schatzkammer aufgenommen und in Whitehall zum Ritter geschlagen. Ein Werkzeug der Stuart'schen Tyrannei, soll er sogar dem königlichen Beispiele zu Gefallen zum Katholicismus übergegangen sein. Es starb 1692 im siebenundsiebzigsten Jahr mit Hinterlassung eines Sohnes und mehrerer Töchter. Der ältere Phillips überlebte den Bruder des Dichters nur um zwei Jahre und machte sich noch kurz vor seinem Tode

um das Andenken seines grossen Oheims durch die Veröffentlichung seiner Biographie verdient. Der jüngere Phillips dagegen, der bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hinein seiner gewandten Feder freien Lauf liess, gewann es über sich, ein royalistisches Geschichtswerk fortzusetzen, welches Milton als einen „unverschämten und gotteslästerlichen“ Schriftsteller bezeichnete⁽¹⁾. — Milton's Wittve kehrte nach einigen Jahren in ihre Heimat zurück, wo sie, möglicher Weise als Mitglied einer Baptistengemeinde, ein einfaches, bescheidenes Leben führte. Nur wenige nahmen sich die Mühe, bei ihr Erkundigungen über den Dichter des verlorenen Paradieses einzuziehn. Als sie neunundachtzig Jahre alt 1727 starb, fanden sich in ihrem Nachlasse die beiden Bilder vor, die ihn als Knaben und Jüngling darstellten. Was aus der „grossen Masse von Briefen seiner gelehrten Bekannten in England und jenseits des Kanals“ geworden ist, die sie nach Aubrey's Versicherung besass, ist leider nicht festzustellen. Die sonstigen hinterlassenen Papiere des Dichters hatte sie seinem Neffen Edward Phillips gegeben⁽²⁾.

Von den drei Töchtern hatte nur die jüngste lebenskräftige Nachkommenschaft. Die älteste, Anna, welche einen „Baumeister“ geheiratet hatte, starb mit dem Kinde im ersten Wochenbett. Die zweite, Mary, war nie verheiratet und muss wie ihre ältere Schwester schon vor 1694 nicht mehr am Leben gewesen sein. Deborah dagegen, die dem Vater am ähnlichsten war, hatte aus einer Ehe mit Abraham Clarke aus Dublin, einem Seidenverkäufer, eine zahlreiche Familie. Unter der Regierung Jakob's II. kehrte sie nach London zurück, woselbst ihr Mann als ein „Weber in Spitalfields“ sich niederliess. Sie starb daselbst in dem gleichen Jahre wie ihre Stiefmutter. In ihrem Alter, zu einer Zeit, da Milton's Ruhm schon weit verbreitet war, empfing sie häufig Besuche von Männern, denen sie über das Leben ihres Vaters bereitwillig Aufschluss gab. Man bemerkte mit Erstaunen, dass ihr von früher her noch Stellen aus Homer und Euripides wie auch aus Ovid's Metamorphosen im Gedächtnis geblieben waren. Addison wirkte ihr bei der Prinzessin von Wales,

der späteren Königin Karoline, ein Geschenk von 50 Pfund aus. Sie hatte verschiedene Andenken an ihren Vater gerettet, und als sie bei einem Besuche des Kupferstechers Vertue eines mitgebrachten Bildes Milton's ansichtig wurde, äusserte sie ihre lebhafteste Theilnahme. Sechs Söhne und zwei Töchter Deborah's waren jung gestorben, aber eine Tochter, Elisabeth, und ein Sohn, Caleb, versprachen das Geschlecht fortzusetzen. Die Tochter, mit einem Mr. Foster verheiratet, der gleichfalls als „ein Spitalfields-Weber“ bezeichnet wird, gerieth in sehr bedrängte Umstände und suchte durch Eröffnung eines kleinen Spezereiladens etwas zum Erwerbe beizutragen. Man veranstaltete, um dieser Enkelin Milton's aus der Noth zu helfen, 1750 eine Benefizvorstellung des Comus, zu der Dr. Johnson einen Prolog schrieb. Ihre sieben Kinder waren sämmtlich frühe gestorben, und sie glaubte, dass ausser ihr keine Descendenz des Dichters vorhanden sei, wenn nicht in Ostindien. Dorthin war ihr Bruder in jungen Jahren ausgewandert, hatte sich in Madras einen Hausstand gegründet und hinterliess zwei Söhne, deren ältester gleichfalls in Madras angesessen war und 1727 die Geburt einer Tochter eintragen liess⁽¹⁾. Damit hört jede Spur der direkten Nachkommenschaft Milton's auf.

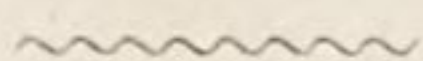
Aber sein Name ist über die heimatliche Insel hinaus nach Osten und Westen überall dahin gedrungen, wohin die Söhne seines Volkes als Pioniere der Kultur die siegreichen Schritte gewandt haben. Im üppigen Landsitz des englischen Kaufherrn an den Fluthen des Ganges wie im einfachen Blockhaus des englischen Kolonisten an den Fluthen des Mississippi hat neben der Bibel das verlorene Paradies eine Stelle erhalten, und die beredten Worte, die sein Schöpfer in Sachen der Freiheit gesprochen hat, sind zu einer fort und fort sprudelnden Quelle sittlicher und politischer Kraft geworden, welche der gesammten Menschheit zu gute kommt.

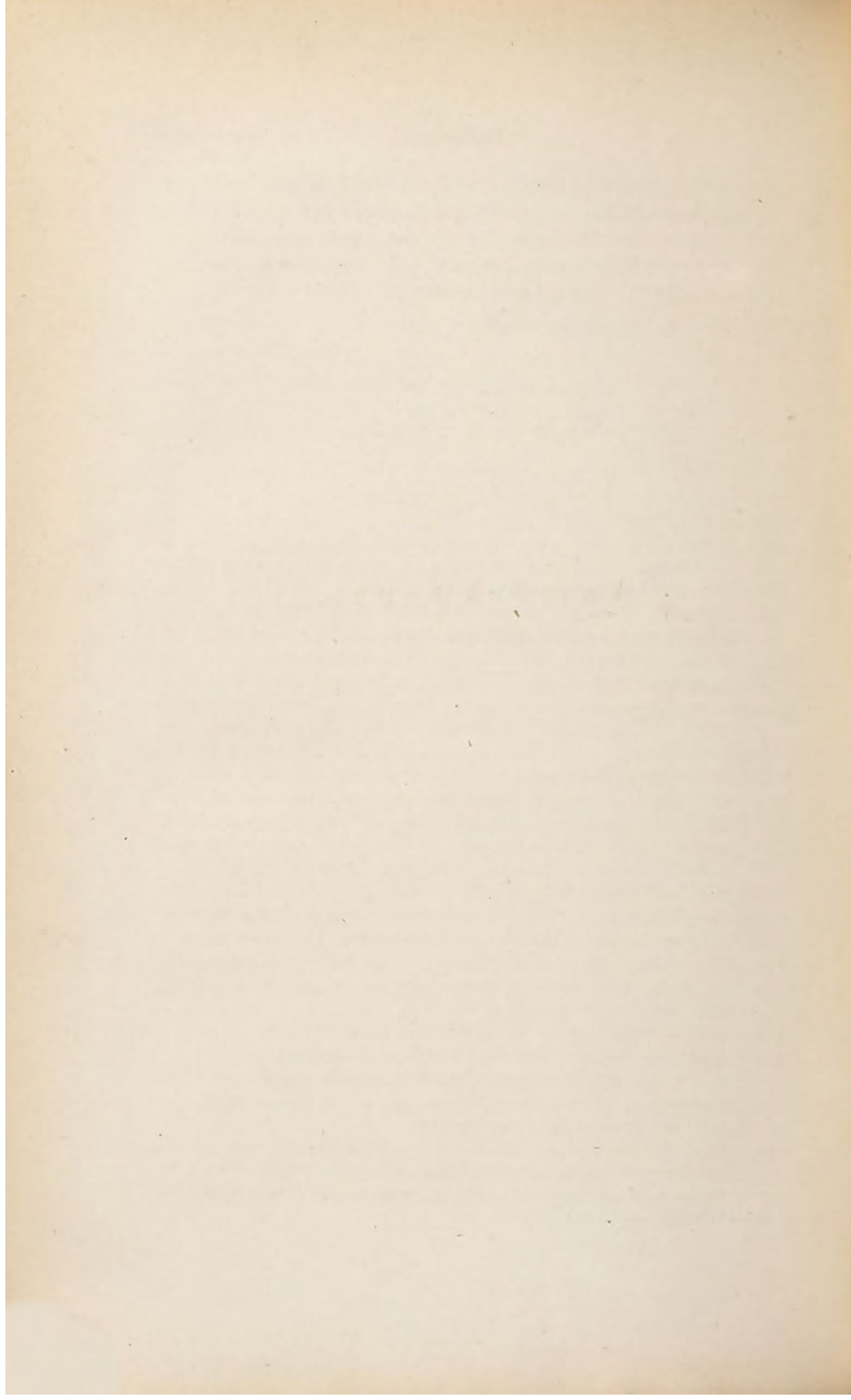
Ein echtes Kind seiner Nation und doch von so mancher nationalen Einseitigkeit frei, der erste Vorkämpfer des Puritanismus und doch über so manches puritanische Vorurtheil erhaben, ein grosser Dichter und zugleich ein Mann von um-

fassender Gelehrsamkeit, ebenso hochstehend als Genius wie als Charakter, hat Milton Aufnahme in jene Ruhmeshalle geistiger Heroen gefunden, die wir mit den Grössten unseres Geschlechtes bevölkern. Er hatte ein Recht darauf, sich „zu jenen Helden“ zählen zu lassen. Er konnte „Rühmliches von sich vermelden“ und seine „Wunden anzeigen“ so gut wie jeder von ihnen —

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heisst ein Kämpfer sein.“

A n m e r k u n g e n.





A n m e r k u n g e n.

Erstes Kapitel.

Seite

- 5 ¹⁾ S. Näheres zur Ergänzung von Ludlow's Memoiren in den von mir herausgegebenen „Briefen Englischer Flüchtlinge in der Schweiz“, Göttingen, Peppmüller 1874. Zwei später im Staatsarchiv von Bern aufgefundene Briefe Ludlow's habe ich in der Academy Sept. 2, 1876 zum Abdruck gebracht.
- 7 ¹⁾ S. Näheres in Forster: Statesmen of the Commonwealth.
- 8 ¹⁾ „Free Parliaments Quaeres . . . Printed in the year of redemption 1660“ (Ms. Note „April 20“). Qu. 6 p. 2: „Whether hanging or drowning be the best waies of transportation of our late republicans to the commonwealths of Utopia or Oceana“. Br. M. E. 1019.
- ²⁾ L'Estrange His Apology etc. 1660 (Ms. Note „June 6“). 4^o. Br. M. E. 187. p. 157: „Particularly Milton put forth a bawling piece against Dr. Griffith and somebody else another scurrilous libel entitled Eye-Salve. I did not think it much material to reply upon these, the people being already convinc'd of the right, but however being excited to it by a private friend, I return'd these following answers“ (darauf folgt: „No blinde guides“ etc., s. o. III. 250).
- ³⁾ The Blazing-Star or Noll's Nose. Br. M. E. 1040 (17. Aug. 1660), s. Catalogue of prints and drawings in the Br. M. Div. 1. Political and personal satires 1870 I. No. 957.
- 9 ¹⁾ Lettres de Gui Patin (Ed. 1846) III. 238.
- ²⁾ Kennet, Register (1728) p. 180. 189. 230. 239.
- ³⁾ E. Phillips sagt daher mit Unrecht: „so that together with John Goodwin of Coleman-Street he was only so far excepted as not to bear any office in the commonwealth“.
- 11 ¹⁾ C. S. P. 1650 May 17, Juli 2. K. Elze: Davenant (Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft IV. 127). Nach Wood hat Milton mit den beiden aldermen zusammengewirkt, Richardson:

Seite

- Life of Milton LXXXIX nennt nur Milton. Er beruft sich auf Pope, der seine Kunde von dem Schauspieler Betterton hat. Aubrey erwähnt die Sache nicht.
- 11 ²⁾ Vor Warton in seiner zweiten Ausgabe der kleineren Gedichte Milton's p. 358 findet sich die Erzählung bei Cunningham: Hist. of great Britain I. 14. In Sloane Mss. 649 findet sich ein Brief an Hartlib (?), unterzeichnet „Amstelodami 10. Aug. 1660 a tuo Q. N. B.“, in dem es heisst (f. 42a): „De Miltono et captivis quid actum fuerit aut agetur proximis tuis mihi rescribes“.
- ³⁾ Sotheby p. 129 und die Tafel nach p. 124. Phillips.
- 12 ¹⁾ C. J. 12 Sept. 15, 17 Dec. 1660. Hamilton 61. Hier wird irrig eine „sechsmonatliche Haft“ Milton's angenommen.
- ²⁾ Evelyn's Diary ed. W. Bray I. 360 (12. Januar 1662): „At St. James's chapel preached or rather harangued the famous orator M. Morus in French. There were present the King, Duke, French ambassador, Lord Aubigny, Earl of Bristol and a world of Roman Catholics drawn thither to hear this eloquent Protestant.“
- ³⁾ Baillie (1661. 31 Januar) III. 443. Die Anekdote bei Richardson p. c widerlegt sich schon dadurch, dass sie von einem „latin secretary“ und von einer Frau Milton's zu einer Zeit spricht, da er Wittwer war.
- 13 ¹⁾ Wood, Phillips, Todd 255. Keightley 75.
- ²⁾ Paget wird C. S. P. 1650, Febr. 5 (p. 506) als „physician to the tower“ genannt, vgl. C. S. P. 1651 p. 189.
- ³⁾ Aubrey: „a gentle person, a peacefull and agreeable humour“. Näheres bei Hunter 36—41 und Marsh, daselbst 46 der Taufeintrag Elisabeth's „30. Dec. 1638“. Als Datum der Ehe giebt Masson P. W. I. 62, 66 den Februar 1663 an, ohne Zweifel auf urkundliches Material gestützt. Aubrey nimmt an „the yeare before the sicknesse“, also 1664.
- 14 ¹⁾ Phillips. Näheres über die Lage der Wohnung nach Watts in W. I. p. CLXXIV. P. W. I. 53. Bei Hunter 43 findet man den Abdruck eines „account of the hearth-money of the county of Middlesex for the year ending at Lady Day 1674“ und darin den Eintrag: „John Melton 4 hearths“. Hiernach heisst die Strasse „Artillery-Wall“, nicht wie bei Phillips „Artillery-Walk“. Nach Richardson III. und XCIII. hätte Milton eine Zeit lang bei dem Buchhändler Millington in „Little Britain“ gewohnt, doch findet sich diese Nachricht nirgend sonst bestätigt.
- 15 ¹⁾ Aubrey in Verbindung mit Newton's Life of Milton vor seiner Ausgabe von Milton's poetical works Ed. 1761 p. LXVI. LXVII., woselbst sich, nach mündlicher Tradition, einzelne kleine Züge finden, die bei Aubrey und Phillips fehlen. Nach Aubrey begann der Tag mit Vorlesung eines Stückes aus „the Hebrew bible“, allein

Seite

- es ist doch nicht glaublich, dass ein Diener („his man“) dazu fähig war. Oder heisst „Hebrew bible“ etwa „das alte Testament“?
- 16 ¹⁾ S. die Zusammenstellung in P. W. I. 65 ff. nach Phillips, Aubrey (der in der Bezeichnung „his second daughter Deborah“ irrt), Richardson: Explanatory notes and remarks on Milton's Paradise lost by J. R. father and son London 1734. Life by J. R. senior p. CXIV. Mary Milton unterschreibt ihren Namen „Milton“, s. Marsh und Sotheby 177, ebenda 179 die Unterschrift von Deborah (Deboroh). Die Notiz bei Newton, die auf Mrs. Foster, eine Tochter Deborah Milton's, zurückgeht, der Dichter habe alle seine Kinder nicht schreiben lehren lassen, wird dadurch widerlegt. Nur die älteste konnte nicht schreiben, vermuthlich wegen eines körperlichen Gebrechens, das sie freilich später nicht verhinderte, Handarbeiten anzufertigen; vgl. Marsh und Sotheby 176.
- 17 ¹⁾ S. den Stammbaum in Milton's Works ed. Pickering, über die Phillips: Wood, Godwin, Diary and Correspondence of John Evelyn.
- ²⁾ Ich verbessere bei dieser Gelegenheit ein Versehen des zweiten Buches S. 152 Zeile 20. Es sollte dort heissen: „Die Thatsache, dass der Dichter mit der Familie jenes Isaac Pennington . . . bekannt war“ u. s. w., s. Rose: New general biogr. Dictionary.
- 20 ¹⁾ History of the life of Thomas Ellwood. Ich benutze die vierte Ausgabe London 1791 p. 143 ff. 185. Unter den nachgelassenen Mss. Ellwood's werden auch angeführt: „Several Decades of Letters to particular Persons about 35 Sheets“, über deren Verbleib leider nichts bekannt ist. Ein Facsimile von Ellwood's (wie auch von Marvell's und der beiden Phillips') Unterschrift bei Sotheby T. XXIV.
- 21 ¹⁾ Dircks, woselbst Worthington's Correspondence und Pepys' Diary and Correspondence, wenn auch nicht erschöpfend benutzt worden sind; vgl. Evelyn's Diary und die Korrespondenz Hartlib's mit Boyle in Boyle's Works Ed. Birch. Die Thatsache, dass Hartlib gegen Jones als Zeuge aufgerufen ward, wurde mir bekannt aus „An exact and most impartial account of the judgment of 29 regicides, London 1660“ p. 97.
- 22 ¹⁾ So die zu II. 269 citirte Literatur, Kennet: Register s. v. Durie, dazu eine Druckschrift Durie's: „Copie d'une lettre écrite à un prince de l'Empire etc. de Zurich 19. Nov. 1662 Jean Duré“, enthalten im züricher Staatsarchiv, Duraeana, ebenda die reichhaltige Korrespondenz zwischen Durie und Ulrich etc. nach dem Jahre 1660. In einem Brief vom 28. Jan. 1661 räth Durie ausdrücklich: „Et si vous voulez toucher un mot de ma negotiation avec vous . . . il ne faut nullement nommer le Protecteur ny de près ny

Seite

de loin, aussi ne faut il pas mentionner avec aucun tiltre odieux le Pape ny les Papistes“. Briefe für ihn soll man adressiren, für den Fall, dass er schon abgereist wäre: „To be left with Mr. Sam. Hartlib dwelling in Axeyard in Kingstreet in Westminster“. Der nächste Brief an Ulrich, vom Anfang Februar 1661, datirt schon aus Amsterdam.

22 ²⁾ Kurze Biographie Pell's in Worthington's Diary I. 57 nach Wood; vgl. I. 230. Die Thatsache, dass Pell in Amerika war, wurde mir bekannt aus Boyle's Works V. 596.

23 ¹⁾ Birch: History of the royal society.

24 ¹⁾ P. W. III. 107, 108.

Zweites Kapitel.

28 ¹⁾ Evelyn: Diary and Correspondence I. 359. II. 32.

30 ¹⁾ Der erste Theil des Hudibras erschien 1663, der zweite 1664 (beide zusammen 1674), der dritte 1678. Ich benutze die [Ausgabe von R. Bell und die Uebersetzung von Eiselein. Die auf Milton bezügliche Stelle in den Fragmenten, welche Thyer veröffentlicht hat, a. a. O. I. 168: „As he who fought at barriers with Salmasius | Engaged with nothing but his stiles and phrases | Waved to assert the murder of a prince“ etc. Man wäre in Versuchung, die Stelle I. 50, in der vom Paradiese, Adam, der Schlange die Rede ist, auf Milton's Gedicht zu beziehen, wenn dies 1663 schon bekannt gewesen wäre.

²⁾ „T'is a strange age we've lived in and a lewd“. Satire upon the licentious age of Charles II.

32 ¹⁾ Ich beziehe mich auf einen Sammelband englischer Dichtungen des siebzehnten Jahrhunderts im Besitz der Bibliothek zu Göttingen.

²⁾ Rochester: Horace's tenth satire of the first book imitated, vgl. Jesse: Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts IV. 266.

³⁾ „Marriage! T'is but a licens'd way to sin“ Rochester: A satire against marriage. — „All maidens are mortal at fourteen“ Dorset: Song to Chloris.

34 ¹⁾ „Monarchs may err, but should each private breast | Judge their ill acts, they would dispute their best | . . Whate'er faults in princes time reveal | None can be judge, where can be no appeal“. Aehnlich in Secret love or the maiden queen: „The rights of subjects and of sovereigns are things distinct in nature: theirs is to enjoy propriety not empire“.

35 ¹⁾ „I saw Hamlet prince of Denmark played, but now the old plays began to disgust this refined age, since his Majesty's being so long abroad“. Evelyn's Diary 1661 Nov. 26.

Seite

- 36 ¹⁾ Ward: A history of English dramatic literature II. 476, s. über das Verhältnis Dryden's zu Shakespeare den Aufsatz von Delius im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft IV.
- 37 ¹⁾ Ode to the pious memory of Mrs. Anne Killigrew (1686): „Oh gracious God! how far have we | Profaned the heavenly gift of poesy“ etc. Man wird es nicht unbillig finden, dass in dieser Skizze auf eine umfassende Charakteristik Dryden's verzichtet wird, und dass literarische Erscheinungen wie Lee, Otway u. a., deren hauptsächliche Wirksamkeit nicht mehr in die Lebenszeit Milton's fällt, ausser Betracht geblieben sind.
- 41 ¹⁾ Stoughton: Ecclesiastical history of England. The church of the restoration, London 1870 I. 100. Newcomen lehnte ab.
- 44 ¹⁾ Stoughton II. 538—542.
- 46 ¹⁾ Stoughton I. 346.

Drittes Kapitel.

- 48 ¹⁾ S. oben II. 21, 67, 183, 189, 312, 442.
- 50 ¹⁾ Phillips, Aubrey, Newton: Life of Milton p. LXXV.
- 51 ¹⁾ Lingard nach Hodges und de Foe: History of the plague. (Works Ed. 1840 Vol. IX.)
- 53 ¹⁾ Ellwood 205 ff. Es ist klar, dass Ellwood das Jahr mit dem 25. März beginnt. Ueber die Lage von Milton's Haus in Chalfont s. Todd I. 272. Mitford I. p. CX, daselbst hinter CLVII eine Abbildung. Aus „London Aug. 15, 1666“ datirt Milton's Brief an Heimbach, Works VII. 409.
- 54 ¹⁾ Lappenberg: Der grosse Brand von London, 1842, namentlich nach Evelyn und Pepys, vgl. Worthington's Diaries II. 1, 206 ff.
- 55 ¹⁾ Pepys: Diary, 13. July 1667.
- 56 ¹⁾ P. W. I. 1. Ueber die Erneuerung der Censurbehörde [s. Hales in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Areopagitica. Eine Zeit lang war Milton's Gegner R. l'Estrange, einer der Licensers.
- 57 ¹⁾ S. die genauen Angaben P. W. I. 8 ff., wie denn die hier gegebene Einleitung überhaupt grundlegend für die Darstellung ist. Das Exemplar des Br. M. C. 14. a. 9 führt den Titel: Paradise lost. | A | Poem | Written in Ten Books | By John Milton | Licensed and Entred according | to Order. | London | Printed, and are to be sold by Peter Parker under Creed Church neer Aldgate; And by | Robert Boulter at the Turks Head in Bishopsgate-street; | And Matthias Walker, under St. Dunstons Church | in Fleet-street, 1667. 4^o, nicht paginirt, ohne Prosa-Einleitung, ohne Inhaltsangabe der Bücher. Genaue Reproduktion dieser Ausgabe von Masson, 1877, London. Man sieht, dass Simmons' Name hier verschwindet, viel-

Seite

leicht weil in Folge des Brandes eine zeitweilige Störung seines Geschäftsbetriebes eingetreten war. In anderen Abzügen tritt er auf. Der Eintrag in den Registers der Stationers: „August 20. 1667. Mr Sam. Symons: Enterd for his Copie under the hands of Mr Thomas Tomkyns and Mr. Warden Royston A Booke Or Copie Intituled Paradise lost A Poem in Tenne bookes by J. M.“ Was die deutschen Uebersetzungen betrifft, so verweise ich mit Uebergehung der zahlreichen älteren nur auf diejenigen von Böttger, 4. Aufl. Leipzig 1869, und Schuhmann, 2. Aufl. Stuttgart 1877.

- 61 ¹⁾ Ueber die Quellen zu Milton's verlorenem Paradies handeln ausführlich Todd: *An inquiry into the origin of paradise lost*, P. W. Introduction, J. Moers: *De fontibus paradisi amissi* (Bonner Dissertation 1865 P. 1). Ich habe mich auf das Wichtigste beschränken müssen. Der sehr seltene *Adamo* von Andreini hat mir in der Ausgabe von 1617 vorgelegen. (Ueber ihn findet sich in Phillips' *theatrum poetarum*, einm Werke, auf dessen Abfassung Milton doch anscheinend nicht ohne Einfluss war, nur die Bemerkung: „Giovanni Andreini another Italian author of a fantastick poem as he himself calls it entitled *Olivastro*, which was printed at Bologna a. 1642“.) Der *Adamus exul* von Grotius findet sich abgedruckt in *Delectus auctorum sacrorum Miltono facem praelucens* T. 2. Adcurante G. Laudero 1752, englische Uebersetzung von F. Barham 1839. Vondel's *Lucifer* steht in V. Werken ed. van Lennep VI. 201—310, deutsche Uebersetzung von G. H. de Wilde 1869, Leipzig, Brockhaus; vgl. Jonckbloet: *Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde*, 2. Ed. 1874, II. 65 ff. R. Buddensieg: *Der Fall der Engel bei John Milton und J. v. d. Vondel* (Grenzboten 1877 No. 33 S. 241—258) nennt Milton irrig „den Dichter von Christ-Church Cambridge“ und meint, die dramatischen Entwürfe des verlorenen Paradieses seien noch nicht veröffentlicht; s. auch E. W. G. *A Dutch Milton in Cornhill Magazine*, May 1877, Vol. 35 p. 596—615. Unbedeutend ist Glaser: *J. v. Vondel und sein Lucifer in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen* XII.

2) *Génie du Christianisme*, Anhang, fragments sur la poésie Ch. VII.

- 63 ¹⁾ Goethe an Schiller 31. Juli 1799.

- 78 ¹⁾ Lessing an Nicolai November 1756, Werke herausgegeben von Lachmann-Maltzahn XII. 64.

- 79 ¹⁾ Vgl. Masson: *The three devils: Luther's, Milton's and Goethe's* (Essays 1856). Elze: *Milton im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft* XII., namentlich p. 84. In Roskoff's *Geschichte des Teufels*, 1869, hätte auf Milton Rücksicht genommen werden sollen.

Seite

- 80 ¹⁾ Liebert 331 — 339. Pauli: Aufsätze 383. Carrière: Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung IV. 664.
- 81 ¹⁾ Taine: Histoire de la littérature anglaise II. 418.
- 89 ¹⁾ S. III. 74, 418, 481 ff., 562 und die Bemerkungen in P. W. dazu, sowie die Introduction; vgl. Keightley 217 ff., 458 ff., der mir indess die wahre Ansicht Milton's zu verkennen scheint.
- 91 ¹⁾ „Man's pride, grown to religion, he abates | By moving our loved earth, which we think fix'd, | Think all to it, and it to none relates, | With other's motions scorn to have it mix'd; | As if it were great and stately to stand still | Whilst other orbs dance on, or else think all | Those vast bright globes, to show God's needless skill, | Were made but to attend our little ball.“ Davenant: Gondibert B. II. Canto V, 19. 20.
- ²⁾ S. über die dritte von Copernicus angenommene Bewegung, den Parallelismus der Erdaxe: Lalande, Astronomie I. 546.
- 92 ¹⁾ Eine bezeichnende Stelle aus Baco: De Augmentis (1623) nach Ed. Spedding IV. 347, s. in P. W. III. 222, 223. Milton's Freunde, die Smectymnianer, verwarfen noch auf's entschiedenste das kopernikanische System, s. o. B. II. 83. Dass Milton ein Werk wie J. a Sacrobosco's de sphaera dem Unterricht zu Grunde legte (s. o. II. 398) beweist nur, dass ihm kein besseres zu Gebote stand. Eben dies mag ihm den nächsten Anlass gegeben haben, das alte System zu verspotten. In du Bartas wird es noch in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten.
- 96 ¹⁾ S. Vane's Sätze aus „The retired man's meditations“ bei Forster: Statesmen of the commonwealth 287, 288.
- 99 ¹⁾ C. Hillebrand: De sacro apud Christianos carmine epico . . Parisiis 1861.

Viertes Kapitel.

- 105 ¹⁾ Ellwood 213. S. 220 spricht Ellwood von seiner Anwesenheit bei einem meeting in London, das „einige Zeit“ nach dem Juni 1665 gehalten worden sei.
- 106 ¹⁾ In Deutschland ist dies geschehn von Löbell: Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie I. 185; s. die Gegenbemerkungen von Hettner, Wiese: Milton's verlorenes Paradies, 1863, Treitschke.
- ²⁾ P. W. II. 1 — 81, III. 279 — 319. Ich besitze eine alte deutsche prosaische Uebersetzung: „Das wiedereroberte Paradies des Johann Milton, nebst seiner Lebensbeschreibung, einigen dramatischen und verschiedenen kleinern Gedichten. [Simson, Komus, Lycidas, l'Allegro, il Penseroso, An die Zeit, Bey einer feyerlichen Musik.] Mit allerhöchstem kaiserlichen Privilegio. Mannheim, im Verlage der

Seite

Herausgeber der ausländischen schönen Geister, 1781. 302 S. Poetische Uebersetzungen des wiedergewonnenen Paradieses bei Böttger und Schuhmann.

117 ¹⁾ Das Gesagte, das sich auf den Samson bezieht, stützt sich auf die feinen Bemerkungen in P. W. I. p. IX — XI, LXXV — C, woselbst namentlich auf Marsh: Lectures on English Language Rücksicht genommen wird. Tocqueville: De la démocratie en Amérique, III. 107 sagt, ohne den Beweis zu erbringen: „Le seul Milton a introduit dans la langue anglaise plus de six cents mots presque tous tirés du latin, du grec et de l'hébreu“.

²⁾ Ward: A history of english dramatic literature 1875 II. 475, 497 ff.

118 ¹⁾ P. W. I. p. CVII, 8, 131. III. 110 — 113.

²⁾ Es hätte ihm doch schwer werden sollen, ausser etwa Tasso's Sette giornate noch andere Werke von Dichtern „ersten Ranges“ anzuführen. Merkwürdiger Weise nimmt er auf Surrey's reimlose Uebersetzung eines Stückes der Aeneide keine Rücksicht.

³⁾ Schon einige Jahre nach Milton's Tode beklagte sich einer seiner begeisterten Verehrer darüber, dass er den Reim verschmäht habe, s. das Citat aus Woodford's Paraphrase on the Canticles 1679 in Worthington's Diaries II. P. 1, 192.

120 ¹⁾ Vgl. die feinen Bemerkungen von J. A. Symonds: The blank verse of Milton (Fortnightly Review 1874 July — December p. 767 ff.).

121 ¹⁾ Br. M. C. 14. a. 12, 8^o. Paradise | Regain'd: | A Poem: | In IV Books. | To which is added | Samson Agonistes. | The Author | John Milton. | London, | Printed by J. M. for John Starkey at the | Mitre in Fleetstreet, near Temple-Bar. | MDCXXI. | 111 S., auf der Rückseite des Blattes vor dem Titel: Licensed, | July 2. 1670, angebunden Samson | Agonistes, | A | Dramatic Poem. | The Author | John Milton. | Aristot. Poet. Cap. 6. *Τραγωδία μίμησις πράξεως σπουδαίας* etc. Tragoedia est imitatio actionis seriae etc. Per misericordiam et | metum perficiens talium effectuum lustrationem. | London, | Printed by J. M. for John Starkey at the | Mitre in Fleetstreet near Temple-Bar MDCLXXI. | 101 S. Dies Exemplar enthält alte handschriftliche Bemerkungen. Der Eintrag in den Registers der Stationers Company lautet: „Sept. 10. 1670. Mr. John Starkey. Entred for his Copie under the hands of Mr. Tho. Tomkyns and Mr. Warden Roper A Copie or Booke Intituled Paradiice regayn'd A Poem in 4 Bookes. The Author John Milton. To which is added Samson Agonistes A dramatic Poem by the same Author.“ S. über Samson Ag. P. W. II. 85 — 153. III, 323 — 328. Deutsche Uebersetzung von Böttger. Eine gelegentliche Hindeutung auf die Geschichte Simson's s. in Def. [prima Cap. IV, im Anfang. Ueber die Simsonsage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung handelt Roskoff, Leipzig 1860.

Seite

125 ¹⁾ Ich folge Liebert's Uebersetzung 391.

126 ¹⁾ Bei dieser Stelle könnte man an eine Einwirkung des „Samson, Treurspiel v. Vondel“, (1660) denken, zumal dieser Dichter, wie oben S. 61 bemerkt, Milton nicht fremd war.

Fünftes Kapitel.

130 ¹⁾ „That they likewise used a Ms. collection in three large folios, digested into an alphabetical order made by Mr. John Milton out of all the best and purest Roman authors“. S. Rob. Ainsworth in der Vorrede zum thesaurus linguae latinae 1752 p. VI.

131 ¹⁾ Aubrey, Wood, Phillips, dessen Ausdrücke der Angabe Aubrey's, das Wörterbuch sei erst nach der Erblindung Milton's ausgearbeitet worden, widersprechen; vgl. Todd I. 171 und Sotheby 127, daselbst auch ein Auszug aus der Vorrede von „Dr. Adam Littleton's Latin Dictionary“, Ed. 4, 1715. Die Notiz bei Aubrey: „He wrote a Dictionary called Idioma Linguae Latinae from Mr. Packer, who was his scholar“ (nicht „for Mr. Packer“, wie bei Godwin 349 steht), soll wohl nur heissen, dass Aubrey diese Nachricht von Packer empfangen hatte. Nach Aubrey hat Milton's Wittve „all his papers, among which this dictionary imperfect“ an E. Phillips gegeben, allein am Rande steht, vermuthlich auf das Wörterbuch allein bezüglich: „In the hands of Moyses Pitt“, d. h. zur Zeit als Aubrey schrieb. Ein Buchhändler Moses Pitt wird erwähnt in „Letters of H. Prideaux to J. Ellis ed. J. M. Thompson, Camden-Society 1875 p. 76, 147; s. einen Brief von J. Pell an „Mr. Moses Pitt, a stationer at the White Hart in Little Britaine“ vom 3. Juni 1663 in „A collection of letters illustrative of the progress of science in England etc. ed. J. O. Halliwell, London pr. for the historical society of science“ 1841 p. 103, vgl. p. 97 und einen Brief Oldenburg's an Boyle vom 19. Sept. 1676 in Boyle's Works V. 396. Pitt war also in dem Bekanntenkreise Milton's kein Fremder und es ist ohne Zweifel derselbe, welcher zwei Jahre nach dem Tode des Dichters erklärte, er habe „einige seiner Papiere gekauft“ und eine gestohlene und unvollkommene Ausgabe der Milton'schen Staatsbriefe veröffentlichte; s. Hamilton 30, 36 (hier heisst er: „Mr. Pitts, bookseller in Paul's Churchyard“). — Neuerdings hat J. P. Collier behauptet, ein in seinem Besitz befindliches Exemplar von Cooper's „Thesaurus linguae Romanae et Britannicae 1573“ enthalte Notizen von Milton's Hand, sowie seinen Namen (Athenaeum 1875, 23. Okt., p. 540). Der Herausgeber von Milton's Commonplacebook (p. VIII) scheint indessen die Handschrift nicht für die Milton's zu halten.

²⁾ Accedence | Commenc't | Grammar, | Supply'd with sufficient | Ru-

Seite

les, | For the use of such (Younger or Elder) as are desirous, with- | out more trouble than | needs to attain the Latin Tongue | The Elder sort especially, with | little Teaching, and their | own Industry. | By John Milton. | London, Printed for S. S. and are | to be sold by John Starkey at the Miter in Fleet- | street, near Temple- bar. 1669. 8 . 65 S., am Schluss ein Druckfehlerverzeichnis. Br. M. 624. a. 34, W. VI. 431—438. Fast alle Biographen, offenbar einer dem anderen blindlings folgend, setzen diese Schrift fälschlich in das Jahr 1661.

- 132 ¹⁾ The | History | Of | Britain | That part especially now call'd | Eng- land. | From the first Traditional Beginning, continu'd to the | Nor- man Conquest | Collected out of the antientest and best Authours | thereof by | John Milton. | London, | Printed by | J. M. for James Allestry, at the Rose | and Crown in St. Paul's Church-Yard, | MDCLXX. | 4'. 308. S., danach „An Index of all the Chief Per- sons & material passages“ etc. auf 27 Bl. und auf Bl. 28 „Errata“. Vor dem Titel Milton's Bild, rechts und links in der Ecke „Gul. Faithorne ad Vivum Delin. et sculpsit“, darunter „Joannis Miltoni Effigies Aetat. 62. 1670“. Br. M. 598. e. 1. W. V. 1—302.
- 133 ¹⁾ Dies tritt z. B. hervor in „Englands proper and onely way to an establishment in honour, freedome, peace and happinesse or the Norman yoke once more uncased . . . by the author of Antinorma- nisme . . . 1648“ (die Vorrede unterzeichnet: Jo. Hare), Derselbe Gedankengang findet sich in H. Vane's „healing question“ (For- ster 343).
- 136 ¹⁾ „Seeing that oftimes relations heretefore accounted fabulous have been after found to contain in them many footsteps and reliques of something true . . . I have therefore determined to bestow the telling over even of these reputed tales; be it for nothing else but in favour of our English poets and rhetoricians, who by their art will know how to use them judiciously“. (In der Einleitung.) Wenn Milton auch von Wunderzeichen spricht, so folgt er nur seinen Quellen und lässt (z. B. S. 293) keinen Zweifel daran aufkommen, wie er über s. g. Vorzeichen in Gestalt von Kometen etc. denkt.
- 137 ¹⁾ Ep. fam. 23. Ill. Domino Henrico de Brass Idib. Quintil. 1657 (W. VII. 401—403), s. o. III. 185.
- 139 ¹⁾ S. die betreffenden Stellen S. 190, 267, 167, 158, 86.
- 140 ¹⁾ Mr. John Miltons | Character | Of the | Long Parliament | And | As- sembly of Divines. | In MDCXLI. | Omitted in his other Works, and never before Printed, | And very seasonable for these times. | Lon- don: | Printed for Henry Bromeat, the Gun at the West- | end of St. Pauls 1681. 11 S. 8 . Br. M. 8122. d. Im Vorwort heisst es, die Stelle sei unterdrückt worden, „out of tenderness to a party, whom neither this nor much more lenity has had the luck to

Seite

oblige“. Es ist auffallend, dass diese Veröffentlichung E. Phillips und Toland entgangen zu sein scheint. Nach Toland wären auch noch einige andere Stellen in Milton's Buche unterdrückt worden, „wherin he expos'd the superstition, pride and cunning of the popish monks in the Saxon times, apply'd by the sagacious licensers to Charles the second bishops“, woferne hier keine Verwechselung vorliegt. S. über den Grafen von Anglesey (1614—1686) Burnet (Ed. 1833) I. 177 und Wood.

- 145 ¹⁾ S. allgemeine Urtheile über Milton's englische Geschichte bei Wachler: Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. 847—849: Lappenberg: Geschichte von England I. p. LXXII, LXXIII (vgl. daselbst p. LX), Pauli: Aufsätze zur englischen Geschichte 365. Den harten Bemerkungen von Keightley 378 ist im Text entgegengetreten.
- 146 ¹⁾ Joannis Miltoni | Angli, | Artis Logicae | Plenior Institutio, | Ad | Petri Rami | Methodum concinnata, | Adjecta est Praxis Annalytica (sic) & Petri | Rami vita. Libris duobus | Londini, Impensis Spencer Hickman, So- | cietatis Regalis Typographi, ad | insigne Rosae in Coemeterio | D. Pauli. 1672 | 12 . 223 S. Br. M. 1134. a. 5. W. VII. 1—185. Vor dem Titel Milton's Bild, darunter „W. Dolle sculpsit“ und „Joannis Miltoni Effigies aetat. 63. 1671“. Es ist eine Kopie des Bildes von Faithorne; s. F. Marsh l. c. No. 28. Ich weiss nicht, wie Geffroy S. 241 dazu kommt, das Leben des Ramus als eine besondere Schrift mit dem Datum 1674 anzuführen.
- 149 ¹⁾ Ich habe zusammengefasst, was sich mir aus Aubrey, Wood, Toland, Hamilton, der Vorrede zur englischen Uebersetzung des Milton'schen Traktats (Prose-Works, Ed. St. John 1861. IV), Sotheby 155—166, dem Report of the R. Commission on Hist. Mss. IV. P. 1 p. 227 und vor allem der eigenen Einsicht in das Original Ms. im Record-Office ergeben hat. In den Korrekturen des Ms. glaube ich neben D. Skinner's Hand zwei weitere Hände zu erkennen (z. B. S. 513 und 531 am Rande). Mit Todd 299 bin ich der Ansicht, dass die Hand, welche das Stück von S. 197 an geschrieben hat, die gleiche ist, welche im Cambridge Ms. in dem Sonett: „Methought I saw“ etc. auftritt, ohne dass es mir möglich wäre, diese Hand zu identificiren; vgl. auch P. W. II. 305—307. — Für die Citate benutze ich nicht die lateinische Ausgabe: Joannis Miltoni Angli de doctrina christiana libri duo posthumi ed. C. R. Sumner Cambridge 1825, sondern die zugänglichere Uebersetzung in der Ed. St. John 1861, 68. Vol. IV. V.
- 155 ¹⁾ V. 57. Im verlorenen Paradies sind allerdings Stellen enthalten, in welchen der Jargon der Astrologie angewendet wird, namentlich X. 658 ff., aber es wäre doch bedenklich, daraus Schlüsse auf die wirkliche Meinung Milton's zu ziehn. Anderer Meinung ist Keightley 219.

Seite

- 156 ¹⁾ Worthington's Diary und Correspondence I. 360 ff. II. 1, 6 ff. Boyle's Works IV. 347; vgl. im Register „Angels“.
- 157 ¹⁾ Hanbury III. 533 ff. Confessions of faith and other documents illustrative of the history of the Baptist churches of England ed. for the Hanserd-Knollys-Society by E. B. Underhill 1854.
- 158 ¹⁾ Kampschulte: Calvin I. 265.
²⁾ Von anderen Stellen des P. l. kommen besonders in Betracht: III. 171 ff. V. 235 ff. 524 ff. VIII. 635 ff. IX. 350 ff. 1171 ff. X. 45.
- 159 ¹⁾ S. die Zusammenstellung von Todd I. 313 und Sumner W. l. c. IV. p. XXX. Doch scheint mir die Stelle aus „The ready and easy way“ nicht entscheidend zu sein.
²⁾ De Foe: Political history of the devil (Works Ed. 1840, X. 68).
- 160 ¹⁾ Todd I. 315 nach Saggio di critica sul paradiso perduto etc. Vita di Milton, scritta da Alessandro Pepoli. Eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Frage bezüglichen Stellen aus P. l. von Sumner l. c. IV. p. XXIX.; vgl. die Bemerkungen P. W. III. 197.
- 161 ¹⁾ Ueber einen bisher unbeachtet gebliebenen Brief Spinoza's, von dem Oldenburg seinem Freunde Boyle eine Mittheilung macht, habe ich in den „Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ 1872 S. 523—537 gehandelt. Vielleicht sollte es daselbst statt „profecto“ heissen „pro ficto“.
- 162 ¹⁾ Freilich zeigt die „Ungewissheit“ Milton's, ob nicht doch eine „Zerstörung der Substanz“ anzunehmen sei, dass er früher Gesagtes vergessen hatte.
- 163 ¹⁾ IV. 188, 189, 270, 279; vgl. Paradise lost X. 790 ff.
- 164 ¹⁾ „De me, libris tantummodo sacris adhaeresco, haeresin aliam, sectam aliam sequor nullam“ (Widmung). Ueber die Doctrina christiana haben u. a. ausführlicher gehandelt: Sumner in der Einleitung, Todd I. 293—364, Keightley 159—214, Mitford: W. I. p. CXL—CLIV, Lelièvre und E. de Guerle in der Revue chrétienne 1863, 1869, Weingarten 80—82 (ich weiss nicht, wieso dieser dazu kommt, das Autograph der D. c. in Cambridge gefunden sein zu lassen), Liebert 276—284, dem ich hier, wie schon früher in meinem Aufsatz: John Milton und der Calvinismus, Jahrbücher für deutsche Theologie XVII, mehrfach wörtlich gefolgt bin.
- 165 ¹⁾ Works Ed. St. John IV. 430; vgl. Toland (Ed. 1761) p. 140. Todd I. 268.

Sechstes Kapitel.

- 169 ¹⁾ Of | True Religion, | Haeresie, | Schism, | Toleration, | And what best means may be us'd against the growth of | Popery | The Author J.

Seite

M. | London | Printed in the Year, 1673. 16 S. 4°. Br. M. E. 1958.
W. V. 406 — 420.

- 174 ¹⁾ S. die Aussage von Titus Oates, abgedruckt in Milton's Works ed. St. John IV. p. XXVII.
- 175 ¹⁾ Ich benutze diese Gelegenheit, um nachzuholen, dass Buch 2 Kapitel 5 die Vorgänge in Maryland neben denen von Neu-England noch eine Erwähnung verdient hätten.
- 176 ¹⁾ Ueber Parker s. Wood Ed. Bliss IV. 225. Seine Schrift: „A reproof to the rehearsal transpos'd in a discourse to its author, London 1673“, in den Stationers' Registers eingetragen unter dem 15. März 1673, befindet sich nach Wood IV. 230 in der Bodleiana A. 41 Linc. Das andere, an Angriffen auf Milton reiche Pamphlet „The transposer rehears'd or the fifth act of Mr. Bayes's Play. Oxford 1673“, ist mir im Br. M. bekannt geworden. Dies Pamphlet stammt nach Wood l. c. von „Rich. Leigh sometime commoner of Queen's college“ (s. über ihn Wood IV. 534). Marvel hält Parker für den Autor auch dieser Schrift, wie sich aus seinen Worten im zweiten Theile seines „Rehearsal transposed“ ergibt. Beide Theile dieses Werkes (1672 und 1673), dessen Titel sich aus Buckingham's Rehearsal erklärt, sind neuerdings musterhaft herausgegeben von A. B. Grosart in Marvell's Works III.; daselbst 498 — 500 die auf Milton bezügliche Stelle.
- 177 ¹⁾ „He had, as I remember, prepared for the press an answer to some little scribing quack in London [freilich war „the transposer rehears'd“ in Oxford erschienen], who had written a scurrilous libel against him; but whether by the diswasion of friends, as thinking him a fellow not worth his notice, or for what other cause I know not this answer was never publisht“. E. Phillips.
- ²⁾ A Brief | History | Of | Moscovia | And | Of other less known Coun | tries lying eastward of Russia as | far as Cathay. | Gather'd from the Writings of se- | veral Eye-witnesses. | By John Milton. | London, | Printed by M. Flesher, for Brabazon Ayl- | mer, at the Three Pigeons against the | Royal Exchange. 1682. | 12°. 109 S., vorher auf 3 Bl. „The Authors Preface“ und „Advertisement“. Br. M. 1049. c. 2. W. VIII. 469 — 519, hier fehlt indess das „Advertisement“. Es geht zu weit, wenn Wachler: Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. 847, das Werk „eine jugendliche Compilation“ nennt.
- 178 ¹⁾ Hartlib's Interesse an ähnlichen Arbeiten ersieht man z. B. aus Worthington's Correspondence I. 147. I. 139. Hier werden erwähnt: „The travels and voyages of Olearius and Mandeslo into Muscavia, Persia and the dominions of the great Mogul, much augmented and translated by Mons. Viqueford into French“. Eine

Seite

englische Uebersetzung von John Davies, die Milton leicht bekannt werden mochte, erschien London 1662.

- 179 ¹⁾ A | Declaration, | Or | Letters Patents of the Election | of this present | King of Poland | John the Third, | Elected on the 22^d of May last past, | Anno Dom. 1674. | Containing the Reason of this Election, the | great Vertues and Merits of the said Se- | rene Elect, His eminent Services in War, e- | specially in his last great Victory against the Turks and Tartars, whereof many Particulars are here related, not published before. | Now faithfully translated from the Latin Copy. (Darunter mit Tinte: „By John Milton“.) London, Printed for Brabazon Aylmer, at the three Pigeons in | Cornhil, 1674. | 4^o. 12 S. Br. M. $\frac{\text{E. 1959}}{3}$. W. VIII. 458—468; über die

Frage der Aechtheit der Milton'schen Uebersetzung s Todd I. 216, 217.

- ²⁾ Poems, etc. | Upon | Several Occasions. | By | Mr. John Milton: | Both English and Latin, etc. | Composed at several times. | With a small Tractate of | Education | To Mr. Hartlib. | London, | Printed for Tho. Dring at the White Lion | next Chancery Lane End, in | Fleetstreet. 1673. Br. M. 684. d. 34. 8^o. Nach S. 165 ein neuer Titel: Joannis Miltoni | Londinensis | Poemata. | Quorum pleraque intra Annum | aetatis Vigessimus Conscripsit. Nunc primum Edit. | Londini, | Excudebat W. R. Anno 1673; danach 117 S. Ueber die Abweichungen der ersten und der zweiten Ausgabe der Gedichte s. P. W. II. 173.

- 180 ¹⁾ Joannis Miltonii Angli, | Epistolarum Familiarium | Liber Unus: | Quibus | Accesserunt, Ejusdem, jam olim in Col- | legio Adolescentis, | Prolusiones | Quaedam | Oratoriae, | Londini, | Impensis Brabazoni Aylmeri sub Signo | Trium Columbarum Via vulgo | Cornhill dicta, | An. Dom. 1674. 155 S. 12 . Der Eintrag in den Stationers' Registers lautet: „1. July 1674 Mr. Brabazon Aylmer Entred then for his Copy (under the hands of Mr. Roger L'estranger and Mr. Warden Mearne A Book or Copy intituled Joannis Miltonii Angli Epistolarum familiarium Liber unus quibus accesserunt ejusdem jam olim in Collegio Adolescentis Prolusiones quaedam oratoriae.“ Ueber B. Aylmer s. P. W. I. 17. 18.

- ²⁾ Ueber die Ergänzung der Staatsbriefe durch W. D. Hamilton nach dem im Record-Office befindlichen Ms. s. o. Anm. 2 zu III. 28. Nicht zu verwechseln mit den Staatsbriefen sind die „Original“ letters and papers of state addressed to Oliver Cromwell, concerning the affairs of Great Britain . . found among the political collections of John Milton . . published by John Nickolls, London 1743. Diese Sammlung von interessanten Aktenstücken soll sich nach den Bemerkungen des Herausgebers p. IV. im Nachlass Th. Ellwood's befunden haben.

Seite

- Innere Gründe dafür, dass sie einst in den Händen Milton's gewesen seien, liegen nicht vor.
- 182 ¹⁾ Edward Phillips: *Theatrum poetarum*, 1675. Br. M. 1088. d. 7; vgl. Godwin 158 ff.
- ²⁾ *Paradise Lost*. | A | Poem | In | Twelve Books. | The Author | John Milton. | The Second Edition | Revised and Augmented by the | same Author. | London, | Printed by S. Simmons next door to the | Golden Lion in Aldersgate-street, 1674. 333 S. Br. M. 1076. f. 20. 12'. Marvell's und Barrow's Verse in P. W. I. 127—129. In einigen Exemplaren der zweiten Ausgabe findet sich Milton's Bild mit der Unterschrift: „W. Dolle sculpsit: Johannis Miltoni effigies aetat. 63, 1671“. Facsimile der Quittung vom 26. April 1669, deren Unterschrift möglicher Weise von der Hand der Frau Milton's stammt, bei Sotheby Pl. XVIII.; vgl. P. W. I. 12.
- 183 ¹⁾ Richardson CXX. Hat man vielleicht die Verse in Marvell's Gedicht *On paradise lost*: „Their Fancies like our Bushy-points appear | The Poets tag them, we for fashion wear“ mit Milton's Worten: „he would give him leave to tagge his verses“ (s. Aubrey) in Verbindung zu bringen?
- 184 ¹⁾ Aubrey, Richardson CXX. *The dramattick works of Dryden* IV. (1735), daselbst das Gedicht von N. Lee: „To Mr. Dryden on his poem of paradise“, von Interesse wegen der Geringschätzung des Milton'schen Epos; s. auch Dryden's Verse unter dem Bilde Milton's in Tonson's Folio-Ausgabe des verlorenen Paradieses 1688 (Dryden: *Poetical Works* 1874 p. 652).
- 185 ¹⁾ Mehr wird man aus den Worten bei Richardson nicht entnehmen dürfen, am wenigsten passt der Ausdruck „termagant“ auf eine Frau, die Aubrey nach eigener Bekanntschaft als „a gentle person, a peacefull and agreeable humour“ schildert. Ich weiss nicht, wieso Todd I, 287, Keightley 93 dazu kommen, auf Phillips Autorität hin von der dritten Frau Milton's zu behaupten: „she persecuted his children in his lifetime and cheated them at his death“.
- 186 ¹⁾ Phillips. Richardson nach mündlichen Berichten.
- 187 ¹⁾ Dass Milton nicht mehr als etwa 900 £ hinterlassen hat, ist daraus zu schliessen, dass die Wittwe, gezwungen, den Töchtern ein Drittel herauszugeben, jeder 100 £ überliess; s. Todd I. 290. P. W. I. 70. Phillips' Notiz: „He is said to have dyed 1500 £ in money . . besides household goods“, wird damit hinfällig; vgl. Marsh 13.
- 188 ¹⁾ Toland, der einzelne Nachrichten, die sich sonst nicht vorfinden, von Bekannten Milton's, welche er befragte, erhalten konnte.
- 189 ¹⁾ Aubrey, Wood, Phillips, Toland. Die Akten des Processes der drei Töchter gegen ihre Stiefmutter, zuerst herausgegeben von Warton, sind abgedruckt bei Todd I. 263—290, Keightley

Seite

138—149; vgl. Marsh. Der Eintrag in dem Pfarr-Register von St. Giles, Cripplegate „L. John Melton, gentleman Consumption. Chancell. 12. Nov. 1674“ bei Todd I. 217 („Melton“ später verändert in „Milton“). Ueber das Schicksal des Grabes ebenda 218—220. Im Jahre 1793 wurde eine Marmorbüste Milton's in der Kirche aufgestellt, nachdem schon 1737 eine solche im Poetenwinkel der Westminster-Abtei einen Platz gefunden hatte.

190 ¹⁾ Heath: Chronicle of the civil wars; s. Godwin 173.

²⁾ S. Aubrey. Toland i. f. bemerkt, er erwarte noch Miltoniana „from James Tyrrel, who has the manuscripts copies in his hand, and, I dare affirm, will not envy such a blessing to the nation“.

191 ¹⁾ S. die Zusammenstellung P. W. I. 69—74 und bei Keightley, den Stammbaum in W. Band I.; über Christoph Milton daselbst I. p. CLXXXIV. und Macaulay, H. of E. Register, über die Phillips s. Godwin.

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 54 Z. 8 v. u. lies erschöpft statt errschöpft.

S. 56 Z. 12 lies versucht gefühlt haben statt versucht h.

S. 189 Z. 20 fehlt hinter Volkes das Anmerkungszeichen ¹⁾.

S. 189 Z. 4 v. u. lies Er statt Es.

P e r s o n e n r e g i s t e r .

- | | |
|--|---|
| <p> Agar, Thomas, II. 24.
 Aitzema, Leo von, III. 185.
 Alphry, II. 26, 115.
 Ames, Wilhelm, IV. 153.
 Andreini, Giovanni, Battista, IV. 59, 60.
 Andrews, Lancelot, Bischof von Winchester, I. 62. II. 97.
 Anglesey, Arthur, Graf von, IV. 139.
 Appletree, Matthew, II. 386.
 Appletree, Thomas, II. 386.
 Argyle, Graf von, II. 5, 84, 258, 371. IV. 7.
 Arnold, Christoph, III. 184.
 Aubrey, John, I. 336 ff. III. 244. IV. 23.
 Augier, René, III. 256, 266.
 Avitus, Alcimus, Ecdicius, IV. 58.
 Aylmer, Brabazon, IV. 179.

 Bacon, Franz, I. 44, 117 — 119. IV. 91.
 Baillie, Robert, II. 38, 343.
 Bainbrigge, Thomas, I. 54, 78. II. 225.
 Barberini, Francesco, Kardinal, I. 282. III. 86.
 Barebone, Preise-Gott, III. 133.
 Baroni, Leonora, I. 284 — 86.
 Barrimore, Richard, II. 395. </p> | <p> Barrow, Samuel, IV. 24, 182.
 Bartas, Guillaume de Saluste, seigneur du, I. 38. IV. 59.
 Bastwick, John, I. 244. II, 30.
 Baxter, Richard, IV. 41.
 Biddle, John, III. 166.
 Bigot, Emery, III. 196.
 Blackborough, III. 336.
 Blake, Robert, III. 18, 133, 175, 177. IV. 7.
 Bolde, William, I. 22.
 Bourdelot, III. 85.
 Bower, Thomas, I. 22.
 Boyle, Robert, II. 395, 399, III. 194. IV. 22, 23, 161.
 Brackley, Viscount, I. 217, 240.
 Bradshaw, John, I. 345. II. 430. III. 94, 104, 105, 131, 152, 154, 203, 224, 255. IV. 7.
 Bradshaw, Sarah, s. Milton.
 Bramhall, Bischof von Derry, II. 157. III. 81, 88.
 Brantswait, Michael, I. 264.
 Brass, Henri de, III. 185.
 Bridge, William, II. 220.
 Bridgewater, Graf von, I. 216.
 Bridgewater, Alice, I. 217.
 Browne, Robert, I. 8. II. 206.
 Bruno Giordano, IV. 161.
 Buchanan, III. 70. </p> |
|--|---|

- Buckingham, George Villiers, Herzog von, I. 76—79.
 Buckingham, John Sheffield, Herzog von, IV. 36.
 Bunyan, John, IV. 97 ff.
 Buommattei, Benedetto, I. 269, 270, 274.
 Burroughs, Jeremias, II. 220.
 Burton, Henry, I. 244. II. 30, 220.
 Butler, Samuel, IV. 29, 30, 117.

 Caedmon IV. 58, 59.
 Calamy, Edmund, II. 50, 205, 241, 436. III. 249. IV. 41.
 Carew, Thomas, I. 182—84.
 Cartwright, I. 166, 193. II. 149.
 Caryl II. 332, 383. III. 27.
 Caston, Sarah, s. Milton.
 Cats, Jakob, III. 20, 86.
 Chapman I. 165.
 Chappell, William, I. 56, 82. III. 88.
 Cherubini, Alexander, I. 283.
 Chidley, Katharine, II. 222.
 Chillingworth, William, I. 80. II. 232.
 Chimentelli, Valerio, I. 269, 271. III. 86.
 Christine von Schweden, III. 83 ff. 106, 146.
 Clarendon, Graf, s. Hyde.
 Clarges, Thomas, IV. 10.
 Clarke, Abraham, IV. 190.
 Clarke, Caleb, IV. 191.
 Clarke, Elisabeth, IV. 191.
 Cleveland, John, I. 70, 88, 113, 181. II. 56, 149. III. 158.
 Clifford, Thomas, IV. 169.
 Colbron, James, I. 17.
 Colet, John, I. 30, 34.
 Coltellini, Agostino, I. 269.
 Comenius, Johann, Amos, II. 275—283, 401. III. 192. 278. IV. 21.
 Cook, John, II. 430. III. 57. IV. 5.
 Cooper, Anton Ashley, III. 133, 149, 160.
 Cowley, Abraham, I. 181. III. 158, 201. IV. 34, 59, 138.
 Crantz, Georg, III. 107.
 Crashaw, Richard, I. 185.
 Crequi, Herzog von, III. 178.
 Cromwell, Elisabeth, III. 200.
 Cromwell, Frances, III. 163.
 Cromwell, Henry, III. 146, 205.
 Cromwell, Mary, III. 163.
 Cromwell, Oliver, II. 28, 147, 159, 246—49, 254 ff., 356—58. III. 10 ff. 118 ff., 200. IV. 7.
 Cromwell, Richard, III. 202, 205.
 Crowne, John, IV. 36.

 Dante IV. 101 ff.
 Dati, Carlo, I. 268. II. 392, 403. III. 86. 109. 281.
 Davenant, William, I. 167. II. 149, 378. III. 158. IV. 10, 32, 36, 91.
 Davis II. 336.
 Dekker, Thomas, I. 165.
 Derby, Alice, Gräfin von, I. 212—214.
 Desborough, III. 136, 161, 200, 205, 223.
 Diodati, Giovanni, I. 33, 294. III. 109.
 Diodati, John, II. 18.
 Diodati, Karl, I. 32, 41, 66 ff., 85, 240. II. 18.
 Diodati, Philadelphia, II. 18.
 Diodati, Theodor, I. 33. II. 25.
 Doni, Giovanni Battista, I. 286.
 Donne, John, I. 179.
 Dorislaus, Isaac, I. 96. II. 430. III. 16.
 Dorset, Graf von, IV. 32.
 Drayton I. 171.
 Drummond I. 171.
 Dryden, John, III. 301. IV. 23, 36 ff., 54, 117, 122, 181—183.

- Durie, John, II. 268 ff., 279 ff.
III. 27, 99, 115, 171, 192, 195, 271.
278. 288. IV. 21.
- Earle, Dr., III. 48.
Earle, Richard, I. 57.
Edwards II. 221, 238 ff., 343.
Egerton, Thomas, I. 217. III. 265.
Ellwood, Thomas, IV. 17 ff., 51 ff.
104.
Elzevir III. 85. IV. 149.
Essex, Graf von, II. 147, 205, 255.
- Fairfax, Thomas, I. 177. II. 249,
257, 430. III. 13, 104, 153, 169,
227.
Faithorne, William, IV. 132.
Falkland, Lord, II. 29, 129, 134,
231.
Fauconberg, Lord, III. 163, 177.
Featley II. 263, 362.
Felton, Nicholas, Bischof von Ely,
I. 62.
Filmer, Robert, III. 62.
Fisher, Elisabeth, IV. 186.
Fleetwood, Charles, III. 23, 105,
146, 161, 200, 203.
Fleming, Oliver, III. 26. 288.
Fletcher, Giles, I. 172. IV. 59.
Fletcher, John, I. 232 ff.
Fletcher, Phineas, I. 172. IV. 59.
Ford, John, I. 165.
Foster, Elisabeth, IV. 191.
Fox, George, III. 200, 220.
Francini, I. 269, 271, 272.
Frescobaldi I. 268, 271.
Freshwater, Edward, I. 57.
Frost, Gualter sen., III. 25, 30.
Frost, Gualter jun., III. 25.
Fuller, Thomas, I. 58.
- Gaddi, Jacopo, I. 269. IV. 181.
Galilei, Galileo, I. 275 ff.
Gardiner, Thomas, II. 395.
- Gataker, Thomas, I. 19.
Gauden II. 435. III. 45.
Geerde II. 281. III. 193.
Gell, Robert, I. 57.
Gill, Alexander, der Aeltere, I. 31,
34, 206, 239.
Gill, Alexander, der Jüngere, I. 32,
42, 45, 70, 80, 205, 239. II. 18.
Glamorgan, Graf von, II. 353 ff.
Godefroy, J., III. 109.
Goodal, Edward, I. 201.
Goodwin, John, II. 219, 236. III.
47, 169, 271. IV. 9.
Goodwin, Thomas, II. 220, 283.
III. 27, 30, 271.
Gostlin I. 63.
Griffith, Matthew, III. 249.
Gronovius III. 84.
Grotius, Hugo, I. 284. II. 190.
III. 68. IV. 60, 181.
Güntzer, Christoph, III. 265.
- Haak, Theodor, II. 280. III. 26.
194. 278. 288. IV. 22, 23.
Habington, William, I. 187.
Hakewill, George, I. 72.
Hales, John, II. 231.
Hall, Georg, II. 115.
Hall, Joseph, Bischof von Exeter,
II. 34, 72 ff., 94, 114 ff.
Hall, Robert, II. 115.
Hamilton, Marquis von, II. 4 ff.,
371, 420, 422. III. 6.
Hammond II. 435. III. 47.
Hampden, John, I. 246. II. 28,
45, 92, 160.
Harrington, James, III. 243 ff.
Harris III. 47.
Harrison, Thomas, II. 347. III.
15, 129, 137, 140, 198.
Hartlib, Samuel, II. 266 ff., 278 ff.,
399 ff. III. 27, 28, 98, 164, 191 ff.
278. 282. 288. 296. IV. 20, 131.

- Haselrig, Arthur, II. 28. III. 154, 203, 227.
 Haughton, Sarah, s. Milton.
 Heimbach, Peter von, III. 184. IV. 12.
 Heimbach, Winand von, III. 184.
 Heinsius, Daniel, III. 84 ff.
 Heinsius, Nikolaus, III. 84 ff., 114.
 Henderson, Alexander, II. 5, 38, 193, 198.
 Herbert, George, I. 58, 184.
 Herrick, Robert, I. 187.
 Heth, Richard, II. 395.
 Heywood, Thomas, I. 165.
 Hill, Abraham, III. 269. IV. 23.
 Hobbes, Thomas, III. 74, 79.
 Hobson, Kapitän, II. 190.
 Hobson, Thomas, I. 90.
 Holland, Graf von, II. 421. III. 6.
 Holstenius, Lukas, I. 282. III. 86, 109.
 Hotman, Franz, III. 69.
 Howard, Robert, IV. 117.
 Hutchinson, Mrs., II. 216. III. 55.
 Hutton, John, I. 22.
 Hyde, Edward, II. 29, 86, 129, 134. III. 248. IV. 4, 138, 166.

 Jansen, Cornelius, I. 28.
 Jane III. 81.
 Jeanes III. 48.
 Jefferys (Jeffray), Ellen, I. 19. 346, 348.
 Jeffray, Margarethe, I. 347.
 Jeffray, Paul, I. 347.
 Jessop, William, III. 147.
 Jones, Inigo, I. 25, 219.
 Jones, Michael, III. 10.
 Jones, Richard, später Graf von Ranelagh, II. 395. III. 195. IV. 23.
 Jonson, Ben, I. 163, 205, 232.
 Ireton II. 350, 407. III. 105. IV. 7.
 Junius, Franz, III. 85. IV. 59, 134.

 Karl I., I. 56. II. 132 ff., 366 ff., 430.
 Karl II., III. 10 ff. IV. 26 ff.
 Karl X., König von Schweden, III. 178.
 Kieffer, Erhard, III. 264.
 King, Edward, I. 71, 241.
 King, John, I. 71.
 King, Roger, I. 71.
 Kinner II. 400.
 Klopstock IV. 99 ff.

 Labadie, Jean, III. 196.
 Lambert, John, III. 15, 129, 136, 143, 154, 161, 203, 205, 222 ff., 248. IV. 6.
 Lane, John, I. 21.
 Languet, Hubert, III. 69.
 Laud, William, Erzbischof von Canterbury, I. 133, 243. II. 259.
 Lawes, Henry, I. 203, 216, 240. II. 17, 341. IV. 20.
 Lawes, William, I. 203. II. 341.
 Lawrence, Henry, III. 105, 169.
 Lawrence, Henry, Sohn des vorigen, II. 395. III. 187.
 Lee, Isaac, III. 29.
 Leigh, Richard, IV. 176.
 Leighton, Alexander, I. 150. II. 30.
 Lenthall, William, II. 29, 131, 224, 227.
 Leslie, Alexander, II. 7.
 Leslie, David, II. 250. III. 13.
 L'Estrange, Roger, III. 250. IV. 8.
 Ley, James, II. 190.
 Ley, Margarethe, II. 190. 264.
 Lilburne, John, II. 30, 220, 322. III. 8, 30.
 Lilly, William, III. 48.
 Lockhart, William, III. 177.
 Longus, Johannes, III. 114.
 Lovelace, Richard, I. 188. II. 149.
 Lownes, Humphrey, I. 22.

Ludwig XIV., III. 178. IV. 167.
Lunsford III. 95.

Malatesti, Antonio, I. 273.

Manchester, Graf von, II. 205,
253 ff.

Manso, Giambattista, I. 287 ff.

Marshall, Stephen, II. 50, 151,
198, 203, 205, 220, 241, 259, 364,
383, 436.

Marshall, William, II. 340.

Marston, John, I. 165.

Marten, Henry, II. 28.

Marvell, Andrew, III. 94, 111,
188 ff., 201, 244. IV. 10, 24, 28,
175 ff., 178, 182.

Masenius, Jakob, IV. 58.

Massinger, Philipp, I. 165.

May, Thomas, I. 166. III. 256.

Mazarin, Kardinal, III. 174.

Meade, Joseph, I. 54 ff., 90.

Meadows, Philipp, III. 147, 148,
188.

Mermillot, J. F., III. 112.

Miller II. 26, 115.

Milton,

Agnes (des Dichters Urgross-
mutter), I. 15.

Alice, I. 15.

Anna (des Dichters Schwester,
verheiratete Phillips und Agar),
I. 18, 43, 61, 201.

Anna (des Dichters Tochter),
II. 387. IV. 15, 184, 190.

Anna (des Dichters Nichte), II.
161.

Christoph (des Dichters Bruder),
I. 18, 42, 92, 201, 259. II.
161, 389 ff. III. 183. IV. 17,
186, 189.

Deborah (des Dichters Tochter),
III. 183. IV. 15, 16, 184, 188,
190.

Elisabeth, geb. Minshul (des

Dichters dritte Frau), IV. 13,
185.

Henry (des Dichters Urgross-
vater), I. 15.

Isabelle (des Dichters Gross-
tante), I. 15.

John (des Dichters Vater), I.
16 ff., 159, 201. II. 161, 162,
338, 391.

John (des Dichters Sohn), III.
181, 183.

Katharine, geb. Woodcock (des
Dichters zweite Frau), III. 197.

Katharine (des Dichters Toch-
ter), III. 197.

Mary, geb. Powell (des Dichters
erste Frau), II. 166 ff., 335 ff.
III. 183.

Mary (des Dichters Tochter), II.
404. IV. 15, 184, 188, 190.

Rowland, I. 15.

Sarah (des Dichters Mutter), geb.
Bradshaw? Caston? Haugh-
ton? Jefferys? I. 17 ff., 239,
345 ff.

Sarah (des Dichters Nichte), II.
161.

Thomasine (des Dichters Schwä-
gerin, geb. Webber), I. 259.

Minshul, Elisabeth, s. Milton.

Monk, George, III. 15, 146, 226 ff.,
242 ff. IV. 10.

Montague, Edward, III. 105.

Montrose, Graf von, II. 15, 84,
196, 258, 348, 353, 355, 369.

Morris, William, IV. 10.

Moritz von der Pfalz III. 31.

Morus, Alexander, III. 97 ff., 196.
IV. 12.

Moseley, Humphrey, II. 338.

Moulton, Anna, s. Powell.

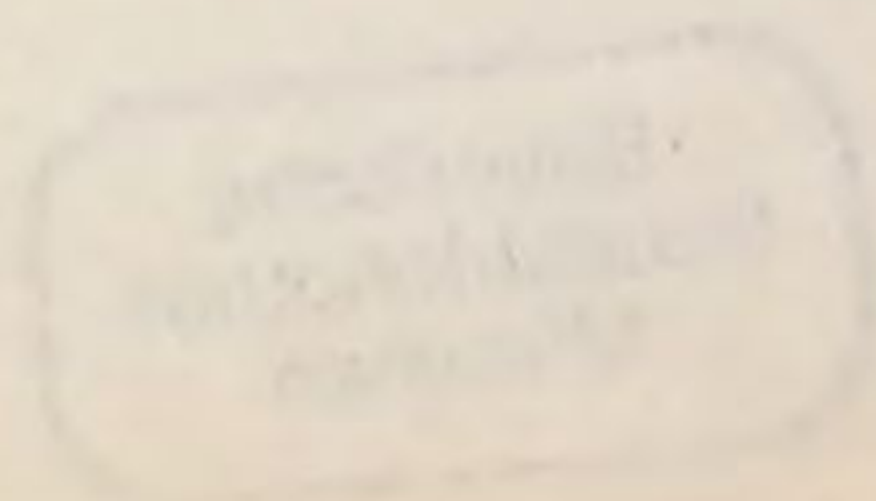
Munday, Anthony, I. 165.

Mylius, Hermann, III. 26.

- Naylor, Jakob, III. 166, 221.
 Needham, Marchmont, III. 31 ff., 98. IV. 24.
 Newcomen, Matthew, II. 51, 241. IV. 41.
 Newton, Isaac, IV. 91.
 Nieuport, Wilhelm, III. 99.
 Nye, Philipp, II. 220, 222, 283.
 Oldenburg, Graf von, III. 30.
 Oldenburg, Heinrich, III. 111, 195. IV. 23, 161.
 Ormond, Graf, II. 201. III. 10, 199.
 Orrery, Graf von, IV. 36.
 Overton, Robert, III. 105, 153, 156, 223, 231.
 Owen, John, III. 27, 169, 271.
 Oxenbridge, John, III. 280.
 Packer II. 396.
 Paget, Dr., IV. 13.
 Palmer, Herbert, II. 302, 326, 330.
 Parker, Samuel, IV. 175, 176.
 Pauw, Adrian, III. 20, 89.
 Peele, George, I. 232.
 Pell, John, II. 280. III. 164, 171 ff., 192, 244. IV. 22, 203.
 Penn, William, IV. 17, 52.
 Pennington, Isaac, der Aeltere, II. 28, 154, 430. IV. 17.
 Pennington, Isaac, der Jüngere, IV. 17, 51, 52.
 Peters, Hugh, II. 415. III. 27. IV. 5.
 Petty, William, II. 399.
 Philaras, Leonard, III. 89 ff.
 Phillips, Edward, I. 43.
 Phillips, Edward, Sohn des vorigen, II. 24, 338, 395. III. 80, 188. IV. 16, 17, 130, 180, 189.
 Phillips, John, II. 24, 338, 395. III. 80, 188. IV. 16, 17, 190, 296.
 Pictet, J., III. 112.
 Pitt, Moses, IV. 203.
 Plato I. 115 ff.
 Pory, Robert, I. 57.
 Powell, Anna, II. 163 ff., 387. III. 181 ff.
 Powell, Jakob, II. 166.
 Powell, Mary, s. Milton.
 Powell, Richard, II. 163 ff., 384 ff.
 Powell, Richard, II. 166.
 Power, William, I. 57.
 Prynne, William, I. 192, 244. II. 30, 238, 326, 427, 435. III. 215.
 Puteanus, Erycius, I. 229.
 Pym, John, II. 27, 45, 129 ff., 148, 203. IV. 7.
 Quarles, Francis, I. 185, 193. II. 149.
 Rainolds II. 68.
 Raleigh, Walter, I. 44.
 Ramus, Peter, I. 115. IV. 146.
 Randolph, Thomas, I. 58, 166.
 Ranelagh, Katharina, II. 395. III. 194. IV. 23.
 Ranelagh, Richard, s. Jones.
 Ridding, Richard, I. 63.
 Rivers I. 105.
 Robinson, John, II. 206.
 Rochester, Graf von, IV. 31.
 Rous, John, II. 342.
 Rowland, John, III. 81.
 Rupert von der Pfalz, Prinz, II. 249, 350. III. 17.
 Ryley, William, III. 281.
 Salmasius, Claudius, III. 51 ff., 83 ff.
 Salsillus, Johannes, I. 286.
 Saltmarsh II. 243.
 Sandelands, Andrew, III. 196.
 Sartoris III. 109.
 Saumaise s. Salmasius.
 Scultetus II. 74.
 Searle, George, III. 247.
 Sedley, Charles, IV. 32.

- Selden, John, II. 28, 205. III. 215.
 Selvaggi I. 287.
 Shakespeare I. 209, 252. IV. 181.
 Sheldon, Gilbert, Erzbischof von
 Canterbury, IV. 56.
 Shirley, James I. 166. II. 149.
 Sidney, Philipp, I. 54.
 Simmons, Matthew, IV. 56.
 Simmons, Samuel, IV. 56.
 Simpson, Sidrach, II. 220.
 Skinner, Cyriack, II. 395. III. 187,
 244. IV. 11, 24, 148.
 Skinner, Daniel, IV. 148, 149.
 Sobieski, Johann, IV. 178.
 Sophia von der Pfalz III. 31.
 Spanheim, Ezechiel, III. 113.
 Spanheim, Friedrich, der Aeltere,
 III. 113.
 Spanheim, Friedrich, der Jüngere,
 III. 113.
 Spenser, Edmund, I. 169 ff., 193, 254.
 Spinoza IV. 161.
 Springett, Guli, IV. 17.
 Spurstow, William, I. 58. II. 51,
 151, 160, 225, 436. IV. 41.
 Sterry, Peter, III. 27, 30.
 Stocke, Richard, I. 19.
 Strafford s. Wentworth.
 Suckling, John, I. 187. II. 149.
 Sylvester, Josua, I. 38.
- Taylor, Jeremy, II. 233.
 Thevenin, Franz, III. 91.
 Thomason, George, II. 342, 497 ff.
 Thomson, Katharine, II. 342.
 Thurloe, John, III. 26, 94, 99, 148,
 193.
 Tomkyns, Thomas, IV. 56.
 Tovey, Nathanael, I. 57, 90.
 Tronchin, Theodor, III. 112.
- Ussher, Jakob, Erzbischof von Ar-
 magh, II. 36, 68, 97.
- Vane, Henry, II. 28, 197. 264. III.
 16, 18, 21 ff., 25, 30, 127, 131, 132,
 159, 186, 203, 205, 223, 231. IV. 6.
 Vane, Karl, III. 17, 30.
 Venner, Thomas, IV. 41.
 Vlac, Adrian, III. 95, 98 ff.
 Vlitius, Janus, III. 86.
 Vondel, Joost van den, IV. 61.
 Vossius, Isaac, III. 84, 114.
- Waller, Edmund, I. 58, 188. III.
 158, 301. IV. 23, 37.
 Webster, John, I. 165.
 Weckherlin, Rudolf, III. 21, 26, 94.
 288. 293.
 Wentworth, Thomas, später Graf
 von Strafford, I. 246 ff. II. 11, 32.
 Whitelocke, Bulstrode, I. 201. II.
 29. III. 87.
 Williams, Bischof von Lincoln,
 später Erzbischof von York, I. 245.
 II. 36, 94, 95, 280.
 Williams, Roger, II. 215 ff., 234 ff.
 III. 71, 185 ff., 221. IV. 61.
 Wither, George, I. 194—98. II. 309.
 III. 191.
 Wolleb, Johannes, IV. 153.
 Woodcock, Katharine, s. Milton.
 Woodward, Hezekiah, II. 283, 325.
 Wotton, Henry, I. 259—61. II. 17.
 Wright, Dr., IV. 186.
- Yates, Jane, II. 25.
 York, Herzog von, IV. 28, 168, 169.
 Young, Patrick, II. 342. III. 27.
 Young, Thomas, I. 27—30, 41, 45,
 69. II. 17, 49, 205, 225.
 Young, William, I. 27.
- Zesen, Philipp von, III. 83.
 Ziegler, Kaspar, III. 82.
 Zollikofer, Johann, III. 278.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Stern, Alfred,

Milton und seine Zeit

Bd.: 2,2

Leipzig 1879

Biogr. 785 dh-2,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11387087-2